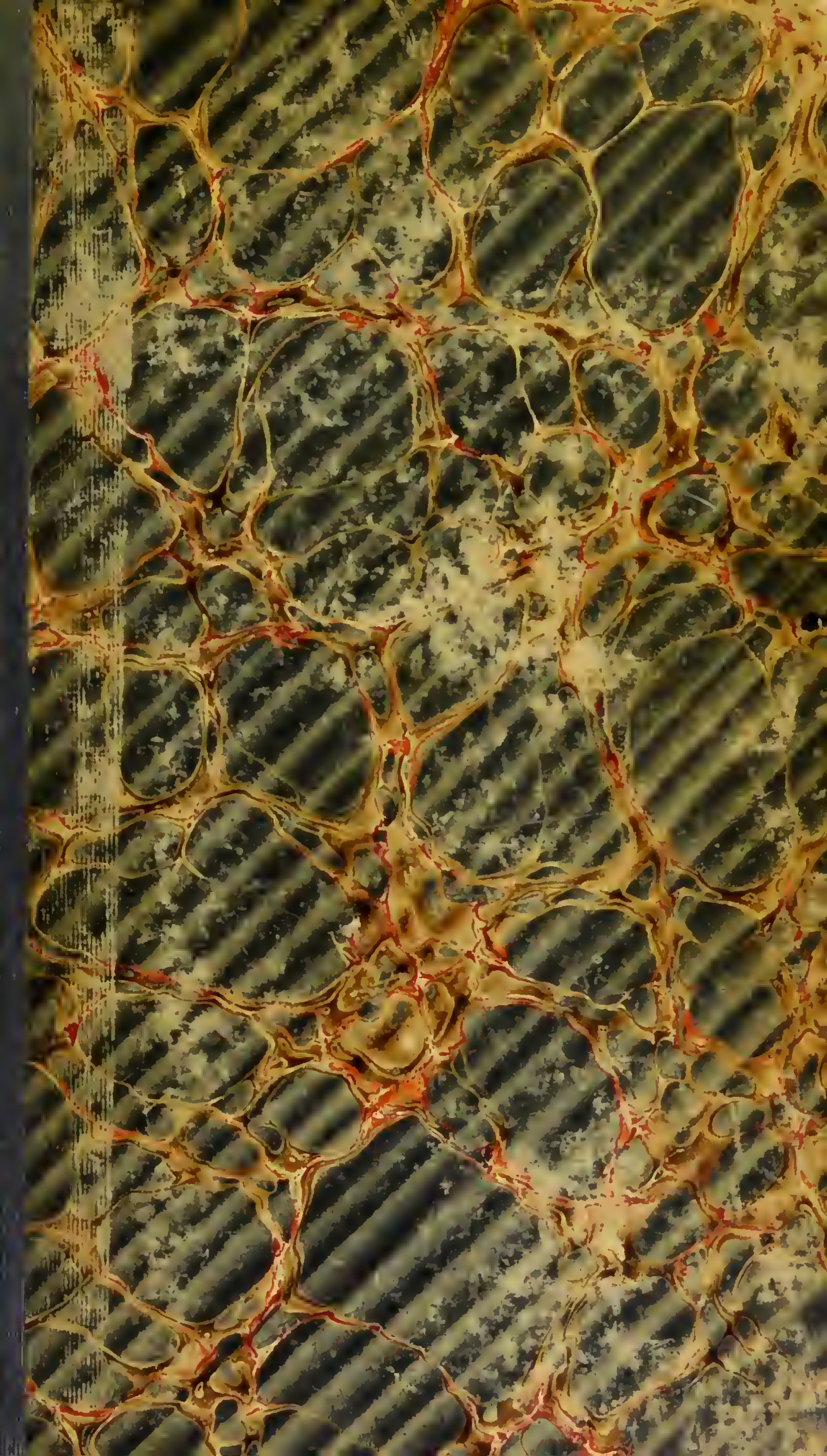
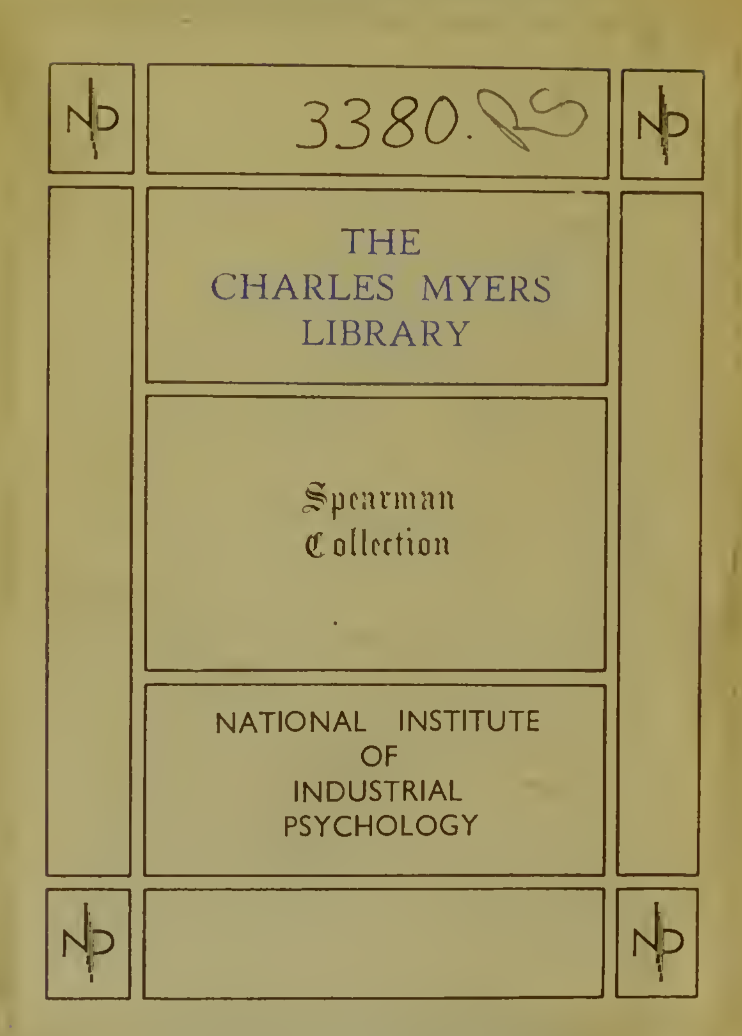



3380. BS
THE
CHARLES MYERS
LIBRARY
Spearman
Collection
NATIONAL INSTITUTE
OF
INDUSTRIAL
PSYCHOLOGY



Lehrbuch zur Einleitung

in die

Philosophie,

von

Johann Friedrich Herbart,

Hofrath und Professor der Philosophie zu Göttingen, Ritter des Königl. Preußischen rothen Adler-Ordens vierter Classe.

Vierte verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Königsberg,

bei August Wilhelm Unzer.

1837.

Vorrede.

Einleitung, Encyklopädie, und System einer Wissenschaft sind wesentlich verschieden. Die Einleitung führt zum System; die Encyklopädie dient, so weit als möglich, anstatt des Systems. Die Einleitung giebt Materialien und Fragen; das System stellt in gehöriger Form die Untersuchung an, und liefert die Antworten; die Encyklopädie sammelt die Resultate; von der systematischen Form aber spricht sie nur historisch, ohne dieselbe als den Hebel der Untersuchung zu benutzen.

Für den akademischen Unterricht in der Philosophie ist die Einleitung unentbehrlich, damit den systematischen Vorträgen der Zugang gehörig eröffnet werde. Hingegen die Encyklopädie paßt mehr zum Rückblick auf frühere Studien, welche ergänzt oder aufgefrischt werden sollen; sie ist eher ein Bedürfniß des späteren, als des Jünglingsalters. Der Einleitung gebührt ein Compendium, welches der mündliche Vortrag beleben soll; und den Schwierigkeiten, womit bekannt zu machen ihr obliegt, darf sie nicht auszuweichen suchen. Die Encyklopädie dagegen muß ähnlich einer fließenden Rede geschrieben seyn; und es steht ihr frey, solche Gegenstände hervorzuheben, welchen ein allgemeineres Interesse entgegenkommt *).

*) Zu vergleichen ist des Vrfs kurze Encyklopädie der Philosophie nach praktischen Gesichtspuncten.

Unter den philosophischen Wissenschaften, die man gleich im ersten Capitel dieses Lehrbuchs genannt findet, hat die Logik das nicht zu bestreitende und auch längst anerkannte Vorrecht, die erste zu seyn, worauf die Anfänger hingewiesen werden. Man darf indeß nicht vergessen, daß Logik anzuwenden schwerer ist, als Logik zu lernen. Zur Uebung im Anwenden bieten nun zwar die andern philosophischen Wissenschaften Gelegenheit dar; jedoch hat der Verfasser für zweckmäßig erachtet, in die gegenwärtige Ausgabe ein neues Capitel über die Anwendung der Logik aufzunehmen; dessen Inhalt mit dem, was anderwärts angewandte Logik heißt, zu vergleichen, der Hauptsache nach darauf hinauslaufen würde, daß die voreilige Einmischung der Psychologie in die Logik, hier eben sowohl als in den früheren Ausgaben ist vermieden worden. Wer nun ausführlichere, der Logik allein gewidmete Werke von Drobisch, Twesten, Fries, Krug, u. a. m. nachlesen will, möge nur nicht durch die Verschiedenheiten der Darstellung sich abhalten lassen, vorzugsweise dasjenige sich einzuprägen, was in allen diesen Darstellungen das Gemeinsame ausmacht.

Andre Zusätze enthält die vorliegende Ausgabe im dritten Abschnitte, wo Manches auseinanderzusetzen war, was die Anmerkungen der beyden vorigen Ausgaben unbequem zusammengedrängt hatten. Es kam darauf an, zu zeigen, daß für die gesammte Aesthetik, insbesondere für die praktische Philosophie, die Hülfe der Logik nicht unbedeutend, vielmehr um desto nöthiger zur Orientirung ist, je weiter Jemand in diesen reichen Feldern künftig umherzuwandern beabsichtigt.

Von dem Gebrauche, Logik und Metaphysik als zusammenhängenden Vortrag für ein einziges Halbjahr den Studirenden darzubieten, wich schon die erste Ausgabe dieses Lehrbuchs ab; der vierte Abschnitt desselben ist nur Einleitung in die Metaphysik, und soll

nichts weiter seyn. Dies bedarf keiner Rechtfertigung. Nur in den Zeiten des Verfalls der Metaphysik konnte man auf den Gedanken kommen, sie der Logik beynahe anhangsweise mitzugeben. Wer des Verfassers größere Metaphysik (in zwey Bänden) gelesen hat, mag überlegen, wieviel davon passend sey für solche Zuhörer, denen die Logik noch neu und kaum geläufig ist. Wem aber selbst der vierte Abschnitt dieses Buchs noch schwer und dunkel vorkommt, der hüte sich, über Metaphysik, und die zu ihr passende Lehrart zu urtheilen. Uebrigens hat jetzt dieser Abschnitt ebenfalls einige Zusätze bekommen. Schon das dritte Capitel ist etwas verändert. Zwar auf die wechselnden Einseitigkeiten, womit man seit mehr als vierzig Jahren, von den ersten Fragepuncten immer weiter abirrend *), die gesammte Philosophie bald auf diese bald auf jene Spitze zu stellen versucht hat, konnte hier nicht eingegangen werden. Aber um die breite Basis, worauf die Philosophie wirklich ruhet, gehörig ins Auge zu fassen, kommt viel darauf an, daß man das Verhältniß der Psychologie, theils zur allgemeinen Metaphysik, theils zur Naturlehre und hiermit zur Physiologie, deutlich einsehe. Freylich konnte darüber in den §§. 132 und 140 (nebst den dortigen Anmerkungen) nur das Nothwendigste gesagt werden. Was in den folgenden Capiteln erweitert und verändert ist, wird nicht gerade einer besondern Anzeige bedürfen.

Die Zusätze ließen sich nicht füglich in die Form bloßer Anmerkungen bringen; es war unvermeidlich, die Zahl der Paragraphen zu vermehren. In einem Lehrbuche, dessen verschiedene Ausgaben neben einander gebraucht werden, und beym Nachschlagen der ander=

*) Wer den Gang der neuern Systeme im Zusammenhange kennen lernen will, darf nicht unterlassen, Reinhold's Theorie des Vorstellungsvermögens (ein jetzt beynahe vergessenes Buch) mit den kantischen Kritiken einerseits, und den ältern fichteschen Schriften andererseits zu vergleichen.

wärts citirten Stellen, kann dies einige Unbequemlichkeit verursachen; um derselben zu begegnen, mag es hinreichen, hier nur einige Zahlen herzusetzen.

Paragraphen der dritten		Paragraphen der vierten Ausgabe.
§. 70	ist jetzt	70.
72		81.
76		85.
79		89.
85		95.
86		97.
93		109.
95		116.
100		121.
110		131.
113		135.
118		140.
120		143.
126		149.
133		156.

Durch den engen Druck der Anmerkungen und durch einige Abkürzungen ist dafür gesorgt worden, das Volumen des Buches ungeachtet der Zusätze nicht merklich zu vermehren.

Inhalt.

Erster Abschnitt. Allgemeine Propädeutik.

Erstes Capitel. Vorläufige Uebersicht.

Zweytes Capitel. Erklärungen und Eintheilungen.

Drittes Capitel. Hauptbedingungen des Philosophirens.

Viertes Capitel. Skepsis unter Voraussetzung der gemeinen Welt-Ansicht.

Fünftes Capitel. Höhere Skepsis.

Zweyter Abschnitt. Die Logik.

Erstes Capitel. Von den Begriffen.

Zweytes Capitel. Von den Urtheilen.

Drittes Capitel. Von den Schlüssen.

Viertes Capitel. Von der Anwendung der Logik.

Dritter Abschnitt. Einleitung in die Aesthetik; besonders in ihren wichtigsten Theil, die praktische Philosophie.

Erstes Capitel. Von den Schwierigkeiten der Aesthetik im Allgemeinen.

Zweytes Capitel. Aufzeigung der sittlichen Elemente.

Drittes Capitel. Nachweisung anderer ästhetischer Elemente.

Viertes Capitel. Von der Verbindung der ästhetischen und theoretischen Auffassung.

Vierter Abschnitt. Einleitung in die Metaphysik.

Erstes Capitel. Nachweisung der gegebenen, und zugleich widersprechenden Grundbegriffe.

Zweytes Capitel. Veränderung, als Gegenstand eines Trilemma.

Drittes Capitel. Vom absoluten Seyn, und dessen Gegentheilen.

Viertes Capitel. Von den absoluten Qualitäten, oder den platonischen Ideen. 212

Fünftes Capitel. Vorblick auf Resultate metaphysischer Untersuchungen. 229

Sechstes Capitel. Encyklopädische Uebersicht der Psychologie und Naturphilosophie. 253

Erster Abschnitt.

Allgemeine Propädeutik.

Erstes Capitel.

Vorläufige Uebersicht.

§. 1. Philosophie, oder Bearbeitung der Begriffe, ist zwar in allen Wissenschaften nothwendig, in so fern dieselben nicht bloß ihre Gegenstände thatsächlich anzeigen, oder zu deren zweckmäßiger Behandlung Vorschriften ertheilen, sondern auch das Nachdenken darüber anordnen, also Verworrenes auseinandersetzen, und Vereinzeltes gehörig verknüpfen sollen. Allein das Geschäfft jener Bearbeitung erfodert eine eigne Sorgfalt und Uebung, welche ähnlich oder verschieden seyn muß, nach der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in den Verhältnissen der Begriffe; es führt überdies in seinem Verlaufe oft weiter, als der Anfang voraussehn ließ. Daher hat die Philosophie einen abgesonderten Zweig der Gelehrsamkeit gebildet; auch umfaßt sie selbst verschiedene Wissenschaften, die man als ihre Theile betrachtet; und welche sowohl für das übrige Wissen als für die Culturgeschichte eine vorzügliche Wichtigkeit besitzen. Zu dem gelehrten Fleiße, den Alle auf gleiche Weise diesem Zweige der Studien zuzuwenden haben, kommt bey Jedem nach eigener Art sein Nachdenken hinzu; und da

hieraus manche Verschiedenheiten im Philosophiren entspringen, so sind deshalb einige Vorerinnerungen nöthig.

In der Auswahl dessen, was von Jugend auf gelernt und eingeübt zu werden pflegt, findet eine ziemliche Gleichförmigkeit Statt; Sprachen, Geschichte, Naturkunde werden gelernt bis zum Behalten; Grammatik und Mathematik werden überdies eingeübt bis zum freyen Gebrauche. Was aber gelernt und geübt wurde, das dringt bey Verschiedenen nicht gleichförmig vor bis zur Bestimmung ihres Selbstdenkens. Während nun Jeder nach seinen Gedanken urtheilt, und handelt, äußern sich hierin die Mängel des Selbstgedachten; nämlich die Mängel an Richtigkeit, Genauigkeit, Vollständigkeit, Zusammenhang, und Richtung auf bestimmte Zwecke. Unter Mehrern entsteht daraus oft Streit; seltener beym Einzelnen Reue über sein Handeln oder Unterlassen.

Wer die Reue kennt oder auch nur fürchtet: der pflegt sich, um sie zu vermeiden, zur anhaltenden Selbstbeobachtung zu entschließen. Er wird dadurch für sein Philosophiren viel gewinnen; denn die Philosophie beruhet eben so sehr auf der innern als auf der äußern Erfahrung; und sie fodert, daß beyde Arten von Erfahrung ins Gleichgewicht und in Verbindung gebracht seyen.

Wer mit Andern dergestalt streitet, daß nicht bloß von reinen, der Beobachtung unmittelbar zugänglichen Thatsachen die Rede sey: der setzt voraus, es gebe in den streitigen Gegenständen, so fern sie gedacht werden, eine Nothwendigkeit, sie nur auf einerley, und nicht auf verschiedene Weise zu denken. Diese Voraussetzung macht auch die Philosophie.

Wenn die Streitenden wünschen, sich zu vereinigen: so suchen sie zuerst die Puncte auf, bis zu welchen sie einstimmig denken; indem sie voraussetzen, es gebe einen nothwendigen Fortschritt im Denken, welcher, sobald

er gefunden wäre, die gewünschte Einstimmung hervorbringen würde. Eben dieselbe Voraussetzung macht die Philosophie; und daß ein solches nothwendiges Fortschreiten des Denkens gefunden werden könne, bestätigt die Mathematik durch ihr großes und gewichtvolles Beyspiel; sie weiset jedoch auch hin auf die Bedingung, nämlich auf äußerste Genauigkeit im Bestimmen und Erwägen derjenigen Begriffe, von welchen man ausgeht.

Diejenigen, welche vom Streitigen sich lieber zurückziehn, und es unentschieden lassen, überlegen oft nicht genug, daß anderwärts der Streit fortdauere; und fortfahren werde, auch solche Angelegenheiten zu beunruhigen, die man vor ihm in Sicherheit zu bringen wünscht.

Es ist daher rathsam, daß man eben sowohl das Streitige, als das einstimmig Zugestandene kennen zu lernen suche; und daß man in dem letzteren besonders genau diejenigen Puncte auffasse, welche hart an der Gränze des Streits liegen, und von denen also auch die künftige Einstimmung wird ausgehn müssen.

Nicht rathsam aber ist es, das Selbstgedachte mit solchem Zutrauen vestzuhalten, als ob es nicht könnte bestritten werden; oder vollends gar, als ob der Unterricht der Philosophie, welche seit ungefähr drittehalbtausend Jahren die größten Geister beschäfftigt hat, nur dazu diente, dem Selbstdenken einige Anregung zu geben, wie wenn es alsdann leicht und sicher seine eignen Wege verfolgen könnte. Vielmehr fodert die Philosophie von dem Anfänger ein eben so strenges und anhaltendes Lernen, als dies bey jeder andern Wissenschaft der Fall ist.

Anmerkung. Die Erklärung der Philosophie, welche gleich in den ersten Worten vorläufig angezeigt worden ist, wird weiterhin bestätigt werden. Von andern Erklärungen, (die entweder zu eng sind, oder auf unrichtigen Voraussetzungen beruhen) mögen folgende zur Probe dienen: Wissenschaft des Möglichen, so fern es seyn kann, (nach Wolf); Vernunfterkenntniß aus Begriffen, (nach Kant); Wissenschaft dessen, was durch das bloße Vorstel-

lungsvermögen bestimmt ist, (nach Reinhold); Wissenschaftslehre (nach Fichte); Wissenschaft von den letzten Gründen und Gesetzen der Natur und Freyheit, und ihres Verhältnisses zu einander, (nach Tennemann); Wissenschaft des Nothwendigen und Allgemeinen; des a priori Erkennbaren, u. s. w. Man kann damit die alte, nahe richtige Eintheilung in Logik, Physik, Ethik, einstweilen zu verbinden suchen. Die Erklärung muß, wenn sie richtig ist, auf alle Theile gleichmäßig passen.

§. 2. Da die Philosophie seit langer Zeit auf alle Wissenschaften gewirkt hat: so lassen sich die Spuren derselben auch theils in der Form, welche jede Wissenschaft angenommen hat, theils in deren Inhalt; oder wenigstens in dem, was davon absichtlich ausgeschlossen wird, nachweisen; und hiemit bieten sich für das Studium der Philosophie manche Anknüpfungspuncte dar, welche von Jedem in dem Maaße, als er sich mit einer Wissenschaft vertraut gemacht hat, mögen benutzt werden. Hier folgen einige kurze Erinnerungen an Sprachen, Geschichte, Mathematik und Naturkunde.

1) In den Sprachen, als Zeichen der Gedanken, spiegeln sich die Gedanken selbst, also auch deren Bestandtheile sammt ihren Verhältnissen. Nimmt man aus der Sprache die nomina propria hinweg: so bleiben Worte von sehr allgemeinem Gebrauche. Bestimmt nun der Sprachforscher die Bedeutung der einzelnen Worte: so ist er im Gebiete der allgemeinen Begriffe; und steht hier mit dem Philosophen auf gleichem Boden. Theilt er die Worte in verschiedene Klassen: so erhebt er sich zu höheren Allgemeinbegriffen. Ableitung und Biegung der Worte zeigen ihm eine Bewegung in den Begriffen zum Behuf mannigfaltiger Zusammensetzungen, welche durch die syntaktischen Regeln vollständiger bestimmt werden. Wiefern nun die Begriffe selbst solche Verknüpfungen erlauben, geben sie Anlaß zu logischen Betrachtungen; wiefern aber die Regsamkeit des menschlichen Geistes dabey zum Vorschein kommt, offenbaren sich psychologische Thatsachen. Logik also, und Psycho-

logie sind die Theile der Philosophie, in welche Derjenige zunächst suchen mag den Eingang zu finden, der von der Seite des Sprachstudiums herkommt.

Von einfacher Benennung oder Ausrufung, die nur ein Anknüpfen neuer Anschauung an ältere Vorstellungen verräth, bis zum Bau der Periode, worin einzelne Urtheile bald an einander reihend, bald einschiebend, bald entgegen=setzend auf die mannigfaltigste Weise verbunden werden, zeigt sich hier ein merkwürdiger Fortschritt und Rückschritt, welchen die Vergleichung älterer und neuerer Sprachen genauer zu Tage legt.

Indem die Philologie zum Studium der Auctoren übergeht, verbreitet sich durch jeden Auctor Licht über die Ansichten seiner Zeit. Anderen Zeiten fehlt solche Beleuch=tung; nun sucht der Philosophirende den Zusammenhang durch Vermuthungen zu ergänzen; mit ihm wetteifert der Philologe durch mühsames Aufsuchen und Verknüpfen der Fragmente, der hingeworfenen Notizen bei Scholiasten und Compilatoren, der Münzen und Ruinen. Die Kritik er=wacht; ihr Geist ist nicht minder wirksam in der Philosophie als in der Philologie.

2) Der Pragmatismus der Geschichte sucht in den Veränderungen der Staaten und der Cultur das Folgende aus dem Nächst=Vorhergehenden zu erklären; er sucht das Verhältniß der Ursachen und Wirkungen. Diese Betrachtung wird in der Philosophie erweitert, vertieft, und wieder beschränkt und bezweifelt. Man redet vom Welt=geiste, der sich im Ganzen der Geschichte offenbare; von den nothwendigen Stufen seiner Entwickelung, von seinem Rechte bey allem Unrecht der Menschen. Nach einer andern An=sicht hebt man den Causalbegriff im Allgemeinen hervor; und es entsteht die Frage, ob überhaupt die Ursach früher, die Wirkung später seyn könne, oder ob nicht vielmehr Ursach und Bewirktes eben dann ihren Namen verdienen,

wann Eins aus dem andern entspringt? Endlich wird sogar gezweifelt, ob wir überhaupt eine solche Nothwendigkeit, womit aus der Ursache die Wirkung hervorgehen solle, mit Recht annehmen, oder hiebey einem angewöhnten Vorurtheil huldigen? Diese Fragen gehören zur Metaphysik, welche den Causalbegriff nicht bloß zu vertheidigen, sondern auch zu berichtigen hat.

3) In weiter Entfernung von der Philologie und Geschichte, die einander unentbehrlich sind, scheint die Mathematik ein eignes Reich der Gedanken für sich zu bilden. Wegen ihrer Pünktlichkeit, die nichts Schwankendes aufnimmt, wegen der Bestimmtheit, womit ihre Sätze und Formeln den Grad von Allgemeinheit, der ihnen zukommt, selbst angeben, wegen der Strenge ihrer Beweise, wegen des Fleißes, womit sie das Leere (Raum, Zahl, Zeit, Bewegung) selbst ohne Rücksicht auf reale Gegenstände untersucht, wegen der Gewandtheit, womit sie alle ihre Hülfsmittel in Verbindung benutzt, ist sie schon längst der Philosophie zum Muster aufgestellt worden; daß aber die letztere auch nur versuchen kann, jener nachzueifern, bezeugt schon eine Verwandtschaft beyder; welche um desto wichtiger ist, da ohne Philosophie die Mathematik auf ihrer Höhe einsam steht, und in die menschlichen Angelegenheiten nicht weiter eingreift als durch ihre Anwendungen auf mechanische Künste. Die tägliche Erfahrung zeigt, wie sehr das Interesse derjenigen sich zu theilen pflegt, welche in der Philologie nebst der Geschichte, und in der Mathematik zugleich unterrichtet werden, während die Philosophie, welche das Verbindungsglied dieser Studien ausmachen sollte, vernachlässigt ist.

4) Eben diese Verbindung umfaßt endlich auch die sämmtlichen Naturwissenschaften, von der Naturbeschreibung an bis zur Physiologie und Astronomie hinauf. Diejenigen Begriffe, durch welche man versucht hat, die leblose und lebende Natur als ein Ganzes zusammenzufassen, sind

entweder aus der Philosophie, und namentlich aus der Metaphysik (wenn schon unter andern Namen) entsprungen: oder sie fallen einer philosophischen Kritik anheim.

Von den gegenseitigen Abneigungen, die sich zuweilen hervorthun, wie wenn z. B. der Mathematiker die Philosophie ungeschickt und schwärmerisch, der Philosoph dagegen die Mathematik leer und todt nennt, oder wenn der Historiker jene beyde beschuldigt, sie wüßten nichts von dem was wirklich geschieht, der Philosoph dagegen erwiedert, die Geschichte zeige nur eine Zeitreihe von Erscheinungen ohne Realität: — hievon ist weiter nichts zu sagen, als daß darin, wo nicht Anmaaßung, so doch starke Einseitigkeit sich verräth, die allemal entweder auf mangelhaften oder schlechten oder schlecht benutzten Unterricht zurückweiset.

Nur allzuwahr ist es dagegen, daß in der Vielseitigkeit der Philosophie, die ihr als dem Verbindungsgliede der verschiedensten Wissenschaften nothwendig bleiben muß, eine der Haupt-Ursachen der Schwierigkeit liegt, Einstimmung unter Denjenigen zu erlangen, die sich ihr von verschiedenen Seiten her zugewendet haben.

§. 3. Im Vorhergehenden ist bemerklich gemacht, daß die Philosophie, zugleich auf äußere und innere Erfahrung sich beziehend, im Kreise der allgemeinen Begriffe eine nothwendige Anordnung und Fortschreitung, und hiemit unter den Grundgedanken aller Wissenschaften eine Verknüpfung hervorbringt; wodurch einem Jeden nicht bloß die Uebersicht des menschlichen Wissens erleichtert, sondern auch sein eigenes Wissen gleichsam verdichtet, und zu größerer Wirksamkeit erhoben wird.

Eine natürliche Folge ist, daß mehr Ernst ins Leben, mehr Entschiedenheit ins Wollen kommt, und daß alle Gegenstände des Vorziehens und Verwerfens sich einer strengern Auswahl unterwerfen müssen. In dieser Beziehung heißt die Philosophie *praktisch*; in Hinsicht der Logik,

welche die allgemeinsten Verhältnisse der Begriffe, und der Metaphysik, welche den Zusammenhang unserer Kenntnisse im Auge hat, heißt sie theoretisch. Bey dem Worte Metaphysik aber ist sogleich auch Psychologie für innere, und Naturphilosophie für äußere Erfahrung hinzuzudenken.

Nach solchen Vorerinnerungen kann nun von den einzelnen Theilen der Philosophie eine vorläufige Uebersicht folgen.

A. Von der Metaphysik.

Der Deutlichkeit wegen benutzen wir den Faden der Geschichte, und nennen schon deshalb zuvörderst die Metaphysik, als die älteste der philosophischen Wissenschaften. Sie ist nämlich älter als ihr Name, der zuerst einer Sammlung von Aufsätzen des Aristoteles gegeben wurde. Vorzugsweise ist hier zu reden

1) von der Metaphysik bei den Griechen; an welche sich größtentheils auch die neuern Forschungen anschließen.

a) Das Werden eines Dinges aus dem andern führt auf den Begriff eines Stoffes (Thales, Anaximander, u. s. w.).

b) Daran knüpft sich die Frage nach der Kraft, welche den Stoff umwandele.

c) Es ist aber auch sehr frühzeitig eine Meinung entstanden, zur Umwandlung sey keine Kraft nöthig, sondern das Werden sey etwas Ursprüngliches.

d) Diese Meinung hat sich getheilt; zunächst zwiefach. Entweder suchte man das Werden in bloßer Bewegung (dahin gehört Leukipps Atomenlehre); oder

e) Man betrachtete das Werden als innere Natur der Dinge (nach Heraklit).

f) Beyde Meinungen sind von Andern mit der Annahme, welche der Religion näher angehört, verbunden worden: daß Mischung und Entmischung durch den Geist

zur Zweckmäßigkeit gelange (Anaxagoras); oder daß die Vorsehung das Werden bestimme (Stoiker).

g) Noch Andre fühlten das Schwankende in diesen Meinungen. Sie näherten sich der Ueberlegung, daß erst bestimmte Begriffe als Stützpuncte der Untersuchung nöthig seyen, bevor ein sicheres Denken über die Erfahrungsgegenstände gelingen könne. Man wendete sich an die mathematischen Begriffe; so kam der seltsame Satz zum Vorschein: Zahlen seyen die Principien der Dinge (Pythagoräer).

h) Zu dem Streben nach vestbestimmten Begriffen gesellte sich in den besten Denkern die Ueberzeugung: die Sinnendinge können wegen ihrer Veränderlichkeit nicht für das wahrhaft=Seyende gehalten werden (Eleaten).

i) In der Vergleichung der Sinnendinge mit mathematischen Begriffen erscheinen jene als Nachahmungen von diesen. Aber die Sinnendinge ahmen nicht bloß Größenbegriffe nach; sondern es giebt für sie noch höhere und schönere Muster (Platons Ideen).

k) Die Betrachtung der Sinnendinge führt, wenn sie nicht wahrhaft sind, sondern nur erscheinen, auf die Frage: wem erscheinen sie? Doch wohl Uns! (Protagoras mit dem Satze: aller Dinge Maaß ist der Mensch.)

l) Hieran schließen sich einerseits die Zweifler oder Skeptiker (Aenesidemus bis Hume);

m) Andererseits neuerlich die Kritiker des Erkenntnißvermögens (Locke, und Kant);

n) Aber auch die Idealisten (Berkeley, Fichte).

Demnach wird in der Metaphysik geredet vom Seyn und Werden der Dinge, von den Begriffen, durch welche die Dinge müssen gedacht werden, und von unserer beschränkten Kenntniß der Dinge.

2) Vom Orient ist eine Vorstellungsart ausgegangen, welche, weit entfernt, die Beschränktheit unseres Wissens anzuerkennen, vielmehr einige Aehnlichkeit hat mit dem Verfahren der Astronomen, sich in die Sonne zu versetzen, um in Gedanken von dort aus das Sonnensystem und dessen Bewegungen zu überschauen. Durch eine Anschauung, welche von der sinnlichen völlig verschieden, die mystische genannt wird, soll angeblich unmittelbar das Urwesen aller Dinge erkannt werden. Es versteht sich von selbst, daß alsdann das wahre Seyn den einzelnen Dingen abgesprochen wird. (Philo, die Kabbala, Plotin, u. s. w.)

3) Empiriker, die sich auf sinnliche Erfahrung und Beobachtung allein verlassen, haben sich, um die Natur zu erforschen, mit künstlichen Werkzeugen, dem physikalischen Apparate, versehen, und dadurch unsre Erkenntniß sinnlicher Gegenstände ungemein bereichert. (Seit Baco von Verulam.)

Vorläufig kann man als wahrscheinlich annehmen, daß zwischen den, einander gerade entgegenstehenden, Mystikern und Empirikern die von den Griechen ausgegangene Metaphysik wohl die richtige Mitte halten möge.

B. Von der Psychologie.

1) In der Psychologie sucht man das Mannigfaltige der innern Erfahrung auseinanderzusetzen, zu ordnen, auf bestimmte Begriffe zu bringen, und zu erklären. Die Voraussetzung dieser Wissenschaft ist also die Selbstbeobachtung. Hiedurch würde jedoch jeder Einzelne nur einen sehr zufällig beschränkten Erfahrungskreis besitzen. Zur Bereicherung desselben bietet sich Alles dar, was wir an Anderen beobachten; nicht bloß an Solchen, die mit uns auf gleicher Stufe der Bildung, des Alters, der äußern Lage stehen: sondern an Personen jedes Standes, ver-

schiedener Nationen, früherer Zeiten, soweit wir davon Nachricht haben; besonders an Kindern, weil an diesen der allmählige Uebergang von einer Bildungsstufe zur andern, und die mehr und mehr hervortretende Ungleichheit der geistigen Naturen am deutlichsten erscheint: aber auch an historischen Personen, welche die Verschiedenheit der Menschen in den größten Umrissen zeigen; endlich an den Unglücklichen, deren Geist zerrüttet ist. In die Vergleichung müssen aber auch die Thiere, soweit wir sie kennen, mit aufgenommen werden; und überdies ist noch immer zu bemerken, daß uns die Erfahrungen fehlen, welche uns beseelte Wesen auf andern Weltkörpern darbieten würden; und daß später zu erreichende Bildungsstufen des Menschen uns heute noch unbekannt sind.

2) Was wir in uns beobachten, das ist überhaupt genommen eine sehr große Veränderlichkeit unserer Gedanken und Gemüths-Zustände; ein beständiges Werden und Wechseln. Diesem gegenüber scheint das Ich, welches Jedem jederzeit gegenwärtig ist, einen vesten Punct zu bilden. Bei genauerer Betrachtung jedoch finden wir selbst hier noch große Unterschiede, nicht bloß indem wir uns bald stark bald schwach, bald erhoben bald erniedrigt fühlen; sondern im Kampfe der Vernunft und der Begierde ist der Mensch zuweilen so sehr mit sich entzweyt, daß er sich ein doppeltes Ich zuschreiben möchte; im Wahnsinn hält der Mensch sich für einen Andern; von dem was Einer in Krankheits-Zuständen that oder sagte, weiß er oft späterhin nicht das Geringste. Den Thieren aber vollends ein Ich beyzulegen, als ob solches jedem beseelten Wesen nothwendig zugehörte, scheint sehr bedenklich.

3) Aus diesem und vielen andern Gründen, — besonders auch, weil für die innere Erfahrung uns keine künstlichen Werkzeuge des Beobachtens zu Gebote stehen, — haben in die Psychologie verschiedene Meinungen Eingang

gefunden, die theils von der Metaphysik abhängen, theils auf dieselbe zurückwirken. Nach dem Zuvor-Gesagten aber läßt sich eine dreyfache Vorstellungs-Art unterscheiden.

a) An die Metaphysik der Griechen schließt sich eine Art der psychologischen Forschung an, welche dem Verschiedenartigen der innern Erscheinungen eine gleichmäßige Aufmerksamkeit widmet.

b) Eine mystische Ansicht behauptet angeborne Vernunft-Erkenntniß durch intellectuale Anschauung; während die Sinnlichkeit die Quelle des Irrthums und des Bösen seyn soll.

c) Eine dritte Vorstellungsart entsteht gerade umgekehrt daraus, daß man der äußern Erfahrung, und der sinnlichen Beobachtung, wodurch wir vom Gehirn und den Nerven einige Kenntniß besitzen, mehr Aufmerksamkeit und Vertrauen schenkt, als der eigentlichen Untersuchung des Geistigen; wobey man sich darauf beruft, daß in der Erfahrung uns kein bloß geistiges Leben, sondern nur ein mit dem leiblichen Leben verbundenes, und von diesem sehr abhängiges, gegeben ist.

Von den oft sehr sonderbaren Vermengungen dieser drey verschiedenen Hauptansichten, kann hier eben so wenig, als vorhin bey der Metaphysik, gehandelt werden. In historischer Hinsicht aber ist nöthig zu bemerken, daß die Psychologie größtentheils ein Werk der neuern Zeit ist; während das Alterthum schon vor Aristoteles auf die eigentlichen Grund-Probleme der Metaphysik einen schärfern Blick gerichtet hatte als die Neuern. Die Alten waren metaphysisch einseitig, die Neuern sind es psychologisch. Diese zwiefache Einseitigkeit trägt einen großen Theil der Schuld, daß man in Schwierigkeiten stecken blieb, die man längst hätte lösen können.

C. Von der Naturphilosophie.

1) Die äußere Erfahrung, sehr viel reicher als die innere, macht wenig Mühe wegen des Auseinandersetzens; denn man findet in ihr schon viele und deutlich verschiedene Dinge außer einander. Die Naturforscher nehmen vielerley Stoffe (Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff u. s. w.) und verschiedene Kräfte (Cohäsion, Attraction, Expansion, u. s. w.) gewöhnlich an, um sich daraus die Eigenschaften der Körper zu erklären. Die Stoffe sollen in aller Umwandlung am Gewichte zu erkennen seyn. Aber Wärme, Licht, Electricität, Magnetismus haben kein Gewicht; daher schwanken die Meinungen in Ansehung dieser sogenannten Imponderabilien zwischen der Annahme, sie seyen Stoffe, oder sie seyen Kräfte. Ueberdies zeigt die äußere Erfahrung Pflanzen und Thiere, deren Leben aus ihrem ponderabeln Stoffe zu erklären eben so unmöglich scheint, als den Stoff aus dem Leben abzuleiten.

2) Man pflegt nun einstweilen das am meisten Räthselhafte bey Seite zu setzen, und, wie es natürlich ist, eine regelmäßige Untersuchung dadurch einzuleiten, daß man das Bekannteste, und was noch am klärsten scheint, zuerst vornimmt, um hievon auszugehn. Man beginnt also mit der Materie, und man fragt, ob dieselbe wohl aus neben einander liegenden Theilen bestehen möge, wie etwan der Sandstein aus Sandkörnern, und ein Haus aus einzelnen Steinen? Dann müßten die Sandkörner aus feinerem Sande bestehn, welcher feinere und feinste Sand auch noch einen Mörtel nöthig hätte, wie die Bausteine des Hauses, um zusammenzuhalten. Sowohl wegen der feinsten Theile als wegen des Zusammenhangs geräth man nun in solche Verlegenheit, daß die Lehre von der Materie sehr schnell dahin gelangt, wohin, wie oben gezeigt, die Metaphysik

allmählich gekommen ist, nämlich zu der Meinung, die Materie sey nur Erscheinung.

3) Nicht bloß aus dieser, sondern auch aus den neuen Verlegenheiten, welche entstehn, wenn Jemand die Materie als Erscheinung versucht aus dem Ich, welchem sie erscheint, zu erklären, — muß man sich schon herausgearbeitet haben, ehe man die Naturphilosophie überall nur ernstlich beginnen kann. Das heißt mit andern Worten: die Naturphilosophie bezieht sich zwar auf die äußere, so wie die Psychologie auf die innere Erfahrung; aber die beyden Wissenschaften beruhen eigentlich auf der Metaphysik.

4) Diejenigen indessen, welche eine mystische Anschauung annehmen, erblicken in der äußern Erfahrung nur Stufen der Emanation oder Aeußerung des Urwesens, und bezeichnen den Stoff als das Nicht-Seyende.

5) Die Empiriker dagegen begaben die Stoffe mit so vielerley Kräften, als ihnen nöthig scheint; oder sie versuchen, einige dieser angenommenen Kräfte auf andre zurückzuführen (z. B. auf die Electricität); jedoch mit dem Bekenntniß, daß sie eigentlich nicht wissen, was sie sich bey dem Worte Kraft denken sollen; besonders da es, wie man gewöhnlich glaubt, auch noch Seelenkräfte geben soll, die ohne Zweifel von chemischen, mechanischen, und Lebenskräften sehr verschieden seyn müssen.

Für Naturphilosophie konnte das Alterthum sehr wenig leisten; es fehlten ihm dazu die neuern Beobachtungen und Versuche. Daß es am Beobachtungs-Geiste nicht fehlte, zeigt die frühzeitige Begründung der Medicin.

D. Uebergang von der Metaphysik zur Ethik;

Religions-Philosophie.

1) Auch ohne mystische Anschauung betrachtet man das Zweckmäßige, welches in unserm Erfahrungskreise so

bewunderuswürdig als unerklärbar hervortritt, als den Finger Gottes in der Natur.

2) Unsre Begriffe von Gott aber sind so mangelhaft, daß wir sie nur als Erweiterungen und Erhöhungen dessen ansehen können, was uns die Selbstbeobachtung, oder vielmehr die Betrachtung der besten Menschen, die wir kennen, vom geistigen Daseyn und von der Persönlichkeit gelehrt hat.

3) Die Begriffe der Menschen von Gott stehn auch nach dem Zeugnisse der Geschichte nicht höher, als wie weit ihre sittlichen Ideen sind entwickelt und gereinigt worden.

4) In Ansehung der Erkenntniß Gottes theilen sich die Meinungen zwischen Glaubensgründen, Schlüssen aus dem Gegebenen auf das Uebersinnliche, und mystischen Anschauungen.

5) Es ist ein großer Irrthum, den Glauben darum, weil er vom Wissen unterschieden wird, für schwächer zu halten. Wir glauben schon im geselligen Leben auch da noch an Menschen, wo wir längst vom eigentlichen Wissen verlassen sind; und können diesen Glauben weder entbehren, noch uns von ihm lossagen.

E. Von der Ethik, oder praktischen Philosophie.

1) Die Ethik hängt zusammen mit Psychologie und Religionslehre. Entweder im Vertrauen auf sich selbst, oder auf die Vorsehung, oder auf beydes zugleich (Freyheit und Weltordnung) unterzieht man sich schwierigen Pflichten, ohne davor zu erschrecken.

2) Es fragt sich aber, ob die Pflichten verschwinden würden, wenn der Erfolg sehr unwahrscheinlich wäre? — Auch hier ist eine richtige Mitte zu suchen zwischen einem schwärmerischen Enthusiasmus, der von gar keiner Frage nach der Möglichkeit des Erfolgs sich warnen läßt; und

einer feigen Klugheit, die selbst bey ganz klarer Pflicht noch Bürgschaft des Erfolgs im Voraus verlangt.

3) Als bekannt aus dem gewöhnlichen sittlichen Bewußtseyn jedes Gebildeten, ist vorauszusetzen, daß sowohl bey äußeren geselligen Verhältnissen als im Innersten der Gesinnung Pflichten vorkommen; daher, so lange die genauern Unterscheidungen innerer und äußerer Verhältnisse unbemerkt bleiben (und hier wäre zu früh davon zu reden), muß es als ganz natürlich erscheinen, daß in den üblichen Vorträgen die Ethik in zwey Theile zerfällt, nämlich in Naturrecht und Moral.

I. Vom Naturrecht.

a) Von allen schon vorhandenen geselligen Verhältnissen abstrahirend, denken sich manche einen Naturstand, worin der Mensch schon ursprüngliche Rechte habe. Mindestens Recht zu leben; also auch auf Nahrung und freye Bewegung. (Knechtschaft? Armuth?)

b) Erworbene Rechte sollen hinzukommen; Rechte auf Sachen, durch Occupation und Formation. (Beute? Verjährung? Testamente?)

c) Auch Vertrags-Rechte, aufzuheben mutuo consensu. (Ehe?)

d) Aus Verträgen leitet man Gesellschaften her; unter ihnen den Staat. (Macht? Ansehen? Zwang? Strafe?)

e) Ists willkührlich, im Staate zu leben? Darf der Staat angesehen werden als eine auf gemeinsamen Gewinn berechnete Gesellschaft, die man im Falle des Verlustes auflösen würde?

Hier stößt das Naturrecht dergestalt an höhere Pflichten auf der einen Seite, und an unvermeidliche Nothwendigkeit von der andern Seite, daß seine Trennung von Moral und Psychologie verdächtig wird. Auch ist diese Trennung bey den Alten nicht deutlich hervorgetreten.

II. Von der Moral.

a) Die Moral dringt ins Gewissen. Ihre Absicht geht auf die Gesinnung; hiemit zunächst auf Tugend; dann auf Pflicht.

b) Da die Tugend schwer ist: so erzeugt sich leicht der Misverstand, die Schwierigkeit sey das Maaß der Tugend; und Selbst-Peinigung gebe Anspruch auf Lob. Aber das reine Sittliche ist ein solches, welchem der Mensch nicht widerstrebt; indem das Widerstreben das Gegentheil des Sittlichen bezeugen würde.

c) Es entstehn hier Fragen nach der Ursache eines solchen Widerstrebens; also nach dem Ursprunge des Bösen. Dadurch wird es nöthig, Moral mit Psychologie zu verbinden.

d) Es entstehn ferner Fragen, ob der Mensch seine Kraft, das Böse zu besiegen, durch gute Werke dergestalt darthun könne, daß ihm eine höhere Unterstützung nicht nöthig sey? Die Kirche warnt vor Uebermuth; und es zeigt sich hier eine Verbindung zwischen Moral und Religion.

III. Von Politik und Pädagogik.

Diese beyden Wissenschaften können hier nur genannt werden, um anzumerken, daß mit Hülfe der Psychologie und der Erfahrung die Ethik in Anwendungen sowohl auf den Staat als auf den Einzelnen, insbesondre auf die Jugend übergeht.

F. Von der Aesthetik.

1) Unter dem Namen Aesthetik stellt man die verschiedenen Betrachtungen über das Schöne und Häßliche zusammen, deren Veranlassungen sich in ganz ungleichartigen Künsten finden; als in der Poesie, der Plastik, der Musik. Sogar der Eindruck, welchen der gestirnte Himmel auf uns

macht, oder das Gewitter und das brausende Meer, wird ästhetisch genannt.

2) Da Naturgegenstände eben sowohl schön und häßlich gefunden werden, als Kunstwerke: so kann die Künstlichkeit einer Nachahmung nicht den Maaßstab ihres ästhetischen Werths abgeben. Ueberdies sieht man, daß die Künstler sich über bloße Nachahmung zu erheben suchen. Wo ist denn das Schöne, welches sie zu erreichen sich bemühen?

3) Diese Frage führt wiederum dahin, eine richtige Mitte zu suchen zwischen mystischer Anschauung und Empirismus.

a) Erwägt man, daß verschiedene Künstler, deren Einer oft wenig Geschmack zeigt an der Kunst des Andern (z. B. Dichter und Musiker, oder Musiker und Maler), auf ganz ungleiche Weise nach dem Schönen streben: so unternimmt man es nicht, auf die Frage, was ist das Schöne? einerley Antwort für alle Fälle zu geben; sondern man theilt die Frage, bis man zu mehrern einfachen Urtheilen des unmittelbaren Vorziehens und Verwerfens gelangt. Diese sucht man vollständig zu gewinnen und in völliger Genauigkeit zu erkennen, um sie den Künstlern als dasjenige Musterhafte darzubieten, womit sie ihre Productionen zu vergleichen haben.

b) Die mystische Anschauung dagegen setzt voraus, das Schöne sey nur Eins, und finde sich bey dem Urwesen dergestalt, daß mit der unmittelbaren Erkenntniß des letztern uns auch das Schöne selbst zugänglich sey.

c) Die Empiriker halten sich an vorhandene Werke der Natur und Kunst, welche sie zwar unter einander, aber mit keiner Art von allgemeinen Musterbegriffen verglichen wissen wollen.

G. Von der Logik.

1) Die Logik giebt die allgemeinsten Vorschriften, Begriffe zu sondern, zu ordnen, und zu verbinden. Sie ist die nothwendige Vorschule für sämmtliche zuvor genannte Wissenschaften; und einer jeden derselben gereicht es zum Vorwurf, wenn ihr vermeidliche logische Mängel nachgewiesen werden.

2) Die Logik setzt die Begriffe als bekannt voraus; und bekümmert sich nicht um den eigenthümlichen Inhalt eines jeden derselben.

3) Daher ist sie nicht eigentlich ein Werkzeug der Untersuchung, wo etwas Neues gefunden werden soll; sondern eine Anleitung zum Vortrage dessen, was man schon weiß.

4) Dennoch weiset sie auch bey Untersuchungen auf deren erste Bedingungen hin; und leistet große Dienste, um auf begangene Fehler aufmerksam zu machen.

Zweytes Capitel.

Erklärungen und Eintheilungen.

§. 4. Gesetzt, man erklärte einen bestimmten Gegenstand für denjenigen, womit die Philosophie sich beschäfftige: so läge darin die Zumuthung, alle andern Gegenstände, von welchen in ihr doch auch die Rede ist, nur mittelbar, und hindurchschauend gleichsam durch jenen, wie durch ein Glas, in Betracht zu ziehn.

Wenn zum Beyspiel gesagt würde, die Philosophie beschäfftige sich mit dem Ich, als dem Vorstellenden aller Erscheinungen, und mit dessen verschiedenen Thätigkeiten, indem es bald vorstelle, bald wolle, bald leide: so würde man von Wärme, Licht, Sauerstoff und Wasserstoff, u. s. w. nicht mehr dergestalt zu handeln haben, daß die Aufmerk-

samkeit unmittelbar auf die Thatsachen der Physik und Chemie gerichtet bliebe: sondern sie würde fallen auf den experimentirenden Physiker, oder gar auf uns selbst, die wir sein Buch lesen. Und wenn der Staat sollte untersucht, wenn Recht sollte gesprochen werden: so würden wir dabey nicht auf den Staat und die Partheyen, sondern auf uns als die Vorstellenden dieses Staats und dieser Partheyen unser Augenmerk nehmen. Und nicht minder würden wir jede Bildsäule in uns sehen, jede Musik in uns hören; welches nicht mehr weit von jener mystischen Anschauung entfernt wäre, welche hofft, alle Dinge in Gott sehen zu können.

Ein Anderer möchte uns zumuthen, uns selbst in dem allgemeinen Leben der Natur anzuschauen, und zwar vermittelst unseres Gehirns, an welches unsre geistige Thätigkeit geknüpft sey, u. s. w. Jeder Art von Einseitigkeit würden sich andre Einseitigkeiten entgegenstellen, und man würde dadurch nicht die Philosophie selbst, sondern nur irgend eine beschränkte Meinung von derselben erreichen.

Durch die vorstehende Uebersicht der Philosophie ist wenigstens so viel gewonnen, daß der Blick mannigfaltig umhergelenkt wurde; und diese Beweglichkeit muß er behalten; dergestalt, daß die Reflexion jeden Gegenstand unmittelbar so treffe, wie er sich darbietet; daß sie also Gegenstände entweder der äußeren oder der inneren Erfahrung, oder auch den leeren Raum, die leere Zeit treffe, oder sich in das Recht, in eine Kunst vertiefe, oder sich mit allgemeinen Begriffen als solchen beschäfftige u. s. w.; nicht aber bey aller Gelegenheit auf sich selbst zurückspringe, als ob in dem Ich Alles eingewickelt läge; oder als ob man statt dieser Art von Einwickelung irgend eine andere setzen könnte, wie etwan wenn Jemand vorgäbe, das ganze Universum auf einmal anzuschauen. Alle solche Einwickelungen verrathen Mangel an Kenntniß dessen, was in der Philoso-

phie zu thun ist; und die Arbeit wird dadurch nicht kürzer, sondern länger und beschwerlicher.

Da nun durch keinen Gegenstand, welcher insbesondre ihr, oder dem sie ausschließend angehörte, die Philosophie kann beschrieben werden, indem sie vielmehr überall, wo sie Begriffe findet, zum mindesten das logische Geschäfft des Sonderns und Zurechtstellens antrifft: so bleibt nur noch die Frage übrig, ob sie durch die Art und Weise, wie sie die Begriffe behandelt, näher zu bestimmen, und von andern Wissenschaften zu unterscheiden sey?

Zuvörderst ist leicht zu sehen, daß sie es den Gelehrten aller Klassen, also den übrigen Wissenschaften lediglich überläßt, das Gegebene zu sammeln, und die Thatsache, daß es gegeben sey, historisch zu bewähren. Selbst der mystischen Anschauung, falls diese wirklich ein Gegebenes aufzuweisen hätte, würde sie das Sammeln desselben überlassen; und es erst da in ihre Behandlung nehmen, wo nun weiter die Frage entstünde, wofür dies Gegebene zu nehmen sey, und was es gelten könne. Liefert irgend eine Wissenschaft der Philosophie ein vermeintlich Gegebenes, welches nicht als Begriff, d. h. als ein Begriffenes (notum, notio) bestehen kann, so ist dies ein Fehler, der, wenn er nicht im Voraus zu vermeiden war, seine Berichtigung von der Philosophie erwartet. Dann muß aber wenigstens das Thatsächliche vor der philosophischen Bearbeitung ins Reine gebracht seyn, soweit es sich durch Beobachtung bestimmen läßt. Ob die früherhin sogenannte oxygenirte Salzsäure Sauerstoff enthalte, oder vielmehr die Kochsalzsäure Wasserstoff; ob die homerischen Gedichte von Einem Homer oder von vielen Sängern herstammen: darüber sind dort die Berichte der Chemiker, hier die der Philologen und Alterthumsforscher zu hören; der Philosoph kann die dahin gehörigen Thatsachen zu ermitteln nicht zu seinem Geschäfft rechnen. Nicht einmal die empirische Psychologie macht

hierin eine Ausnahme; denn die Beobachtungen, welche dafür in Irrenhäusern oder auf Reisen gemacht werden, kann der Philosoph nicht verificiren; und es ist schlimm genug, wenn Erschleichungen, die in der Selbstbeobachtung waren gemacht worden, durch ihn müssen berichtigt werden.

Völliger Misbrauch des Wortes ist es, von einer Anschauungs-Philosophie zu reden. Es giebt keine andre Philosophie, als eine solche, die von der Reflexion anhebt; d. h. von der Auffassung der Begriffe. Jener Ausdruck deutet an, es könnte Anschauungen geben, welche der Reflexion entgehen oder sich entziehen würden. Das Denken aber folgt überall dem Anschauen. Begriffe, selbst wenn sie unleugbar aus dem Gegebenen stammen, (wie der Begriff des Werdens), können dennoch Fehler in sich tragen, vermöge deren sie sich der Reflexion zu fortgehender Umwälzung darbieten. Die Philosophie wird alsdann in Hinsicht ihrer nicht eher vollendet seyn, als bis sie diese Umwälzungen zu einem nothwendigen Ende geführt hat; wo die Reflexion ihren Ruhepunct findet.

Gerade hierauf nun würde man die Erklärung der Philosophie gründen müssen, wenn alle Philosophie Metaphysik, oder eine davon abhängende Wissenschaft wäre.

Allein bei der Vergleichung der Ethik und Aesthetik zeigt sich erstlich, daß beyde gemeinschaftlich von der Metaphysik abweichen, indem sie auf unveränderlichen Werthbestimmungen durch Lob und Tadel beruhen. Zweytens zeigt sich, daß sie eben durch dies ihr Gemeinschaftliches in Eine Hauptklasse zusammenfallen. Da nun die Aesthetik selbst keine Gränze vorzeichnet, von welcher Art ihr Schönes und Häßliches seyn müsse, vielmehr in ihr schon eine Mannigfaltigkeit der Arten des Lobenswerthen und Tadelnswerthen beysammen ist: so kann die Hauptclasse, wohin auch die Ethik gehört, mit dem Namen Aesthetik benannt werden; ein andrer Name findet sich nicht.

Die Logik endlich, welche jede, auf besonderer Eigenheit gewisser Begriffe beruhende Behandlung derselben von sich entfernt, würde nicht erlauben, daß man die Erklärung der Philosophie, von der sie ein Theil ist, durch Rücksicht auf das Eigene der Metaphysik oder Aesthetik beschränke.

Hiedurch nun wird nicht bloß dasjenige verständlich seyn, was sogleich von den Haupttheilen der Philosophie soll gesagt werden: sondern Alles bisherige vereinigt sich zunächst darin, daß von der Philosophie im Allgemeinen keine andre Erklärung den nöthigen Umfang hat als diese:

Philosophie ist Bearbeitung der Begriffe.

§. 5. Aus den Haupt=Arten der Bearbeitung der Begriffe ergeben sich die Haupttheile der Philosophie.

Der erste Erfolg der auf die Begriffe gewendeten Aufmerksamkeit besteht darin, daß sie klar, und, wofern sie dazu geeignet sind, deutlich werden. Die Deutlichkeit besteht in der Unterscheidung der Merkmale eines Begriffs, sowie die Klarheit in der Unterscheidung mehrerer Begriffe unter einander. Deutliche Begriffe können die Form von Urtheilen annehmen, und die Vereinigung der Urtheile ergiebt Schlüsse. Hievon handelt die Logik; und sie selbst ist derjenige erste Theil der Philosophie, welcher die Deutlichkeit in Begriffen, und die daraus entspringende Zusammenstellung der letzteren, im Allgemeinen betrachtet.

§. 6. Allein die Auffassung der Welt, und unsrer selbst, führt manche Begriffe herbey, welche, je deutlicher sie gemacht werden, gerade um so weniger Vereinigung unserer Gedanken zulassen, vielmehr Zwiespalt anrichten in allen den Betrachtungen, worauf sie Einfluß haben können. Oftmals bemüht man sich, dergleichen Begriffe in andern Wissenschaften gänzlich zu vermeiden; diese Bemühung ist vergeblich; und daher bleibt der Philosophie die wichtige Aufgabe, die Begriffe der erwähnten Art so zu verändern, wie es durch die besondere Beschaffenheit eines jeden

nothwendig gemacht wird. Bey der Veränderung wird etwas Neues hinzukommen, durch dessen Hülfe die vorige Schwierigkeit verschwindet. Dieses Neue kann man eine Ergänzung nennen. Demnach ist Ergänzung der Begriffe die zweyte Art der Bearbeitung der Begriffe. Die Wissenschaft hievon ist die Metaphysik. Sie hängt, wie schon der Name anzeigt, wesentlich mit der Physik zusammen, insofern unter Physik ganz allgemein die Kenntniß des Gegebenen verstanden werden mag. Denn zuerst muß man sich aus dieser Kenntniß des Gegebenen überzeugen, daß die Begriffe der erwähnten Art wirklich daraus hervorgehen, und nicht etwan willkührlich ersonnen sind.

Die Thatsache nun, daß solche Begriffe im Gegebenen ihren Sitz haben, wird tiefer unten ausführlich nachgewiesen werden.

§. 7. Die Hauptbegriffe der Metaphysik sind so allgemein, und die Berichtigung derselben ist von so entscheidendem Einfluß auf alle Gegenstände des menschlichen Wissens, daß erst dann die übrigen Begriffe von der Welt und von uns selbst gehörig bestimmt werden können, wenn zuvor jene Berichtigung vollbracht ist. Daher sieht man die Bearbeitung dieser übrigen Begriffe als etwas solches an, das auf die allgemeine Metaphysik folgen, und ihr gleichsam angehängt werden müsse, damit Niemand in den (zwar oft gemachten und erneuerten) vergeblichen Versuch verfalle, es für sich allein und ohne Vorbereitung hinstellen zu wollen. Auf diese Weise entsteht außer der allgemeinen Metaphysik (mit dem alten Namen Ontologie) noch eine angewandte Metaphysik; die man nun weiter nach ihren Gegenständen in drey große Fächer zertheilt, nämlich in Psychologie, in Naturphilosophie, (sonst Kosmologie genannt) und in natürliche Theologie oder philosophische Religionslehre.

§. 8. Noch giebt es eine Classe von Begriffen, die mit den vorerwähnten darin übereinkommen, daß bey ihnen

das Denken nicht bey bloßer logischer Verdeutlichung still stehn kann; die sich aber dadurch unterscheiden, daß sie nicht, gleich jenen, eine Veränderung nothwendig machen, wohl aber einen Zusatz in unserem Vorstellen herbeyführen, der in einem Urtheile des Beyfalls oder Misfallens besteht. Die Wissenschaft von solchen Begriffen ist die Aesthetik. Mit der Kenntniß des Gegebenen hängt sie ihrem Ursprunge nach nicht weiter zusammen, als insofern wir dadurch veranlaßt werden, uns Begriffe vorzustellen, welche, ohne alle Rücksicht auf ihre Realität, den Beyfall oder das Misfallen erwecken. Angewandt aber auf das Gegebene geht die Aesthetik über in eine Reihe von Kunstlehren; welche man sämmtlich praktische Wissenschaften nennen kann, weil sie angeben, wie derjenige, der sich mit einem gewissen Gegenstande beschäfftigt, denselben behandeln soll, indem nicht das Misfallende, vielmehr das Gefallende soll erzeugt werden.

Anmerkung. Man hüte sich, in diesen Paragraphen etwas hineinzudenken, was nicht darin liegt. Derselbe bezieht sich zwar allerdings zugleich auf das moralisch Gute, und auf das sogenannte sinnlich Schöne. (Eigentlich ist keine wahre Schönheit sinnlich, wenn gleich bey der Auffassung derselben sinnliche Empfindungen in vielen Fällen vorauszugehn und nachzufolgen pflegen.) Aber es ist hier nicht die Rede von irgend welchen obersten Grundsätzen, denen die mehrern ästhetischen Urtheile, und hiemit etwan auch das Gute sammt dem Schönen, unterzuordnen wären. Vielmehr muß diese falsche Meinung ganz zurückgewiesen werden. Jedes ursprüngliche ästhetische Urtheil (ganz verschieden von der stets schwankenden Beurtheilung der Kunstwerke,) ist absolut, folglich auch jedes vom andern ganz unabhängig. Vollends für das Gute giebt es kein Höheres; es ist in seiner Art selbst das Höchste. — Nur insofern wir im Denken das Gute aufsuchen, bestimmen, unterscheiden, zusammenstellen, giebt es für das dazu nöthige speculative Verfahren gewisse allgemeine, methodische Bedingungen, die man verfehlt, sobald man Aesthetik und praktische Philosophie anders als so auffaßt, daß jene die weitere, diese die engere Sphäre sey. Das Zerreißen dieses, wesentlich in der Sache liegenden, Verhältnisses ist Schuld an den falschen Begründungen der praktischen Philosophie.

§. 9. Die meisten dieser praktischen Wissenschaften kommen darin überein, daß es der Willkühr überlassen

bleibt, ob man sich ein Geschäfft mit dem Gegenstande machen wolle, oder nicht. Daher die bedingte Form der Vorschrift: wenn Jemand sich mit dieser Kunst befassen will, so soll er sie so und nicht anders treiben.

Allein es giebt eine unter den Kunstlehren, deren Vorschriften den Charakter der nothwendigen Befolgung darum an sich tragen, weil wir unwillkührlich und unaufhörlich den Gegenstand derselben darstellen. Dieser Gegenstand nämlich sind wir selbst; und die bezeichnete Kunstlehre ist die Tugendlehre; welche in Hinsicht unserer Aeußerungen im Thun und Lassen, in die Pflichtenlehre übergeht.

Anmerkung. Die Frage: wie es zugehe, und in wiefern es möglich sey, daß ästhetische Urtheile den Willen bestimmen, und ein Gewissen erzeugen (es giebt aber ein Gewissen nicht bloß in moralischer und rechtlicher Hinsicht, sondern auch in Ansehung der Treue, womit Kunstregeln, — ja sogar, womit Klugheitsregeln befolgt werden), — diese Frage gehört nicht in die Aesthetik, sondern in die Psychologie; und die richtige Beantwortung setzt demnach die allgemeine Metaphysik voraus, denn ohne diese ist keine wahre Psychologie möglich. In praktischer Hinsicht ist die erwähnte Frage eine der wichtigsten, die jemals aufgeworfen werden können; denn die sittliche Veredelung des Menschen hängt in ihrem innersten Wesen davon ab, wie sein Wille bestimmt werde. Aber in theoretischer Hinsicht ist sie so lange, als man sich selbst mit Aufstellung der Principien beschäfftigt, — eine Nebenfrage, die man suchen muß zu entfernen. Denn die Evidenz der ursprünglichen Urtheile über Löbliches und Schändliches, (vermöge welcher Evidenz sie Principien sind,) wächst nicht und nimmt auch nicht ab, ob sich nun ein Wille nach ihnen richtet oder nicht. Der Mensch fällt diese Urtheile auch über Andere, ohne an sich selbst zu denken. Dasselbe gilt von den andern ästhetischen Urtheilen; die praktische Anwendung ist ihnen zufällig. — Diejenigen aber, die sich der Nebengedanken nicht erwehren können, verfallen wohl gar auf den Gegensatz: Das Schöne werde genossen, das Moralische verlange Aufopferung der Genüsse. Beydes ist unter gewissen Umständen wahr; Beydes ist unter andern Umständen falsch; wesentlich ist weder das eine noch das andre. Künstler bringen auch dem Schönen manchen Genuß zum Opfer; und wer das Schöne bloß als Gegenstand des Genießens dächte, der würde es sehr erniedrigen und verfälschen.

§. 10. Wie nun jeder Kunstlehre ein Theil der allgemeinen Aesthetik entspricht, der zu ihr die Vorbilder ent=

hält: so auch stützt sich die Tugendlehre auf die ursprünglichen Bestimmungen des Löblichen und Schändlichen, oder auf die praktischen Ideen. Es giebt deren mehrere, welche in Hinsicht ihrer Gewißheit von einander unabhängig sind, indem sich jede auf ein eignes Urtheil des Beyfalls oder Misfallens gründet. Eine darunter ist die Idee des Rechts; die aber, ungeachtet ihrer Selbstständigkeit, doch nur in Verbindung mit den übrigen zweckmäßig kann betrachtet werden; weil die Vorschriften zu ihrer Befolgung unbrauchbar werden, so bald man sie abgesondert aufstellen will. Daher giebt es zwar eine philosophische Rechtslehre (gemeinhin Naturrecht genannt); und vom Standpuncte der Jurisprudenz aus betrachtet, kann es zweckmäßig seyn, dieselbe den positiven Gesetzen vergleichend gegenüber zu stellen, so daß sie von der Moral sich abzusondern scheint; allein aus der Reihe der vereinzelten philosophischen Vorträge sollte sie verschwinden, und nur in der Mitte der gesammten praktischen Philosophie ihre Stelle behaupten. Mit dem letztern Namen bezeichnen wir denjenigen Theil sowohl der allgemeinen als angewandten Aesthetik, welcher die Bestimmungen des Löblichen und Schändlichen sammt den daraus entspringenden Vorschriften enthält.

Allgemeine Anmerkung zu diesem Capitel. Durchaus unzulässig ist die Meinung, als könnte eine heutige Schule, oder überhaupt die heutige Zeit, von der Philosophie erklären was sie seyn solle. (Etwa Wissenschaftslehre od. dgl.) Die Philosophie ist weder von heute noch von gestern; auch hat sie glücklichere Zeiten gehabt, als die jetzigen, wenn man, wie sichs hier von selbst versteht, auf das lebhafte Bewußtseyn dessen sieht, was unter dem Namen der Philosophie gesucht wird. Zwar nicht in der Behandlung der Untersuchung sind die früheren Zeiten zu rühmen; aber die meisten wichtigen Fragepuncte, deren Untersuchung verlangt wird, sind längst neben einander aufgestellt; und nach diesen müssen die Erklärungen der verschiedenen Theile der Philosophie sich richten. Daß in neuerer Zeit die idealistischen Fragen vorzugsweise hervortraten, war vorübergehend. Der Idealismus konnte sich nicht halten; die andern Fragen wurden durch seine Anmaaßungen nur verdreht; keinesweges beseitigt;

und die hieraus entstandenen Verkehrtheiten wird der Lauf der Zeit nicht aufbewahren. Uebrigens ist es viel leichter, von den drey Theilen der Philosophie, der Logik, Metaphysik, Aesthetik, bestimmte Begriffe zu geben, als von der Philosophie selbst im Allgemeinen. Dies rührt daher, weil die Metaphysik zwar und die Aesthetik durch die besondere Natur ihrer Gegenstände bezeichnet sind; das bloß logische Denken aber auf eine große Menge von Gegenständen kann übertragen werden, die man gleichwohl gar nicht gewohnt ist in die angewandte Logik (wohin sie in philosophischer Hinsicht eigentlich gehören würden) hereinzuziehen: indem bey ihnen, gerade wie bey der Metaphysik und Aesthetik, das Eigenthümliche eines jeden vorzugsweise in Betracht kommt, wornach sie in verschiedene wissenschaftliche Fächer vertheilt werden. Am meisten Schwierigkeit macht die Mathematik, welche mit der Philosophie darin übereinkommt, daß sie mit der Auffassung des Gegebenen sich nicht beschäfftigt; und welche dennoch vom Begriff der letztern soll ausgeschlossen werden. Jedoch, man hat sehr Ursache zu zweifeln, ob der Grund, welcher diese Ausschließung bey der gegenwärtigen Lage der Wissenschaften rechtfertigen kann, der Mathematik wesentlich sey. Freylich sehen wir die Mathematiker nicht mit der Bedeutung der Begriffe, sondern mit Kunstgriffen zur Bestimmung der Größen beschäfftigt; wir sehen sie sogar diejenigen Begriffe möglichst vermeiden, welche ihnen Schwierigkeit machen könnten. (Das unendlich Kleine, die unmöglichen Größen u. dgl.) Allein sollten einmal die Mittel der Größenbestimmung durchgängig, (was an sehr vielen sich leicht zeigen läßt,) als ungesuchte Folgen aus den Begriffen selbst erkannt werden, so würde Nichts verhindern, daß man die so gestaltete Mathematik als einen Theil der Philosophie betrachtete.

Drittes Capitel.

Hauptbedingungen des Philosophirens.

§. 11. Man kann zwar über willkührlich gemachte Begriffe philosophiren. Man kann Voraussetzungen machen, daraus Folgen ableiten, und nachsehn, ob dieselben mit der Erfahrung zusammentreffen. Solche Voraussetzungen heißen Hypothesen. Allein da in den beyden Wissenschaften, Metaphysik und Aesthetik, etwas erkannt werden soll: so behandelt man in denselben nur entweder gegebene, oder nothwendig erzeugte Begriffe. Diese muß man demnach zu unterscheiden wissen von allem willkührlichen Denken, Annehmen, Meinen; von Vorurtheilen und Einbildungen.

§. 12. Diejenigen Begriffe, oder Verbindungen von Begriffen, welche zu Anfangspuncten im Philosophiren dienen können, nennt man Principien. Folglich muß ein Princip zwey Eigenschaften haben: erstlich, es muß für sich vest stehen, oder ursprünglich gewiß seyn; zweytens, (da dem Anfange das Nachfolgende entspricht) es muß im Stande seyn, noch etwas anderes, außer sich selbst, gewiß zu machen.

Es ist aber hier die Rede von Principien der Erkenntniß; nicht von Real-Principien, deren Erkenntniß selbst als Folge in der Reihe des Denkens muß betrachtet werden. Erst nachdem durch gehörige Untersuchung die Realgründe gefunden sind, kann man von ihnen aus weiter fortschreiten.

Anmerkung. Den Unterschied zwischen Erkenntniß-Principien und Real-Principien läßt die mystische Anschauung nicht gelten. Weiset man ihr Ungereimtheiten nach: so hilft sie sich allenfalls mit dem: credo, quia absurdum est. Wenn aber Männer, die ursprünglich nicht Schwärmer sind, wenn selbst Naturphilosophen sich durch das Widersinnige ihrer Systeme der mystischen Anschauung nähern: so ist dies ein Zeugniß über die (zu Kant's Zeiten nicht gehörig erkannte) Beschaffenheit der, aus gemeiner Erfahrung entsprungenen, metaphysischen Probleme. Die gemeine Anschauung ist an sich eben so wenig Erkenntniß, als die mystische; sie ist vielmehr ein psychologisch zu erklärendes Ereigniß in unserm Geiste. Läßt nun aber der Denker sich durch die, ihr anhaftenden Schwierigkeiten voreilig schrecken: so leidet er Schiffbruch im Traume. Die ersten Bedingungen, um hier, wie in den Angelegenheiten des Lebens, aus Schwierigkeiten sich glücklich herauszuwickeln, sind: Muth und Gegenwart des Geistes. Verloren aber giebt sich Derjenige, der mit klarem Bewußtseyn in den Ungereimtheiten stecken bleibt; statt in ihnen gerade das Motiv des fortschreitenden Denkens anzuerkennen.

§. 13. Die allgemeine Angabe der Art und Weise, aus Principien etwas abzuleiten, heißt Methode. Die Methoden selbst sind wiederum allgemeine, und besondere. Jene lehrt die Logik; aber man reicht damit in der Metaphysik und Aesthetik eben so wenig aus, als in der Mathematik oder in irgend einer andern Wissenschaft. Vielmehr führt jede Art von Principien die ihr angemessene Art, eine

abgeleitete Gewißheit zu gewinnen, selbst mit sich, und es muß darauf eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit gerichtet werden.

Principien und Methoden also beziehen sich auf einander; und man lernt die einen durch die andern erst recht kennen. Beyde zusammengenommen sind die unentbehrlichsten Bedingungen des philosophischen Wissens.

Anmerkung 1. Zu den ersten Bedingungen des Philosophirens zählen viele Neuern vor allem Anderen gewisse Vorkenntnisse von der Natur und Entwickelung des menschlichen Geistes. Aber 1) Die Geschichte bezeugt, daß es scharfsinnige Anfänge von Metaphysik gab, als noch die psychologischen Meinungen höchst roh waren. (Man denke z. B. an Demokrit's εἴδωλα.) Dies beweis't schon, daß Psychologie nicht ursprünglich klar, und auch nicht der nächste und natürlichste Gegenstand der Betrachtung ist. 2) Wer in einer Untersuchung über das Gedachte, und die hierin liegenden Schwierigkeiten, abspringt zu einer Reflexion über den Actus des Denkens, der verläßt seinen Gegenstand, den er vielmehr vestzuhalten sich gewöhnen sollte. 3) Man geräth durch Erwähnung der Psychologie leicht in das Gleis des Irrthums von den Seelenvermögen, wovon oft auch diejenigen befangen sind, die dagegen protestiren. In der That sind die Seelenvermögen nichts als mythologische Wesen; und mit ihrer Hülfe in die Philosophie einleiten, ist nicht besser, als einer christlichen Religionslehre den heidnischen Olymp voranstellen. Einige Schriftsteller haben mit löblicher Vorsicht die Anfänger gewarnt, ja nicht die hypothetische Seelenlehre für definitiv zu halten; allein das verwirrt den Anfänger statt ihn aufzuklären.

Anmerkung 2. Zu den verschiedenen Methoden gehören eben so verschiedene Uebungen im Denken. Schädlich aber ist, sich gewisse Fachwerke einzuprägen, in die Alles passen soll; oder gar bestimmte Zahlen ein für allemal anzunehmen, nach denen alle Begriffe sich sollen spalten und wieder spalten lassen. Solche Verwöhnungen lähmen den Untersuchungsgeist.

§. 14. Zu den Hauptbedingungen des Philosophirens kann auch das Interesse für die Philosophie gerechnet werden. Wenn man das Mangelhafte seiner Begriffe von irgend einer Seite her wahrgenommen hat, — und wenn man hört, daß dem Philosophen die gesammte Sinnenwelt nur für Erscheinung gelte, der aber ein Seyendes, und veststehende Gesetze des Geschehens zum Grunde liegen; daß der Natur eine innerliche Erregbarkeit und Erregung, dem

menschlichen Geiste entweder absolute Freyheit, oder eine eigne Art von Gesetzmäßigkeit in der Entwickelung alles dessen, was ins Bewußtseyn kommt, dem menschlichen Geschlechte eine fortschreitende Veredlung, sowohl der Individuen, als der Gesellschaften, die ins Unendliche gehn, und die Abkunft des Menschen vom höchsten Wesen immer herrlicher offenbaren müsse, vermöge philosophischer Nachforschungen zugeschrieben werde; wenn man daneben von den Aufregungen der Gemüther Kenntniß nimmt, die im Disputiren über so wichtige Puncte entstanden sind: so wird man keinen Beweis mehr verlangen, daß es für die Philosophie interessante Gegenstände gebe; und daß ein starker Reiz vorhanden sey, in Hinsicht derselben das Gewisse vom Ungewissen sondern, oder wenigstens die Gründe der verschiedenen streitenden Systeme kennen und beurtheilen zu lernen.

Anmerkung. Das Interesse für Logik ist ähnlich dem für die Grundlehren der Geometrie. Das der Metaphysik hängt genau zusammen mit dem Interesse für Naturwissenschaft, sofern dieselbe als ein Ganzes betrachtet wird. Das ästhetische Interesse wird nicht bloß durch Kunstwerke, sondern auch durchs Studium der Geschichte, und durch den Wechsel der menschlichen Angelegenheiten aufgeregt. Selten sind diese verschiedenen Interessen in dem wünschenswerthen Gleichgewichte beysammen.

§. 15. In der That werden die Meisten zu der Philosophie dadurch hingezogen, daß sie über irgend einen, ihnen wichtigen Gegenstand Aufschluß von derselben erwarten. Allein das Interesse der einzelnen Gegenstände ist weder das einzige, noch das ersprießlichste für das Studium. Wer die Philosophie von einer besondern Seite lieb gewonnen hat, dessen Untersuchungen werden einseitig, und um so mehr dem Irrthum ausgesetzt, je mehr er zu einem bestimmten Ziele hineilt, mit Vernachlässigung der Vorkenntnisse. Sehr selten ist dasjenige, was man am meisten zu wissen wünscht, zugleich das, was sich am ersten erforschen läßt.

Jemehr hingegen die Form der Untersuchung interessirt, um desto wachsamer wird die richtige Form des Denkens beobachtet, und um desto sicherer also die Bedingung der Erkenntniß erfüllt.

Anmerkung 1. Nach Kant sind Gott, Freyheit, und Unsterblichkeit die drey Gegenstände, auf deren sichere Erkenntniß (oder wenigstens auf einen gesicherten Glauben daran,) die Hauptabsicht der Philosophie gerichtet ist. Wer würde hierin nicht gern mit ihm übereinstimmen? Besonders da er mit preiswürdiger Vorsicht sich hütete, daß nicht der Wunsch, zu diesen Zielpuncten zu gelangen, die Gründlichkeit der Untersuchung aufheben möge. Und dennoch ist ein solcher Schaden keinesweges vermieden worden. Kant selbst täuschte sich über die Freyheit; er verwechselte sie mit der Absolutheit der sittlichen Urtheile; er legte in den Willen die Autonomie, die nur der willenlosen Billigung und Misbilligung zukommt; er verdarb sich den Causalbegriff, um ihn auf Erscheinungen zu beschränken; er gab das zeitliche Leben des Menschen einer Naturnothwendigkeit Preis, die, genau genommen, alle wahre Veredelung, ja alle Besserung ausschließt; (wovon tiefer unten das Weitere.) So geschah es, weil das Interesse an dem Gegenstande den Denker verleitete. Seine Nachfolger erfanden eine absolute Erkenntniß, durch welche die Ueberzeugung von Gott und Unsterblichkeit gegen alle Zweifel geschützt werden sollte, — in der That aber allen Zweifeln mehr als jemals Preis gegeben ist, weil kein nüchterner Denker an der eingebildeten absoluten Erkenntniß Theil nehmen kann, wohl aber vor Augen sieht, wie diese Einbildung als ein Kind des Zeitalters entstanden ist.

Anmerkung 2. Viele finden auch die Philosophie darum interessant, weil sie mit Hülfe derselben richtiger und bestimmter über die Angelegenheiten der Zeit, besonders des Staats und der Kirche, glauben urtheilen zu können. Nun ist zwar gewiß, daß derjenige seinem Urtheile am meisten trauen darf, der am meisten und am tiefsten gedacht hat, falls er nämlich hiemit Erfahrung und Beobachtungsgeist verbindet. Allein auch hier müssen sich die philosophischen Resultate von selbst darbieten; sie müssen nicht gesucht, nicht erschlichen werden; und der Denker muß sie zu seinem eignen Gebrauche behalten, niemals aber unternehmen, unmittelbar auf das Zeitalter einzuwirken. Das ist eine Anmaaßung, so lange als noch die verschiedenen Systeme der Philosophie einander widersprechen. Und die Folge ist, daß Staat und Kirche anfangen, die Wissenschaft zu fürchten, und deren freye Ausbildung zu beschränken. In diese Gefahr wird zu allen Zeiten jeder einzelne Philosoph die übrigen setzen, sobald er vergißt, daß nicht die Zeit, sondern das Unzeitliche, sein eigentlicher Gegenstand ist. Nur die höchste Anspruchlosigkeit kann den Denkern ein so ruhiges, äußeres Leben sichern, als nöthig ist, um der Speculation ihre gehörige Reife zu geben. Und nur vereinigte Kräfte, gleich denen der heutigen Mathema-

tiker und Physiker, die sich Jeder ganz auf ihre Wissenschaft legen, und die meistens einträchtig zusammenarbeiten, — können eine so große Wirkung hervorbringen, die heilsam, und von selbst, allmählig, und durch viele Mittelglieder, auf das Ganze der menschlichen Angelegenheiten übergeht.

§. 16. Das formale Interesse der Philosophie ist zugleich dasjenige, welches auf die übrigen Studien am wohlthätigsten wirkt. Denn es läßt die Philosophie als den Mittelpunct erblicken, in welchem sich alle übrigen Wissenschaften gleichsam begegnen, um sich unter einander zu verknüpfen. Hier ist der Zusammenhang der Grundbegriffe zu suchen, an deren jeden sich weiterhin eine ganze Masse des Wissens anschließt. Jedes Studium einer andern Wissenschaft ist in irgend einer Rücksicht mangelhaft, wenn es nicht auf Philosophie hinleitet; aber das Studium der Philosophie ist noch viel mangelhafter, wenn es das Interesse für andre Studien nicht begünstigt. Durch die Ahndung einer noch unbekannten Einheit alles Wissens, und durch ein lebhaftes Bestreben diese zu erkennen, pflegt philosophischer Geist sich zuerst anzukündigen; der freylich sich darum noch gar nicht auf sich selbst verlassen darf, indem vielmehr diese Geistesrichtung die Gefahr vielfältiger Irrthümer mit sich führt. Die Erläuterungen hiezu werden sich weiterhin von selbst ergeben.

Anmerkung. Die Speculation scheint mannigmal eine Richtung zu nehmen, welche dem Interesse des Menschen zuwiderläuft. Hierüber ist dreyerley zu merken: 1) die Natur der Dinge richtet sich nicht nach unsern Wünschen, und es ist eine Unredlichkeit ohne Zweck, sich die Wahrheit verhehlen zu wollen. 2) Ueber das praktische Interesse gewisser Lehren giebt es eben so große Irrthümer, als über theoretische Wahrheit. Die Kantische Freyheitslehre zum Beyspiel wurde für unentbehrlich zur Moralität der Handlungen gehalten, während sie vielmehr in Beziehung auf alle einzelnen Handlungen und Entschließungen im Leben, dem Fatalismus gleich gilt, und, consequent verfolgt, jedes Streben nach Verbesserung zur Thorheit machen würde. So giebt es auch Lehren von Gott, nach welchen er nicht bloß der Höchste, sondern Alles allein ist; die gleichwohl Nichts von Güte, Weisheit, Gerechtigkeit Gottes übrig lassen, und dem absichtlichen Rathschluß nicht die mindeste Macht einräumen. 3) Damit man unbefangen denken könne, ohne seinen Gefühlen zu

schaden, muß man das Denken stets als einen bloßen Versuch betrachten, und es ganz absondern von den Ansichten, an welchen die Sittlichkeit des Charakters zu hängen scheint, bis in reifern Jahren beydes sich von selbst vereinigt.

Viertes Capitel.

Skepsis unter Voraussetzung der gemeinen Welt-Ansicht.

§. 17. Die Zweckmäßigkeit jeder Einleitung hängt theils ab von der Bildungsstufe Deren, die man einleiten soll; theils von der Natur der Gegenstände, wozu eingeleitet wird. Beydes kommt bey der Einleitung in die Philosophie in Betracht.

1) Diejenigen, welche durch den gewöhnlichen Schul-Unterricht mehr zum Lernen als zum Denken angehalten wurden, haben gewöhnlich Mühe, Begriffe dergestalt vestzuhalten, wie man mit den Augen ein Object fixirt, das man scharf und lange beschauen will. Die nöthige Uebung hierin können sie nur allmählig erwerben, und man darf ihnen Anfangs keine langen Anstrengungen zumuthen, dergleichen die meisten philosophischen Untersuchungen erfodern. Doch pflegt die Logik denen, welche sich ernstlich mit Grammatik und Mathematik beschäfftigten, leicht genug zugänglich zu seyn; auch trägt sie wesentlich bey, um die verlangte Uebung zu verschaffen. Sie gehört schon deshalb zur Einleitung in die Philosophie; deren allgemeinster Zweck in solcher Uebung besteht.

2) Die Philosophie hat nicht bloß einen Zugang, sondern mehrere; diese müssen wo möglich alle geöffnet werden, damit Jeder den Weg wählen könne, der ihm nach seiner Eigenthümlichkeit am meisten angemessen ist. Keiner von diesen Zugängen aber ist in solchem Grade bequem, daß man sich gleichsam passiv, ohne alle eigne Bewegung,

könnte hineinfahren lassen. Die Bewegungen fodern einige Uebung; die Einleitung in die Philosophie muß das in jedem Puncte fühlen lassen; sie muß das Nachdenken in Spannung setzen. Dem gemäß könnte man sie als die Wissenschaft von den philosophischen Fragen und Problemen bezeichnen, wenn nicht jedem Theile der Philosophie seine Fragen zugehörten, welche er nicht weggeben kann. Ferner ist ungeachtet der Verschiedenheit unter den Theilen der Philosophie doch ein solcher Zusammenhang unter ihnen, daß jeder Theil an alle erinnert; auch giebt es außer der Verknüpfung der Wahrheiten noch einen Zusammenhang der leicht möglichen Irrthümer; daher verlangt der Vortrag der philosophischen Wissenschaften, daß man nicht bloß wie auf einem schmalen Wege fortschreite, sondern daß man stets auch den Blick nach allen Seiten hin bewege. Sollen nun die Zuhörer solchen Vorträgen folgen: so müssen sie in der Einleitung vorläufig in allen Theilen der Philosophie orientirt worden seyn. Endlich bey der Verschiedenheit der Systeme, und wegen der großen Wichtigkeit der Gegenstände ist es Gewissens-Sache des Lehrers, daß er die Zuhörer nicht lediglich an *eine* Vorstellungsart gewöhne und gleichsam binde; sondern er muß sie mit den Grundgedanken der Systeme, mit den Hauptgesichtspuncten verschiedener Denker bekannt machen. Dies trifft besonders die Metaphysik; die zwar noch vor nicht langer Zeit so leicht behandelt wurde, daß man sie mit der Logik in einen Vortrag verknüpfte; deren gründliches Studium aber nicht einmal möglich ist, wenn nicht Vorkenntnisse verschiedener Systeme vorangegangen sind. Es kommt nun gleich zunächst darauf an, hinreichende Gründe anzugeben, derentwegen die Vorstellungsarten der gemeinen Erfahrung nicht unangefochten bleiben können, sondern eine Bewegung des Denkens erfolgen muß, zu der man sich mit den Hülfsmitteln der Logik, soweit diese reichen, auszurüsten Ursach hat;

und welcher alsdann noch durch die veststehenden Grund-Ideen der praktischen Philosophie ein Gegengewicht muß gegeben werden.

§. 18. So nothwendig es ist, daß in der Einleitung die Hauptfragen in ihrer ganzen Schärfe, folglich die Schwierigkeiten, worauf sie sich beziehen, mit ihrem ganzen Nachdruck fühlbar gemacht werden: so dient dennoch zur ersten Vorübung schon hinlänglich die zweifelnde Ueberlegung, oder die Skepsis. Man kann sie in eine niedere und eine höhere eintheilen. Die niedere bezweifelt bloß, daß die Dinge so beschaffen seyen, wie sie uns erscheinen, in der Meinung nämlich, daß sie statt dessen wohl anders beschaffen seyn möchten; die höhere aber macht selbst die Meinung wankend, daß überhaupt etwas da sey, indem sie den Zusammenhang in unserer Vorstellungsart der Dinge völlig auflößt, oder wenigstens für eine Zeitlang unsichtbar macht.

Uebrigens aber muß man sich schon hier einprägen, daß die Einleitung in die Philosophie eine Gymnastik des Geistes ist, welche keinesweges in der Absicht angestellt wird, um an den Zweifel zu gewöhnen, und ihn zur herrschenden Gemüthsstimmung zu machen. Vielmehr soll derselbe durch das nachfolgende System beruhigt werden; und hiemit kehren eine Menge gewohnter Vorstellungsarten, nur in gewissen Puncten verändert und ergänzt, zurück; welche angefochten waren eben sowohl um den gemeinen, aber gesunden Verstand zu rechtfertigen, wo es möglich, als ihn zu berichtigen, wo es nöthig ist.

Anmerkung. Jeder tüchtige Anfänger in der Philosophie ist Skeptiker. Und umgekehrt: jeder Skeptiker, als solcher, ist Anfänger. Endlich, man soll nicht Anfänger, also auch nicht Skeptiker bleiben. Hierüber einige kurze Erläuterungen.

1) Wer nicht einmal in seinem Leben Skeptiker gewesen ist, der hat diejenige durchdringende Erschütterung aller seiner von früh auf angewöhnten Vorstellungen und Meinungen niemals empfunden, welche allein vermag, das Zufällige von dem Nothwendigen, das Hinzugedachte vom Gegebenen zu scheiden. Ihm droht thörichter und hochmüthiger Dogmatismus.

2) Wer in der Skepsis beharrt: dessen Gedanken sind nicht zur Reife gekommen; er weiß nicht, wohin jeder gehört, und wieviel aus jedem folgt. Dies sieht man ganz deutlich an den Häuptern des Skepticismus, an Sextus Empiricus und an Hume. Jener hat mit großem Fleiße eine Menge von Argumenten gesammelt, und sie dem äußern Scheine nach sehr wohl geordnet; dennoch stehn viele nicht in der rechten Verbindung (man wird mehrere davon im vierten Abschnitte dieses Buchs finden;) und nirgends hat Sextus das Gewicht derselben richtig geschätzt. Bald gelten ihm die leichtesten Sophismen zu viel; bald die wesentlichsten Gründe gegen den Sinnenschein zu wenig; so daß er oft bemerkt, er wolle seinen Schlüssen selbst nicht trauen, sondern sie nur als Gegengewichte wider die Lehren der Dogmatiker brauchen. Wäre das, was er vorträgt, seine eigne Erfindung: so würde er es nicht so herabwürdigen. Aber er lebte in einem Zeitalter, welches den Nachlaß seiner Vorzeit nicht zu benutzen wußte. Von fremden Gedanken und vom Widerstreite derselben gedrückt, werden, auch heut zu Tage noch, Diejenigen fast immer Skeptiker, welche fleißig waren im Lesen, und faul im Denken. Ein trauriger Zustand: dem ein zweckmäßiger Unterricht von Anfang an soviel möglich entgegenarbeitet. — Von Hume wird gleich weiterhin die Rede seyn. Ihn hätte Sextus vielleicht kaum für einen Skeptiker gelten lassen; eher für einen negativen Dogmatiker, gleich den Akademikern. Vergl. den Anfang der Pyrrh. H.

§. 19. Die niedere Skepsis mag mit ganz leichten Fragen beginnen.

Die Thiere haben Augen und Ohren, beynahe wie wir; werden sie aber auch eben so damit sehen und hören wie wir? Gesetzt, sie vernähmen den Schall und die Farbe anders wie wir, welche Wahrnehmung würde die rechte seyn?

Nicht einmal in die Empfindung eines andern Menschen kann man sich hineinversetzen. Bey den Worten roth und blau; süß und sauer; denkt ein Jeder das, was Er empfindet; die Einstimmung in den Worten aber versichert uns nicht der Gleichheit in den Vorstellungen.

Anmerkung. Diesen, und die beyden folgenden Paragraphen mag man mit dem ersten Buche von des Sextus Hypotyposis Pyrrhonica vergleichen.

Vielleicht ist nicht überflüssig, auch noch auf Cicero's quaestiones academicas hinzuweisen, die freylich nicht den geordneten und bestimmten Vortrag darbieten, wie Sextus Empiricus.

§. 20. Ein und derselbe Mensch bemerkt Abweichungen in der Auffassung seines eignen Sinnes, welche ihn mistrauisch machen müssen. Die nämliche Sache erscheint anders und anders, je nachdem man sie ansieht. Dieses gilt im sinnlichen, wie im geistigen. Neben oder nach gewissen Farben, Tönen, Speisen sogar und Gerüchen, machen andre einen ungewöhnlichen Eindruck; und nach unserer Laune finden wir die nämlichen Dinge bald lächerlich bald traurig.

Bey genauerer Ueberlegung können wir uns nicht verhehlen, daß eine Menge von Umständen auf unsre Wahrnehmungen und Urtheile Einfluß haben. Der Zustand der Sinne, das Medium der Empfindung, die räumliche Lage der Gegenstände, — die Nebengedanken, welche wir einmischen — der Ton, in welchem man uns anredet, die Wendungen des Gesprächs und der Darstellung! Endlich der Unterschied des Schlafs und Wachens. Wir träumen von Traum und Wachen: wer versichert uns, daß wir nicht jedesmal träumen, so oft wir behaupten zu wachen?

§. 21. Wir haben mehrere Sinne, jeder sagt uns auf seine Weise, was die Objecte seyen. Hätten wir noch mehrere Sinne, so würde vielleicht die Summe dieser Aussagen noch größer werden; das nämliche Ding würde für uns mehr Eigenschaften bekommen, ohne daß darum in den wahren Eigenschaften eine Vervielfältigung vorginge. Wie steht es denn um diejenige Vielheit der Eigenschaften, die wir jetzo wahrnehmen? Kommt sie dem Dinge wirklich zu? Und ist etwa das Ding selbst die Summe dieser Eigenschaften? — Wenn nicht: so fragt sich, welcher Sinn denn wohl der innern Natur des Dinges am nächsten kommt? Ob es ein solches ist, wie es schmeckt; oder ein solches, wie es klingt, oder ein solches, wie es aussieht? — Offenbar hat hier kein Sinn einen Vorrang vor dem andern; und eben ihre Menge macht, daß wir Keinem trauen können. —

Diese Zweifel zusammengenommen erinnern uns, daß wir schwerlich ein getreues Bild von dem **was** die Dinge sind, durch unsre Sinne erlangen. Gleichwohl mögen die Körper im Raume auf irgend eine Weise gestaltet, in der Zeit irgend welchen Veränderungen unterworfen, die Stoffe durch Kräfte ergriffen und behandelt, die Menschen und Thiere von irgend welchen Wahrnehmungen und Gesinnungen erfüllt seyn, wenn wir schon eben so wenig wissen, **was** für Wahrnehmungen und Gesinnungen, als **was** für Kräfte, Stoffe, Veränderungen und Gestalten. — Doch der Zweifel kann weiter vordringen.

Fünftes Capitel.

Höhere Skepsis.

§. 22. Der Hauptgedanke ist hier, daß wir wirklich gar nicht alles dasjenige wahrnehmen, was wir wahrzunehmen glaubten; daß wir es also, wer weiß auf welche Weise und mit welchem Rechte, unwillkürlich müssen hinzugedacht haben.

Anmerkung. Die zunächst folgenden Paragraphen enthalten diejenigen Zweifel, wovon **Hume** eine Probe gab, indem er den Causalbegriff auf bloße Gewohnheiten reduciren wollte. Kant bemerkte, daß Hume der Consequenz nach viel weiter hätte gehn sollen. Hume fängt damit an, sich ein Verhältniß zwischen Eindrücken und Begriffen auszusinnen, als ob die letztern **Copien** wären von jenen, — dasselbe Verhältniß, was er zwischen Dingen und deren Vorstellungen nicht annehmen will. Nun fragt er nach den Eindrücken, welche copirt werden in dem Begriffe des nothwendigen Bandes zwischen Ursache und Wirkung. Natürlich findet er keine. Aber etwas anderes konnte er finden; die Nothwendigkeit, zu der Wirkung **irgend eine** Ursache zu **fordern**. Statt dessen kehrt er die Frage um: **wie folgt aus der Ursache die Wirkung?** Auf diese (verschrobene) Frage ergeht wiederum keine Antwort, wenigstens nicht von Seiten der Erfahrung. Jetzt macht er, mit übel verhehlter Dreistigkeit, seine Unwissenheit zum Princip des Wissens (man vergleiche den Schluß des vierten Versuchs); und erhebt die **Gewohnheit** zur **Ursache** (!) des an sich **nichtigen** Causalbegriffs, — wodurch Kant verleitet wurde, die Anwendung des-

selben auf die Zeitfolge zu beschränken, die mit der Causalität gar nichts wesentliches gemein hat.

§. 23. Wir glauben die Körper wahrzunehmen als ausgedehnt nach Länge, Breite, Dicke. Allein gesehen und gefühlt haben wir nur die Oberflächen; wie nun, wenn Nichts dahinter wäre? — Wollen wir das Innere aufbrechen, aufschneiden: so kommt eine neue Oberfläche zum Vorschein; und wieder eine neue, falls wir auch diese durchdringen wollten um ins Innere zu gelangen. Das Solide entzieht sich immer den Sinnen. Woher denn wissen wir von einem solchem?

Also nur Flächen hätten wir wahrgenommen. Auch dieses ist zu viel behauptet; weder Flächen noch auch nur Linien sind unsern Sinnen gegeben. Denn die Summe des Gefärbten welches wir sahen, oder die Summe des Widerstandes den wir fühlten, ist als bloße Summe überall nichts Ausgedehntes, nichts Gestaltetes. (Hier mag man sich noch aus der Geometrie erinnern, daß ein gegebenes Quantum Länge oder Fläche gar vielerley Gestalten haben kann; ganz ohne Gestalt aber ist es ein Abstractum, das sich nur verständlich machen läßt, indem man ihm irgend eine Gestalt willkürlich leihet.) Entfernungen müßten wir wahrnehmen, um das Außer-Einander wahrnehmen zu können. Aber die leere Entfernung ist nicht sichtbar, sie hat keine Farbe; hinwiederum den farbigten Stellen ist es nicht anzusehn, wie weit sie von einander entfernt sind. Man rücke zwey Körper näher oder ferner: das eigentlich Sichtbare an ihnen bleibt das nämliche.

Anmerkung. In Ansehung dieser sowohl, als der nächstfolgenden Zweifel kann man sich im Voraus merken, daß dieselben nur nothwendige Versuche im Denken sind, und daß sie in der Folge gehoben werden. Die Erfahrung ist allerdings auch ihrer Form nach, und zwar in voller Bestimmtheit, gegeben; also z. B. nicht bloß Räumliches überhaupt, sondern in genau be-

gränzten Gestalten und Zwischenräumen ist es gegeben. Vergleiche unten die ersten Paragraphen des vierten Abschnitts. Allein der Zweifel ist äußerst scheinbar, und in vieler Hinsicht von wichtigen Folgen.

§. 24. Es ist leicht, ähnliche Betrachtungen auf die Zeit zu übertragen. Daß zwey Töne einander schneller oder langsamer folgen: wie erfahren wir es? Die leere Zeit zwischen beyden ist nicht hörbar. Das Hörbare sind die Töne; aber Niemand wird behaupten, daß in dem Klange selbst die Distanz des einen vom andern vernommen werde; oder daß die veränderte Distanz den Klang verändere. — Dasselbe gilt von allem, was wir in bestimmter Succession wahrzunehmen behaupten.

§. 25. Zu den allerwichtigsten Bestimmungen der Dinge, welche wir als aus der Erfahrung erkannt allgemein annehmen, gehört die Aggregation ihrer Merkmale. Demselben Metall schreiben wir zu, daß es schwer, dehnbar, klingend, glänzend sey. Hier ist es von neuem nöthig, die Materie des Gegebenen von dessen Form zu unterscheiden. Angenommen, es seyen zwey Metalle in der Erfahrung gegeben, so ist die Summe aller Merkmale von beyden Metallen die Materie des Gegebenen, die Vertheilung dieser Merkmale in zwey Gruppen aber die Form. Nun beruht auf der Gruppirung, oder auf der Form, ganz wesentlich die Auffassung des Dinges selbst. Wir würden z. B. weder Gold noch Silber erkennen, wenn die Erfahrung es unbestimmt ließe, ob wir die specifische Schwere des Goldes mit der gelben, oder mit der weißen Farbe, ob wir den Klang des Silbers mit der weißen, oder mit der gelben Farbe zu Merkmalen eines Dinges verbunden denken sollten? Wir behaupten allerdings, die Beobachtung lehre, das specifisch Schwerere sey zugleich das Gelbe, das Klingendere sey zugleich das Weiße. Wie lehrt sie denn dieses? — Was sie lehrt und giebt: das sind die einzelnen

Merkmale selbst, und nichts anderes. Diese müßten also die Nachweisung der Gruppirung in sich enthalten. Aber Niemand kann behaupten, man *fühle* mit der Schwere, und durch dieselbe, die Nothwendigkeit, dieses Schwere zugleich für gelb zu halten; oder man *sehe* mit der gelben Farbe, und durch dieselbe; die Nothwendigkeit, das Gelbe für so und so schwer anzuerkennen. Eben so wenig weiset uns beym Silber der Klang auf die Farbe, oder die Farbe auf den Klang. Wie in diesem Beyspiele, so in Hinsicht aller Dinge mit einer Mehrheit von Merkmalen. *Wir haben zwar die Merkmale, aber nicht ihre Vereinigung wahrgenommen. Wir behaupten dennoch eine Vereinigung, und zwar bestimmt diese und keine andre.* Da sie nicht wahrgenommen ist, so muß sie hinzugedacht seyn, wir wissen aber nicht wie noch mit welchem Rechte.

Anmerkung. Der Inhalt des vorhergehenden Paragraphen ist selbst von geübten Denkern viel zu wenig erwogen worden. Man muß es *Locken* zum besondern Verdienst anrechnen, daß er sehr nachdrücklich und wiederholt die *Leerheit unserer Begriffe von Substanzen*, und die *gänzlich zufällige Anhäufung der sinnlichen Merkmale* rügt, durch die wir jene zu erkennen glauben. (Man sehe Locke's Versuch über den menschlichen Verstand, Buch II., Cap. 23, und andre Stellen.) Dagegen contrastirt die Unbehutsamkeit, mit der die Wolffische Schule die Mehrheit von Attributen und Modificationen in der Einheit der Wesen ganz unbedenklich voraussetzt. Man sehe z. B. Alexander *Baumgartens* Metaphysik, §. 37, u. f., welches Buch hier deshalb angeführt wird, weil es zu einer kurzen Uebersicht der Leibnitzisch-Wolffischen Philosophie, so wie sie in den Schulen ausgebildet wurde (nicht zur nähern Bekanntschaft mit Leibnitzen selbst, den man vielmehr aus seinen eignen Schriften studiren muß), vorzüglich bequem ist.

§. 26. Hieher gehört auch die Ueberlegung, wiefern man aus der Erfahrung (z. B. durch physikalische Experimente) lernen könne, daß gewissen Veränderungen gewisse *Ursachen* zugehören. Gesetzt, man nehme wahr, daß auf das Anschlagen des Stahls an den Kiesel ein Funke *erfolge*: so hat man höchstens die *Zeitfolge* (und dies

wäre nach §. 24. schon zuviel eingeräumt), aber nicht den nothwendigen Zusammenhang der Ursache mit der Wirkung wahrgenommen; nicht das Eingreifen des Wirkenden in das Leidende.

Anmerkung. Räumt man hiebey ein, daß die Zeitfolge gegeben sey (und man muß es in der That einräumen, gemäß der Anmerkung zu §. 23.), so befindet man sich auf dem Standpuncte des Hume. Unter dieser Voraussetzung muß man auch das einräumen, daß die Identität des veränderten Gegenstandes vor und nach der Veränderung, in der Erfahrung gegeben sey. Dies geschieht zwar genau genommen nur dadurch, daß die spätere Auffassung (nach der Veränderung) sich mit der frühern, von ihr reproducirten oder vestgehaltenen, vereinigt; allein ohne dies gäbe es gar keine Zusammenfassung des Successiven, mithin auch nicht einmal eine Wahrnehmung der Succession. Ist aber die Identität des Gegenstandes, zugleich mit der Veränderung in einigen seiner Merkmale, gegeben: so ist auch der Widerspruch gegeben, von dem tiefer unten, im vierten Abschnitte, weiter die Rede seyn wird; und es ist bloße Gedankenlosigkeit, diesen Widerspruch nicht zu bemerken. In der That fühlt ihn der gemeine Verstand sehr gut; daher der Causalbegriff.

§. 27. Vielweniger können die zweckmäßigen Formen der Natur-Gegenstände sich der Frage entziehen, ob die Zweckmäßigkeit wahrgenommen, oder hinzugedacht sey? — Hier ist es am leichtesten und am schädlichsten, sich an die Ansicht ernstlich zu gewöhnen, die Formen seyen nur hinzugedacht; doch muß man der Consequenz gemäß über diese Formen nicht anders entscheiden, wie über die vorigen.

§. 28. Alle unsre Vorstellungen schreiben wir Uns selbst zu; wir sehen sie an als in unserem Bewußtseyn verbunden. Können wir denn wohl dieses Band wahrnehmen? — Die Vorstellungen selbst geben sich (wenigstens dem bey weitem größten Theile nach) eben so wenig als Verbundene zu erkennen, wie die einzelnen Merkmale Eines Dinges auf ihre Aggregation hinweisen. Was aber die Vorstellung Ich anlangt, die wir an alles unser Vorgestelltes, als an das Unsrige, gleichsam von außen anheften können, um es dadurch, als ob es von Einem

Gefäße umfaßt wäre, anzusehn: von diesem Ich wird tiefer unten gezeigt werden, daß es offenbare und vielfältige Widersprüche enthält; vorläufig kann man sehr leicht bemerken, daß man nicht eigentlich wisse, was man vorstellt, indem man sich vorstellt; weil hier eine Menge von Zufälligkeiten abzusondern sind, nach deren Weglassung nichts deutliches übrig bleibt.

Anmerkung. Kant bemerkte, daß die Einheit des Bewußtseyns die Bedingung sey, unter welcher allein das Mannigfaltige einer gegebenen Anschauung sich in den Begriff eines Objects vereinigen könne. Das: Ich denke, sagt er, muß alle meine Vorstellungen begleiten können, sonst würden sie nicht durchgängig mir zugehören. — Unglücklicherweise knüpfte Kant hieran einen Irrthum, indem er die Verbindung der Vorstellungen (ohne Beweis) von einer Handlung der Synthesis, und einem Bewußtseyn dieser Synthesis, ableiten wollte. Hierin liegt der erste Anlaß mannigfaltiger Verirrungen in der neuesten Philosophie; indem sowohl Reinhold als Fichte den nämlichen Irrthum immer weiter trieben, und dadurch den Gipfel zu erreichen meinten, von wo aus sich alle Philosophie müsse überschauen und bestimmen lassen. Man vergleiche die ersten Grundsätze in Reinhold's Theorie des Vorstellungsvermögens, und in Fichte's Wissenschaftslehre mit dem §. 16 u. s. f. in Kant's Kritik der reinen Vernunft.

§. 29. Man kann von dem Ursprunge der Formen unserer Vorstellungen allerley Meinungen fassen, und man hat sie gefaßt: aber die gerade und natürlichste Folge aus dem Vorgetragenen ist der Zweifel, ob nicht die sämmtlichen Formen, welche wir für wahrgenommen hielten, und dennoch beim Durchsuchen des Wahrgenommenen nicht auffinden konnten, leere Einbildungen sind, von welchen sich loszumachen, der erste Schritt zur Weisheit sey? — In diesem Falle müssen wir bekennen, daß die ganze Natur, ja unser eignes Selbst, zerstört vor uns liege, weil alle Merkmale, an welchen wir die Dinge und uns selbst erkannten, aus ihren Fugen gewichen sind.

Gegen diesen, in der That unerträglichen Zweifel muß zu allererst das Factum wiederum vestgestellt werden, daß jene Formen wirklich wahrgenommen wer-

den. Eine viel spätere Frage ist, wie diese Wahrnehmung möglich sey? Jenes gehört in den Anfang der allgemeinen Metaphysik; das letztere in die Psychologie.

§. 30. Die Skepsis, so wie sie bisher dargestellt worden, bezieht sich auf die Principien, indem sie zweifelt, ob veste Anfangspuncte unseres Wissens überall zu finden seyen. Man kann damit noch Betrachtungen verbinden, welche zweifelhaft machen, ob im Fall, daß Principien wirklich vorhanden wären, sich Methoden für ein fortschreitendes Denken würden finden lassen.

Erstlich: Der leichteste, und vielfältig eingeschlagene Weg des fortschreitenden Denkens ist die Induction. Diese bildet allgemeine Sätze aus dem, was in vielen Erfahrungen sich gleichmäßig wiederholt. Prüft man aber die Gewißheit und den Gehalt solcher allgemeinen Sätze, so sieht man sogleich, daß sie entweder nichts mehr ausdrücken als nur die Summe der einzelnen Erfahrungen; und dann liefern sie höchstens eine bequeme Uebersicht, aber keine neue Kenntniß; oder daß sie mehr enthalten sollen, als den abgekürzten Ausdruck der bestimmten Menge von Erfahrungen, denen sie abgewonnen wurden; und dann ist dieses Mehr eine offenbare Erschleichung; wofern nicht irgend ein neuer Rechtsgrund hinzukommt, durch allgemeine Erfahrungssätze die Summe der wirklich gemachten Erfahrungen zu überschreiten. Die Induction, wenn sie unvollständig ist, präsumirt nur das Vorhandenseyn einer allgemeinen Regel; welche alsdann analogisch auf neue vorliegende Fälle ausgedehnt wird. Ob eine solche Präsumtion dem Gegenstande angemessen ist: das läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen. Wo man zu irgend einer Entscheidung genöthigt ist, um handeln zu können: da begnügt man sich oft genug mit den unsichersten Analogien; aber diese unvermeidliche Gewohnheit darf doch in das Streben nach philosophischem Wissen keinen Eingang finden.

In der Naturforschung gilt die Voraussetzung: die Natur sey sich selbst getreu; man dürfe daher auf gleiche Erfolge unter gleichen Umständen rechnen; mithin gebe es eine Regelmäßigkeit in der Natur, die sich durch Vergleichung ähnlicher Fälle entdecken lasse. Dies veranlaßt zu der Meinung, man müsse sich die Regelmäßigkeit möglichst groß, die Regeln möglichst umfassend, oder die Anzahl der Gründe im Verhältniß gegen die Menge der Folgen möglichst klein denken. Denn in der Natur seyen alle Folgen jedes Grundes gegeben. Man vergißt hier zweyerley: erstlich, daß nicht alle Folgen, welche wirklich aus ihren Gründen hervorgehn, uns gegeben sind; zweytens, daß sehr viele Naturwirkungen einander gegenseitig zerstören; wodurch ihre Menge sich vermindert. Die ganze Maxime, welche man wohl das Gesetz der Sparsamkeit genannt hat, ist schon deshalb höchst unsicher.

Anmerkung. Der Gegenstand, von welchem hier, und in dem folgenden Paragraphen die Rede ist, kann hier, im Anfange der Einleitung, nur berührt, nicht ausgeführt werden. Es ist zwar sehr leicht zu verstehn, daß Kant (im Anfange der Kritik der reinen Vernunft) analytische Sätze, deren Prädicat schon im Subjecte liegt, unterschied von synthetischen, die im Prädicate einen neuen Begriff, entweder a posteriori oder a priori, herbeyführen, und im letztern Falle durch bloßes Nachdenken unsere Erkenntniß erweitern sollen. Allein das Unbefriedigende und Gehaltlose einer bloß analytischen Art zu philosophiren (dergleichen großentheils die ältere Schul-Philosophie war, z. B. die Wolffische), kann und soll ein Anfänger noch wenig empfinden; ihm bringt eine solche Lehrart immer noch den Gewinn, seine Gedanken zu verdeutlichen; woran es neuerlichst selbst einigen nahmhaften Schriftstellern gar sehr zu fehlen scheint. Ueberdies wird die Frage von der Möglichkeit der Demonstration immer nur in dem Maaße richtig beantwortet werden, als man die Principien gehörig auffaßt, und ihnen die Möglichkeit ansieht, sie in Untersuchungen zu bearbeiten. Fehlt es daran, und das ist meistens der Fall, so helfen alle Untersuchungen über die Form der Wissenschaft zu gar nichts; sie sind nur eine Aussaat von Misverständnissen.

§. 31. Zweitens: ein Rechtsgrund zu einer Synthesis a priori scheint kaum denkbar. Denn was ein jedes Princip an Erkenntniß und Gewißheit enthalten mag, das

ist, so scheint es, sein eigner Inhalt; es läßt sich aber gar nicht absehen, wie diese Gewißheit, sich selbst überschreitend, eine andere und von ihr verschiedene ergeben sollte. Gesetzt, dies geschähe, so wäre das sich selbst überschreitende Wissen sich selbst nicht gleich; es wäre ein anderes vor dem Ueberschreiten, ein anderes im Ueberschreiten, ein anderes nach dem Ueberschreiten; es wäre also im Widerspruch mit sich selbst.

§. 32. Das eben erhaltene Resultat, weit entfernt, die Hoffnungen der Philosophie niederzuschlagen, ergiebt vielmehr, in Verbindung mit dem im §. 29. erwähnten Factum den wahren und bestimmten Aufschluß über die Möglichkeit der Metaphysik. Nämlich die Formen der Erfahrung sind wirklich gegeben; aber sie sind von der Art, daß sie widersprechende Begriffe liefern. Indem diese Widersprüche im Denken verbessert werden, erweitert sich die Erkenntniß; und die Methode besteht also zugleich in einer Berichtigung und einer Ergänzung der Principien. Die Beweise dessen, was hier historisch gesagt ist, können aber erst am Ende der Einleitung, und zum Theil erst in der Metaphysik selbst, ihren Platz finden. In der letztern ist auch die Erklärung von dem fortschreitenden Denken in der Mathematik zu suchen, welches großentheils durch die mannigfaltigen, in den Größenbegriffen enthaltenen Beziehungen möglich wird.

Anmerkung. Das Erste also, was sich aus dem Vorstehenden ergiebt, ist die Aussicht auf einen langen — der Ungeduld wenigstens lang scheinenden Weg; welcher, wenn er gerade geht, sehr viel kürzer ist als die Umwege Deren, die von den Bedingungen regelmäßiger Untersuchung nichts verstehen. Das Zeitalter ist unglaublich verwöhnt worden durch Die, welche kurz und gut Ein Princip und Eine Methode setzten; wodurch sie nichts weiter erreichen konnten, als was erreicht worden ist; nämlich Verschrobenheit der Wissenschaften, soweit sie von dieser Manier mishandelt wurden; und Scheu der Meisten vor dem Namen Philosophie. Durch regelmäßige Untersuchung wird sich diese Scheu wieder verlieren. Dazu gehört aber, daß man die Schwierigkeiten kenne, und nicht überspringe; ferner daß man der

Logik nicht Trotz biete, sondern ihren Warnungen Gehör gebe; überdies, daß man ästhetische und sittliche Werthbestimmungen nicht in metaphysische Erkenntnisse umdeute; endlich, daß man die Erfahrung als den Grund und Boden der Metaphysik anerkenne, und nicht anstatt desselben sich in Luftschlössern ansiedele.

§. 33. Wenn aber Jemand aus den angegebenen Zweifeln keinen Ausweg findet, wenn er sie vielleicht nicht einmal vollständig durchschaut; oder endlich sie ganz ignorirt; so muß dieses auf alles sein Denken, und auf seine ganze Ansicht von der Welt einen entscheidenden Einfluß haben. Sogar auf das Praktische wird dieser Einfluß sich erstrecken. Denn wer nichts gewiß zu wissen glaubt, der getraut sich weder, die Dinge zu behandeln, die er dabey als bekannt voraussetzen müßte, noch die Grundsätze vestzustellen, nach denen er sie behandeln sollte. Das letztere jedoch ist, in Hinsicht der ersten Grundsätze, keine nothwendige Folge, sondern nur eine Schwachheit der Menschen. Denn die ästhetischen Urtheile, auf welchen die praktische Philosophie beruht, sind unabhängig, wie oben bemerkt (§. 8.), von jeder Realität irgend eines Gegenstandes; so daß sie selbst mitten unter den allerstärksten metaphysischen Zweifeln mit einer unmittelbaren Gewißheit hervorleuchten.

Wer aber die Zweifel entweder nicht in ihrer Stärke kennt, oder wer sie überwunden hat, wird sich ein System der Philosophie zu bilden unternehmen können. Des angegebenen Unterschiedes wegen zerfallen die Systeme im Allgemeinen in Empirismus und Rationalismus, jene jenseits, diese diesseits des Zweifels, nämlich aus dem Standpuncte der Philosophie als Wissenschaft betrachtet.

Anmerkung. Der Unterschied liegt also nicht etwa darin, als ob der Rationalismus die Erfahrung verschmähete, und sie überspränge, der Empirismus aber sie gehörig in Ehren hielte. Sondern darin, daß der Empirist nicht zweifeln gelernt hat, daß er die Begriffe der Erfahrung nicht kritisch behandelt, daß er deshalb sich erlaubt, die Seele und die Materie mit so vielen Kräften zu begaben, als er Classen von Erscheinungen vorfindet; und daß er nun meint, diese Kräfte aus der Erfahrung selbst

zu kennen, während die Erfahrung von Kräften nie etwas sagt noch sagen kann. Der Empirist wird, ehe er es merkt, durch Erschleichungen zum falschen Rationalisten.

Der heutige Rationalismus aber ist zwiefach getheilt; er hat entweder die spinozistische oder die kantische Richtung. Zu vorläufiger, bloß historischer Erläuterung kann man hierüber dem Anfänger etwa Folgendes sagen:

1) Das allgemeine Verlangen des Philosophirenden besteht darin, über sich und seine nächste Begränzung hinauszuschauen; seinen Blick zu erweitern. Wohin denn? In die Natur im Großen. Die Einzelnheiten der Physik genügen ihm nicht; sie entfernen ihn überdies von sich selbst.

2) Nun bietet ihm Spinoza: cognitionem unionis, quam mens cum tota natura habet. Er behauptet ferner: res nullo alio modo neque alio ordine a Deo produci potuerunt, quam productae sunt.

3) Denjenigen aber, der solche Behauptungen wagt, zieht die Kantische Kritik wegen der Möglichkeit seines vorgeblichen Wissens zur Rechenschaft.

Dieser Streit dauert nun noch fort. Denn einerseits kannte Spinoza nicht die heutige Physik, und besaß nicht die heutige ästhetische Bildung; andererseits sind Kant's Schriften nicht unmittelbar gegen Spinoza gerichtet. Daraus entstand neue Arbeit für die Nachfolger auf beyden Seiten. Diese Arbeit wird erschwert durch den Umstand, daß Kant sich in seinen Darstellungen einer alten, dem Empirismus angehörigen Psychologie bedient hat; und daß Manche seiner Anhänger zu nachgiebig, theils gegen Fichte's Lehre vom Ich, theils gegen den spinozistischen Parallelismus zwischen Natur und Geist, gewesen sind. Ueber Spinoza's Lehre sehe man unten §. 142, wobey jedoch das Vorhergehende, (von §. 132 an) muß verglichen werden. Ausführlicher über den Streit der heutigen Systeme zu reden, scheint der allgemeinen Propädeutik noch nicht angemessen.

Zweyter Abschnitt.

Die Logik.

Erstes Capitel.

Von den Begriffen.

§. 34. Unsre sämmtlichen Gedanken lassen sich von zwey Seiten betrachten; theils als Thätigkeiten unseres Geistes, theils in Hinsicht dessen, was durch sie gedacht wird. In letzterer Beziehung heißen sie Begriffe, welches Wort, indem es das Begriffene bezeichnet, zu abstrahiren gebietet von der Art und Weise, wie wir den Gedanken empfangen, produciren, oder reproduciren mögen.

Unserm Geiste selbst schreiben wir Verstand zu (als das Vermögen der Begriffe), insofern wir unabhängig von Gemüthsbewegungen, unsre Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten verknüpfen. Daher pflegt man die Logik als Wissenschaft des Verstandes anzusehen. Allein man würde sich sehr irren, wenn man darum in der Logik nur das geringste von der Untersuchung erwarten wollte, nach welchen geistigen Gesetzen es geschehen könne, daß wir uns im Denken nach der Beschaffenheit des Gedachten richten und vest bestimmen, und dadurch uns über das Spiel der Einfälle und Launen erheben. Diese wichtige, aber schwere Untersuchung muß, wie alles, was die geistigen Ereignisse

betrifft, der Psychologie vorbehalten bleiben, wo sie allein im rechten Zusammenhange kann angestellt werden. — In der Logik ist es nothwendig, alles Psychologische zu ignoriren, weil hier lediglich diejenigen Formen der möglichen Verknüpfung des Gedachten sollen nachgewiesen werden, welche das Gedachte selbst nach seiner Beschaffenheit zuläßt.

§. 35. Die erste Folge aus diesen Erklärungen ist der Satz, daß nicht zwey Begriffe vollkommen gleich seyn können, sondern jeder gleichsam nur in einem einzigen Exemplar vorhanden ist. Denn zwey gleiche Begriffe würden sich in Hinsicht dessen, *was* durch sie gedacht wird, nicht unterscheiden; sie würden sich also *als Begriffe* überhaupt nicht unterscheiden. Dagegen kann das Denken eines und desselben Begriffes vielmal wiederholt, bey sehr verschiedenen Gelegenheiten erzeugt und hervorgerufen, von unzähligen Vernunftwesen vorgenommen werden, ohne daß der Begriff hiedurch vervielfältigt würde.

Anmerkung. Es ist von Wichtigkeit, sich die beyden vorstehenden Paragraphen durch eignes Nachdenken ganz deutlich zu machen, und sich wohl einzuprägen, daß Begriffe weder *reale Gegenstände*, noch *wirkliche Acte des Denkens* sind. Der letztere Irrthum ist noch jetzt wirksam; daher halten Manche die Logik für eine Naturgeschichte des Verstandes, und glauben dessen angeborne Gesetze oder Denkformen in ihr zu erkennen; wodurch die Psychologie verdorben wird. Der erstere Irrthum herrschte in der Pythagoräischen und Platonischen Schule; in welchen die *Figuren*, *Qualitäten*, und *Zahlen* (σχήματα καὶ ἰδέαι καὶ ἀριθμοί), geradehin zu den Elementen der Phänomene gerechnet wurden (Sextus Pyrrh. H. III. c. 18), worüber tiefer unten, bey der Platonischen Lehre, das Weitere. Es entstand nun große Verwunderung, wie doch ein einziger Begriff sich mehreren mittheilen könne, ohne sich zu vervielfältigen. Anstatt solche Verwunderung heute noch zu erneuern, sollte man bemerken, wieviel Anstrengung es jenen Alten kostete, Begriffe zu Gegenständen der Betrachtung zu erheben, und dieser Betrachtung ein Uebergewicht zu geben über die sinnlichen Anschauungen. Es war damals nicht so wie jetzt, wo alle Wissenschaften längst die logische Anordnung angenommen, und hiemit die Herrschaft der allgemeinen Begriffe in allen Angelegenheiten des Denkens anerkannt haben. Die jetzt alte, einst neue Geistesrichtung hatte, da sie neu war, ihren Enthusiasmus; dessen Zeit vorüber ist und nicht wiederkehren kann.

§. 36. Mehrere Begriffe können aber zum Theil gleich seyn, wenn nur jeder auch etwas eigenthümliches und von dem andern abweichendes besitzt. Alsdann entspringen verschiedene Verhältnisse, welche diesem ersten Capitel der Logik zum Gegenstande dienen.

Erstlich: das Gleiche der mehrern Begriffe ist selbst als Begriff zu betrachten, und in so fern nur Eins. Dieser Eine Begriff findet sich nun in jedem der mehrern als gemeinschaftliches Merkmal; und die mehrern Begriffe stehen zu ihm im Verhältnisse der Unterordnung.

Zweytens: das Ungleiche, als solches, bildet einen Gegensatz, indem von dem Eigenthümlichen eines jeden, verglichen mit dem des andern, zu sagen ist, dieses sey nicht jenes, und jenes nicht dieses.

Wir wollen das Verhältniß des Gegensatzes zuerst in Betracht ziehen, und genauer bestimmen.

§. 37. Der eben erklärte Gegensatz ist bloße Verschiedenheit, oder Nicht-Einerleyheit. Man muß aber als ein merkwürdiges Factum hier erwähnen, daß unter sehr vielen Begriffen sich ein solcher Gegensatz findet, wobey die verschiedenen unvereinbar sind. Der Cirkel und das Rothe sind nicht einerley; indessen kann das Rothe gar wohl in Cirkelgestalt erscheinen; hingegen der Cirkel und das Viereck sind unvereinbar, indem der eine Gedanke den andern aufhebt.

Zwey unvereinbare Begriffe bilden nicht bloß eine Summe, sondern auch einen Contrast. Sie nöthigen zur Vergleichung, eben weil sie einander das Gedacht-Werden streitig machen, dagegen bey den bloß verschiedenen ihr Zusammenkommen im Denken unbemerkt bleiben kann.

§. 38. Die bloß verschiedenen sind disparate Begriffe; die unvereinbaren, deren aber jeder unabhängig vom andern gedacht werden kann, stehn in conträrem Gegensatz. Die disparaten sowohl als conträren ergeben noch

den *contradictorischen* Gegensatz, zwischen a und non a, b und non b; indem von a und b gesagt wird, jedes sey nicht das andere. Beym contradictorischen Gegensatz kann non a nicht ohne Voraussetzung des a gedacht werden. Derselbe Gegensatz hat immer nur zwey Glieder; der conträre hingegen läßt mehrere in *Einer Reihe* zu, d. h. solche, die, wegen eines gemeinschaftlichen höheren Begriffs zu diesem in einerley Verhältniß der Unterordnung stehen.

§. 39. Entgegengesetztes ist nicht einerley. Diese Formel heißt der Satz des Widerspruchs. Der Satz erhält seinen Sinn durch die vorausgesetzte Kenntniß der Gegensätze; er selbst lehrt nichts neues. Mit ihm gleichgeltend ist eine andre Formel, der sogenannte Satz der Identität, A = A; eigentlich A ist *nicht gleich non* A, wo die Negationen einander aufheben, und eine Bejahung ergeben. Desgleichen das sogenannte principium exclusi medii, A ist *entweder* B *oder nicht* B, indem ein Drittes, sofern es von B unterschieden würde, zusammenfiele mit non B, und wenn man es von non B unterscheidet, einerley ist mit B; sollte es aber Beyde vereinigen, einen Widerspruch enthalten würde. — Der Satz des Widerspruchs findet sich, bestimmt ausgesprochen, schon beym Platon (Phaedo p. 234 ed. Bip. *μηδέποτε ἐναντίον ἐστι αὐτῷ τὸ ἐναντίον*). Uebrigens ist er oft unrichtig so ausgedrückt worden, als ob er sich auf Dinge als solche, wohl gar mit Einmischung von Zeitbedingungen bezöge; während er bloß Begriffe als solche betrifft. Zu merken ist nur, daß zu einem Widerspruche genaue Identität des einander Widersprechenden erfodert wird. Denn sonst können sich Entgegengesetzte auf mancherley Weise beysammen finden. Sollten sie aber Eins und dasselbe seyn, so daß auf die Frage: *was* oder *welcherley* ist dies Eine? geantwortet werden müßte, es ist ein *solches* und auch ein *anderes*, folglich *nicht solches*, — also *solches*

und *nicht solches einerley*, nämlich die eine Bestimmung des Was jenes Einen, — alsdann ist der Widerspruch vorhanden. Und allerdings findet dieser Fall bey mehreren höchst wichtigen Begriffen statt, deren Widersprechendes der gemeinen Aufmerksamkeit entgeht. Schon die Mehrheit disparater Begriffe kann einen Widerspruch da hervorbringen, wo die Natur der Sache eine strenge Einheit (die keine Vielheit in sich schließe) erfodert. Hingegen wo es erlaubt ist, die Einheit einer Summe anzunehmen, da kann diese Summe ein solches und ein anderes *enthalten*, und der gemeine Sprachgebrauch wird dies oft so ausdrücken: dieses Ding *ist* ein solches und auch ein anderes, z. B. dies Kleid ist roth und blau; diese Speise ist süß und sauer; dieses Ereigniß ist zugleich erfreulich und traurig. Hier bewirkt selbst der conträre Gegensatz keinen Widerspruch. Es kommt also alles auf die Art der Einheit an, welche gefodert wird.

Anmerkung. Wolff stellte den Satz des Widerspruchs, und mit ihm den sogenannten Satz des zureichenden Grundes, an die Spitze der Ontologie. Das war natürlich in einer Zeit, wo man glaubte, sich mit dialektischen Werkzeugen möglichst versorgen zu müssen, um in Demonstrationen soweit als möglich zu kommen. Aber diese Werkzeuge halfen nichts, weil man die Probleme der Metaphysik und die Principien der praktischen Philosophie verkannte; man muß erst die Widersprüche in den gegebenen Erfahrungsbegriffen kennen, um einzusehn, wie wichtig die *Foderung* ist, daß $A = A$ (tale, quale est nach Cicero und hiemit nach Platon) seyn *solle*. Wegen des Mislingens jener falsch angelegten Demonstrationen hat unsre Zeit einem thörichten Mistrauen gegen alle Demonstration Raum gegeben. — Kant verlegte jene Sätze in die Logik, wo sie unnütz sind; Fichte verfiel auf eine unglückliche Spielerey damit, bey Gelegenheit seiner Untersuchung über das Ich im Anfange der Wissenschaftslehre; unter vielen verkehrten Nachahmungen die verkehrteste ist die, welche das principium exclusi medii *verdrängen* will durch dessen gerades Gegentheil, ein pr. tertii intervenientis, nach welchem, um zwey Gegensätze *auszugleichen*, ein Drittes *dazwischen* kommen soll. — Jemand wollte den Satz des Widerspruchs so ausdrücken: Entgegengesetztes giebt keinen Begriff. Dies ist ganz falsch. Ohne Zweifel ist $\sqrt{-1}$ ein Begriff, und zwar ein ganz bestimmter, obgleich unmöglicher; an dessen Stelle man nicht $\sqrt{-2}$ setzen darf. Mit unmöglichen Begriffen

muß man in der Mathematik zu rechnen, in der Metaphysik richtig zu denken verstehn. — Der Satz des Grundes wurde von Leibnitzen eingeführt; aber mit unzulässiger Vermengung von drey höchst verschiedenen Bedeutungen, deren keine zu einem Grundsatze taugt. Ce principe est celui du besoin d'une raison suffisante, pour qu'une chose existe, qu'un évenement arrive, qu'une verité ait lieu. (Am Ende des fünften Schreibens gegen Clarke.) Die erste Bedeutung verschwindet durch richtige Bestimmung des Begriffs vom Seyn; die zweyte erfodert eine weitläufige Untersuchung über den Causalbegriff, und endet in die Theorie von Störungen und Selbsterhaltungen; die dritte ist entweder leer und nichtig, oder sie führt auf die schwere Frage: wie eine Erkenntniß, aus sich herausgehend, eine von ihr verschiedene begründen könne?

§. 40. Für das Verhältniß der Unterordnung hat die Logik eine Menge von Kunstworten. Inhalt und Umfang; Gattung und Art; höhere und niedere Begriffe, jene enthalten in diesen, diese unter jenen; Abstraction und Determination; Subordination und Coordination. Der Inhalt eines Begriffs ist die Summe seiner Merkmale; der Umfang, die Menge der andern Begriffe, worin jener als Merkmal vorkommt; dergestalt, daß der Inhalt wächst wie der Umfang abnimmt, und rückwärts. Setzt man der Gattung, dem höheren Begriffe, Ein Merkmal zu, so kommt man durch Determination zur nächsten Art; rückwärts durch Abstraction zur nächsten Gattung. Coordinirte Begriffe sind einem höheren auf gleiche Weise subordinirt.

§. 41. Die Angabe des Inhalts eines Begriffs, indem sie ihn in seine Merkmale zugleich zerlegt und daraus zusammen setzt, ist seine Definition. Er wird dadurch verdeutlicht (man sehe die Erklärung der Logik gleich im Anfange dieses Buchs); und zwar nicht bloß durch Heraushebung einzelner Merkmale, die sich am leichtesten erkennen lassen (welches übrigens oft ein vortreffliches Hülfsmittel ist, wo man nicht auf einmal vollständige Deutlichkeit erreichen kann): sondern durch Angabe solcher Merkmale, welche zusammengenommen dem Inhalte gleich sind.

Hat nun ein Begriff mehr als zwey Merkmale: so scheint etwas willkürliches darin zu liegen, ob man ihn in alle einfachen Merkmale auflösen, und deren Summe angeben, oder wieviele der Merkmale man als Einen Begriff zusammennehmen will, um aus solchen schon zusammengesetzten Begriffen den noch mehr zusammengesetzten zu bestimmen. Oft entscheidet hierüber die Sprache, indem sie gerade für eine gewisse Zusammenfassung von Merkmalen einen völlig verständlichen Ausdruck darbietet. Kommt es darauf an, ein gewisses Verhältniß der Unterordnung bemerklich zu machen, so richtet sich darnach die Definition. So wird die systematische Stelle eines Begriffs am besten durch genus proximum und differentiam specificam ausgedrückt. Ueberhaupt muß hiebey die Absicht der Definition zu Rathe gezogen werden, indem die Richtung der Aufmerksamkeit von derjenigen Zerlegung des Begriffs abhängt, welche die Definition bezeichnet.

§. 42. Zu dem wichtigsten, was über die Definitionen gesagt werden kann, gehört die Unterscheidung der Nominal- und Real-Definitionen. Die erstern erklären den Sinn eines Wortes, sie lassen aber zweifelhaft, ob ein solches Wort mit solchem Sinn überall einen wissenschaftlichen Werth habe, oder ob es bloß in den willkürlichen oder doch individuellen Gedanken dessen seinen Sitz habe, der das Wort in diesem Sinne gebraucht. Aber die Real-Definitionen entwickeln die Merkmale eines g ü l t i g e n Begriffs (nicht nothwendig eines solchen, der etwas Reales bezeichnet, — von einem Logarithmus giebt es eben sowohl eine Real-Definition im Gegensatz der nominalen, als von einem Hebel). Die Gültigkeit eines Begriffs besteht darin, daß er aus irgend einer Erkenntnißquelle entsprungen sey, also in einem nothwendigen Denken, das entweder unwillkürlich sich aufdringt (in der Auffassung des Gegebenen), oder das wenigstens zu irgend einem Zwecke, der als solcher

anerkannt wird, unentbehrlich ist. Hätte aber etwan der, welcher die Definition giebt, allein diesen Zweck, oder rühmte er sich einer besondern Auffassung des Gegebenen, die Niemand sonst in sich wiederfände, so würde er auch seine Definition für sich allein behalten müssen.

Der vielfältige Gebrauch, welchen besonders diejenigen philosophischen Schriftsteller, die mehr im Anordnen fremder Gedanken, als im Erfinden stark sind, von Definitionen machen, nöthigt den Leser zur Wachsamkeit, daß ihm nicht Wort-Erklärungen ins Gedächtniß geprägt werden, mit der Anmuthung, denselben reale Bedeutung ohne allen Grund zuzugestehn. Aechte Real-Definitionen sind so schwer zu erreichen, daß man sie da gar nicht erwarten darf, wo die Definitionen massenweise gespendet werden. Wer wirklich bis zu den Erkenntnißquellen zurückgegangen, und wem es gelungen ist, von dort aus die Deduction eines Begriffs zu vollführen: der hat kaum das Bedürfniß, den nunmehr völlig bekannten Gedanken auch noch in die Form einer Definition zu bringen; wenigstens ist dies mehr ein Bedürfniß der Mittheilung als der eigenen Ueberzeugung.

Uebrigens mögen Anfänger immerhin in dem Entwerfen von Nominal-Definitionen sich üben. Sie werden dadurch das deutliche Bewußtseyn dessen, was sie eigentlich meinen, nebst einem bestimmten Ausdrucke für dasselbe, — nur aber nicht neue und bessere Einsichten, als sie schon hatten, — gewinnen; und sie dürfen nie vergessen, daß, nachdem die Nominal-Definition gefunden ist, nun gerade die Prüfung bevorstehe, ob der Begriff Gültigkeit habe oder keine.

§. 43. Die Angabe des Umfangs eines Begriffs, vermittelst einer Reihe ihm untergeordneter Begriffe, ist die Eintheilung desselben. Sie erfordert einen Eintheilungsgrund (fundamentum divisionis). Nämlich die

specifischen Differenzen, welche man als determinirende Merkmale (§. 40.) dem einzutheilenden Begriffe zusetzt, um in seinen Umfang herabzusteigen, müssen eine Reihe bilden (§. 38. am Ende) d. h. sie müssen ein gemeinschaftliches Merkmal haben. Dieses Merkmal ist der Eintheilungsgrund, oder dasjenige, worauf die Aufmerksamkeit fortdauernd gerichtet bleiben muß, während man die Theilungsglieder angiebt. Heiße der einzutheilende Begriff A; seine Theilungsglieder a, b, c, d; die specifischen Differenzen, welche in a, b, c, d, als Merkmale stecken, α, β, γ, δ: so ist der Theilungsgrund derjenige allgemeine Begriff, unter welchem, als der Gattung, die Arten α, β, γ, δ, enthalten sind. Folglich ist der Theilungsgrund selbst ein eingetheilter Begriff, und seine Theilungsglieder sind α, β, γ, δ.

Hieraus folgt, daß jede Eintheilung eine frühere, die des Theilungsgrundes, voraussetzt; und da dieses nicht ins Unendliche gehen kann, daß man sich irgend einmal mit einer minder vollkommenen Eintheilung werde begnügen müssen, nämlich mit einer solchen, bey der kein Theilungsgrund mehr angegeben werden kann.

Ein Beyspiel wird dies klar machen.

Man könnte die Metalle eintheilen nach ihrer Schwere; und die Schwere gäbe demnach hier den Theilungsgrund. Um das zu vermögen, muß zuvor sie selbst eingetheilt seyn, nach ihren verschiedenen Graden, welche eine Reihe bilden, deren gemeinschaftliches Merkmal sie selbst ist. (Die verschiedenen Grade verhalten sich nämlich zu dem allgemeinen Begriffe des Grades überhaupt, wie die niedern Begriffe zum Höhern, oder wie die Arten zur Gattung.) Diese vorausgesetzte Eintheilung der Schwere hat nun noch einen Theilungsgrund, nämlich den Begriff des Grades, oder der intensiven Größe. Aber die intensive Größe ist wiederum eingetheilt mit Hülfe der Zahlbegriffe; und so besitzt also

auch diese zweyte vorauszusetzende Eintheilung noch einen Theilungsgrund in dem Begriffe der Zahl überhaupt. Die Zahlen selbst bilden eine Reihe unter dem Begriff der Zahl; schwerlich aber wird Jemand den Ausdruck gebrauchen, die Zahl werde eingetheilt in Eins, Zwey, Drey, Vier, u. s. w. Denn hier läßt sich kein Theilungsgrund mehr angeben. Wollte man sagen, es sey der Begriff des Mehr oder Minder, so ist gerade dieses die eigentliche Bedeutung des Zahlbegriffs selbst; und es ist hier eine ursprüngliche Reihe, welche dem von ihr abstrahirten Begriffe erst Sinn und Bedeutung giebt; indem Niemand wissen würde, was Zahl sey, wenn er nicht zuvor wüßte, was Eins, Zwey, Drey, Vier ist. Dieses Begriffes Inhalt beruht demnach auf seinem Umfange. —

§. 44. Sehr häufig lassen sich mehrere Theilungsgründe für einen Begriff auffinden; indem mehr als eine Reihe specifischer Differenzen ihm zur Determination kann zugesetzt werden. Alsdann scheint eine Willkür zu entstehen in der Wahl des Theilungsgrundes. In Abhandlungen, die nicht die äußerste systematische Strenge erfodern, wählt man den Theilungsgrund, welcher am zweckmäßigsten befunden wird. Aber in strengen Systemen, wo gar keine Willkür in dem Fortschritt des Denkens sichtbar seyn darf, muß der Theilungsgrund gerechtfertigt werden, wo nicht vorher, doch nachher. Das heißt, es muß bewiesen werden, man habe mit dem eingetheilten Begriffe gerade diese und keine andre Reihe von specifischen Differenzen an diesem Orte zu verknüpfen gehabt.

§. 45. Zu diesem schweren Geschäffte kommt noch ein anderes. Es darf kein Zweifel übrig bleiben, daß die Reihe der specifischen Differenzen vollständig sey, denn die Eintheilung soll den ganzen Umfang des Begriffs angeben. Bey einer ganz bekannten, wie die der Zahlen, oder der

Winkel, ist hierin keine Schwierigkeit; bey andern Reihen wird sie um so größer.

Hier hilft man sich manchmal mit einer Kette von dichotomischen Eintheilungen, die nach dem, stets vollständigen, contradictorischen Gegensatz gebildet werden. Z. B. A ist entweder a oder nicht a; A, welches nicht a, ist entweder b oder nicht b; A, welches nicht b, ist entweder c oder nicht c. Faßt man diese Eintheilungen zusammen: so kommt heraus: A ist entweder a oder b oder c oder nicht c. Hier enthält das letzte negative Glied das Bekenntniß, man müsse eine leere Stelle offen lassen, weil man die Vollständigkeit der Theilung nicht verbürgen könne. Ueberdies aber erschwert man sich auf diesem Wege das Geschäfft noch dadurch, daß man eine Menge von Theilungsgründen einführt, deren jeder die Frage nach seiner Zweckmäßigkeit aufregt.

Dennoch ist zuweilen diese Methode die einzige brauchbare. Sie führt nämlich in dem Falle zum Ziele, wenn man das letzte negative Glied mit Zuziehung anderer Kenntnisse in ein positives verwandeln kann. Im obigen Beyspiele, wenn man weiß: A, welches nicht c, ist allemal d. Jedes Glied der Eintheilung hat überdies oft seine bestimmte Ordnungszahl als erstes, zweytes, drittes u. s. w. Die Reihe fängt dann wo möglich vom Einfachsten an. Indem sie nun mit den kleinsten Schritten fortgeht, entdeckt man hiedurch oft auch eine vollständige Reihe. So bey den praktischen Ideen.

§. 46. Das mindeste, was von einer irgend brauchbaren Eintheilung gefodert wird, ist reiner Gegensatz ihrer Glieder. Durch diesen kann sie wenigstens einen Theil des Umfangs eines Begriffs klar vor Augen legen, und dadurch leistet sie einen ähnlichen Dienst, als die Hervorhebung einzelner Merkmale in Fällen, wo die Definition Schwierigkeiten findet. Man weise also den Gegensatz je zweyer

Glieder einzeln nach, falls man sich nicht getrauet, auf einmal den Theilungsgrund und die ihm zugehörige Reihe der Differenzen vestzustellen.

§. 47. Die Willkür im Aufraffen der ersten besten Theilungsgründe, und die Sorglosigkeit im Nachweisen der Vollständigkeit der Glieder, hat die philosophischen Schriften eben so sehr und eben so schädlich von Eintheilungen überfüllt als von Definitionen. Die angewandten Theile der Philosophie, wo der Natur der Sache nach die Eintheilungen häufig seyn müssen, weil hier ein weitläuftiges Detail durch Begriffe soll beherrscht werden, erfodern zu ihrer gehörigen (nicht populären) Bearbeitung, daß man zuvor alle dabey vorkommenden Begriffs-Reihen aus den Erkenntnißquellen deducirt, und die Nothwendigkeit, sie unter einander zu verflechten, nachgewiesen habe. — Um aber dieses zu vollführen, reicht eine bloße Eintheilung selten hin; vielmehr entsteht ein Gewebe von Begriffen, welches sich in mehrere Eintheilungen, und zwar auf mancherley Weise auflösen läßt.

§. 48. Es seyen gegeben (durch Deduction oder in der Erfahrung) die Begriffs-Reihen

$$A,\; B,\; C,\; D,\; \ldots \quad = p$$
$$\alpha,\; \beta,\; \gamma,\; \delta,\; \ldots \quad = q$$
$$a,\; b,\; c,\; d,\; \ldots \quad = r$$
etc. etc.

welche Reihen unter einander verflochten werden sollen, dergestalt, daß auf alle mögliche Weise mit jedem Gliede aus einer Reihe ein Glied aus jeder andern Reihe verbunden; und aus den verbundenen Gliedern, als den Merkmalen, ein zusammengesetzter Begriff gebildet werde. Dieses ergiebt Begriffe wie

$A\alpha a$	$A\beta a$	etc.	$B\alpha a$	$B\beta a$	etc. etc.
$A\alpha b$	$A\beta b$		$B\alpha b$	$B\beta b$	
$A\alpha c$	$A\beta c$		$B\alpha c$	$B\beta c$	
etc.	etc.		etc.	etc.	

deren vollständige Aufstellung durch diejenige combinatorische Operation erhalten wird, welche man **Variiren** nennt. Um sogleich ein Beyspiel zu haben, nehme man die grammatischen Flexionsbegriffe, es sey der Declination oder der Conjugation. Für ein Adjectivum würde die Reihe A, B, C, ... anzusehen seyn als die Reihe der Begriffe masculinum, femininum, neutrum; und p, als der allgemeine Name dieser Reihe, wäre der Begriff des genus; eben so bedeutete q die Reihe des numerus, nämlich α den Singularis, β den Pluralis, oder wenn man will, den Dualis, und alsdann noch γ den Pluralis; desgleichen r die Reihe der Casus, also a den Nominativ, b den Genitiv u. s. w. Bey der Declination des Adjectivs verflechten sich diese Begriffsreihen auf die vorbeschriebene Art.

Anmerkung. Kaum giebt es in der ganzen Logik einen Gegenstand, der für die Anwendung, in der Praxis des Denkens, wichtiger wäre als dieser. Eben deshalb aber wird ihn der Anfänger auch nur allmählig, durch Uebung, sich gehörig aneignen können. Doch mag noch folgendes gesagt werden, um durch ein Gleichniß die Sache zu erläutern.

Wenn ein Körper als Product aus Grundfläche und Höhe, oder als Product seiner Länge, Breite und Dicke betrachtet worden ist: so läßt er sich durch die Höhe oder Dicke dividiren: dann bleibt die Grundfläche zurück; die sich noch einmal durch einen ihrer Factoren dividiren läßt, und alsdann den andern deutlich zurückläßt. Nun betrachte man die Begriffsreihen, woraus ein System von Gegenständen des Nachdenkens zusammengewebt ist, als Factoren: so kommt es darauf an, solche Factoren, die sich zuerst bestimmt erkennen lassen, richtig herauszuziehen; also das System der gegebenen Gegenstände dadurch gleichsam zu dividiren, um alsdann die noch übrige Verwebung von Begriffen leichter aufzulösen. Hierin muß man suchen, Uebung zu gewinnen; und eben so in dem umgekehrten Geschäffte, die Begriffs-Reihen wieder zusammenzusetzen. Man vergleiche unten §. 81. 2c. Durch solches Verfahren werden die eigentlichen Fragepuncte **bloßgelegt**, und die schon geführten Untersuchungen vollständig angewendet.

§. 49. Gesetzt nun, man habe schon die aus jenen Reihen zusammengesetzten Begriffe vor sich liegen, so kommt es darauf an, sie zu ordnen, oder zu classificiren; welches durch mehrere Eintheilungen geschehn wird, die

aber auf mehr als eine Weise können gebildet werden. Nach der Anordnung des vorigen §. fielen sie so aus: Jedes Glied der Reihe p wird eingetheilt mit Hülfe der Glieder der Reihe q; die entstandenen Begriffe werden weiter eingetheilt mit Hülfe der Reihe r: und falls es noch eine Reihe s oder mehrere gäbe, so würden sie eine nach der andern zur weitern Eintheilung gezogen werden.

Allein die Folge der Reihen p, q, r, s, ... ist hiebey im Allgemeinen nicht bestimmt. Wie vielemal man diese Folge verändern kann, so viele neue Stellungen bekommt das System der zusammengehörigen Eintheilungen. Die Combinationslehre giebt die Versetzungszahl für p, q, r, s, ... Die beste Folge unter den mehrern möglichen ist in der Regel die, wobey die Reihe, welche die wenigsten Glieder hat, voransteht, und die übrigen gemäß der wachsenden Anzahl ihrer Glieder nachfolgen. Denn alsdann werden die Eintheilungen so ausfallen, daß jeder höhere Begriff die größte mögliche Anzahl von niederen unter sich fasse, wodurch die Bequemlichkeit der Uebersicht so groß als möglich wird.

§. 50. Auf die vorstehende Theorie der verschiedenen möglichen Classificationen wird noch mehr Licht fallen, wenn man das Gegenstück der Lehre von den Eintheilungen, nämlich die von der Unterordnung eines gegebenen Begriffs unter seine höheren, genauer erwägt. Wie wir nämlich vorhin fragten nach dem Umfange eines Begriffs, so fragen wir jetzo nach denen Begriffen, in deren Umfange er selbst liegt.

Der gegebene Begriff habe n Merkmale. Läßt man davon eins weg; so entsteht ein höherer Begriff, in dessen Umfange er liegt. Läßt man noch eins weg: so entsteht ein noch höherer Begriff u. s. f., bis nur ein Merkmal übrig bleibt, welches keine weitere Abstraction zuläßt.

Allein man kann auf n verschiedene Weise ein Merk=

mal weglassen; dieses giebt die Anzahl von n nächst höheren Begriffen, welchen der gegebene sich unterordnen läßt. Die Combinationslehre weiset weiter nach, wie viele Begriffe sich auf jeder höhern Stufe finden werden. Zuletzt bleiben wieder n höchste Begriffe, von deren jedem herab eine fortgesetzte Eintheilung laufen könnte, um den gegebenen aufzunehmen.

§. 51. Wegen des unter den Begriffen so häufigen, fortlaufenden conträren Gegensatzes, vermöge dessen sie Reihen bilden, wird man sehr gewöhnlich finden, daß jedes Merkmal eines gegebenen Begriffs nur ein Glied einer solchen Reihe sey; ferner, daß die übrigen Glieder dieser Reihen sich ebenfalls zu ähnlichen zusammengesetzten Begriffen verbinden, wie der gegebene war. Durch diese Betrachtung erreicht man die Uebersicht über das System von Begriffen, wozu der gegebene gehört; desgleichen die Kenntniß seiner Stelle in demselben. So schafft ein einziges flectirtes Wort den Ueberblick über die ganze Flexion; eine einzige Pflanze weiset auf die ganze Botanik, ein einziges Mineral auf die ganze Mineralogie. Ohne diese Umsicht lassen sich beschränkte Vorstellungsarten kaum vermeiden.

Das wichtigste aber ist, daß man sich gewöhne, nicht jede wissenschaftliche Abhandlung in die Form einer Eintheilung zwängen zu wollen. Ein Gegenstand, in welchem sich mehrere Begriffs-Reihen durchkreuzen, kann nicht ohne Nachweisung derselben deutlich gemacht, und nicht ohne Anzeige aller möglichen Verbindungen dieser Reihen vollständig beleuchtet werden. Für die fernere Darstellung im freyen Vortrage ist jedoch das combinatorische Schema beschwerlich; darum mag man, nachdem jene Angaben geleistet sind, für die nöthigen Erläuterungen ein leichteres Fachwerk gebrauchen.

Zweytes Capitel.

Von den Urtheilen.

§. 52. Da die Logik in ihrem ersten Capitel nicht von den Begriffen als einzeln stehenden, sondern schon von dem Zusammenhange derselben nach Umfang und Inhalt gehandelt hat: so kann sie nicht im zweyten Capitel noch einmal von diesem Zusammenhange handeln wollen, der jetzt als etwas fertiges und bestehendes bekannt ist. Allein es ist ein Unterschied zwischen demjenigen Gefüge, was den Begriffen als solchen zukommt, und zwischen dem Entstehen dieses Gefüges im Denken. Formen dieses Entstehens lassen sich auffinden, wenn man annimmt, ein Paar Begriffe begegnen einander im Denken, und es komme nun darauf an, ob sie eine Verbindung eingehn werden, oder nicht. In diesem Schweben bilden sie zuvörderst eine Frage; die Entscheidung derselben wird ein Urtheil ergeben.

Das Denken aber ist hier nur das Mittel, gleichsam das Vehikel, um die Begriffe zusammenzuführen; auf sie selbst kommt es an, ob sie zu einander passen werden, oder nicht. Daher muß auch hier das Logische von aller Einmischung des Psychologischen entfernt gehalten werden.

Noch ist zu bemerken, daß, um die Untersuchung allgemein genug zu fassen, anfangs ganz unbestimmt gelassen werden muß, in welcher Form die Begriffe selbst erscheinen mögen. Sie können in ihrem Ausdrucke noch die Spur ihres Entstehens aus der Zusammenfügung ihrer Merkmale an sich tragen, ohne daß dieses die Beschaffenheit der jetzt entspringenden Urtheile weiter als im Ausdrucke veränderte.

§. 53. Damit die Frage, als solche, genauer bestimmt werden könne, muß man vor allem ihr Subject und Prädicat unterscheiden. Nämlich das Unternehmen der Verknüpfung zweyer Begriffe läßt sich als ein zwiefaches

betrachten, in so fern einer dem andern, und der andere jenem soll verknüpft werden. Nun ist zwar gewiß, daß, wenn die Verknüpfung von der einen Seite gelingt, sie auch von der andern vorhanden seyn wird; und es gehört dies wesentlich zu den logischen Betrachtungen (es entspringt daraus die Lehre von den Umkehrungen). Allein der Einfachheit wegen muß zuerst die einseitige Verknüpfungsart genauer erwogen werden, bey welcher ein Begriff angesehen wird, als derjenige, welchem der andre, letzterer hingegen als der, welcher jenem zu verknüpfen sey. Zwischen beyden ist alsdann der Unterschied, daß jener vorausgesetzt wird, indem dieser zu ihm hinzutritt; daß also jener als der zuerst aufgestellte, dieser nur als der an jenen anzuknüpfende erscheint. Jener heißt Subject, dieser Prädicat.

Ob nun gleich das Subject unabhängig von seinem Prädicate ist aufgestellt worden, so wäre es doch nicht Subject, sondern nur ein Begriff schlechthin, wenn es nicht irgend ein Prädicat erwartete.

Das Subject ist demnach Subject für irgend ein Prädicat; das Prädicat ist Prädicat für ein bestimmtes Subject.

Hieraus folgen sogleich noch zwey wichtige Sätze. Das Subject kann unbeschränkt aufgestellt werden; hingegen der Begriff, welcher zum Prädicate dient, wird als solcher allemal in beschränktem Sinne gedacht, nämlich nur in so fern er an das bestimmte Subject soll angeknüpft werden.

Ferner: Ohne Voraussetzung des Subjects würde an kein Prädicat, noch an die Verbindung desselben mit jenem gedacht werden; aber auch der Begriff, welcher zum Subjecte dient, wird als solcher keinesweges absolut, sondern hypothetisch, nämlich in Erwartung irgend eines Prädicats, und zum Behuf der An=

knüpfung desselben aufgestellt; und hiedurch wird schon die Frage, vollends das Urtheil, allemal hypothetisch.

Das Urtheil, A ist B, und eben so die Frage: Ist A wol B? enthält keinesweges die gewöhnlich hinzugedachte, aber ganz fremdartige, Behauptung, daß A sey; denn von A für sich allein, und von seinem Daseyn, seiner Gültigkeit ist da keine Rede, wo man seiner bloß deshalb erwähnt, um die mögliche Anknüpfung eines Prädicats an dasselbe zu untersuchen. Das Urtheil: der viereckigte Cirkel ist unmöglich, schließt gewiß nicht den Gedanken in sich, der viereckigte Cirkel sey vorhanden; sondern es bedeutet, wenn ein viereckigter Cirkel gedacht wird, so muß der Begriff der Unmöglichkeit hinzugedacht werden.

Anmerkung 1. Da die hier gegebene, und die folgenden darauf gestützten Darstellungen, von den gewöhnlichen abweichen, und der Gegenstand wegen der Anwendungen auf Metaphysik, die so Viele nach Kant's Beyspiele von ihrer logischen Vorstellungsart zu machen pflegen, sehr wichtige Beziehungen hat: so sind Misverständnisse zu verhüten. Zuvörderst dies, als würde jedes Urtheil für problematisch erklärt. Im problematischen Urtheile schwankt nicht die Aufstellung des Subjects mehr als im assertorischen, sondern die Verbindung zwischen Subject und Prädicat, — die überall das Wesentliche der Urtheile ausmacht, — diese ist problematisch. Hingegen erscheint jedes Subject, als solches, in Relation zu irgend einem (nicht schon zu einem bestimmten) Prädicate. Ohne diese wäre es zwar ein Begriff, aber nicht ein Subject. In jeder Relation aber liegt eine Hypothese; und kein Relatives ist einer absoluten Setzung fähig; denn die Relation enthält allemal den Sinn: wenn der Beziehungspunct wegfiele, müßte auch das Bezogene wegfallen. Hierauf beruht der modus tollens oder die zweyte Figur im Schließen; und die Abhängigkeit des Subjects von seinem Prädicate zeigt sich darin aufs deutlichste. Diese Abhängigkeit wäre nicht möglich, wenn im kategorischen Urtheile, als solchem, das Subject definitiv aufgestellt wäre. — Manche behaupten einen Unterschied zwischen Inhärenz und Dependenz, der etwas Täuschendes hat. Wüßte man nur erst anzugeben, wie einem Begriffe seine Merkmale inhäriren; Das ist der wichtige Punct, um den sich die Logik gar nicht bekümmern kann; sie betrachtet alle Begriffe als Aggregate von Merkmalen, obgleich man in einzelnen, bestimmten Begriffen die verschiedenartigsten Verknüpfungen findet, vermöge deren der Begriff der

Inhärenz so weit wird, — oder vielmehr so unbestimmt bleibt, daß man füglich auch die Dependenz als inhärirend betrachten kann. Vergl. §. 60.

Anmerkung 2. Schon Wolff in seiner Logik §. 226. legt Gewicht auf den Satz, daß kategorische Urtheile den hypothetischen gleich gelten, und sich darauf zurückführen lassen. Seine Begründung dieser Behauptung ist zwar nicht ganz die nämliche wie die vorliegende; sie läßt sich indessen damit vergleichen. Er erinnert: was von einem Subjecte unbedingt oder kategorisch ausgesagt werde, das stehe dennoch unter der stillschweigenden Bedingung der Definition des Subjects. Wenn diese richtig sey, so gelte der Satz. Wir können von hier fortfahren. Zwar die Definition eines Begriffs mag immerhin noch unbekannt seyn, wo man nur ein einzelnes Merkmal einem Subjecte beylegen oder absprechen will; aber Wolffs Vorsicht erinnert daran, daß nur dem Begriffe, so fern er durch eine Definition bekannt werden könnte, das Prädicat zukommt. Also noch nicht einem Gegenstande, von welchem in dem Urtheile selbst behauptet würde, er sey vorhanden. Denn das Vorhandenseyn des Gegenstandes liegt nicht in seiner Definition. Daher heißt der Satz: A ist B, noch lange nicht: A ist. Sondern er heißt: wenn man die richtige Definition des Begriffs A hätte, so würde man das Merkmal B darin finden, oder doch für zuläßig erkennen. Auf das Verhältniß der Begriffe kommt Alles an.

§. 54. Das Bisherige beruht bloß auf dem besondern Gebrauche, welchen man von Begriffen macht, indem man sie in die Relation des Subjects und Prädicats bringt; es ist daher der Frage und dem Urtheile gemein. Das Nachfolgende beruht dagegen auf der Eigenthümlichkeit des Urtheils, als der Entscheidung der Frage.

Diese Entscheidung geschieht ohne Zweifel durch Ja oder Nein. Man kann daher die Urtheile überall nicht in Betracht ziehn, ohne sie zugleich einzutheilen in bejahende und verneinende. Diese Eintheilung (nach der sogenannten Qualität) ist die einzige den Urtheilen wesentliche; alle übrigen müssen als zufällige derselben nachgesetzt werden.

§. 55. Bejahende Urtheile, wenn keine weitere Bestimmung hinzukommt, sind allgemein bejahend; verneinende Urtheile, wenn keine weitere Bestimmung hinzukommt, sind besonders verneinend.

1) Die Bejahung, ohne weitere Bestimmung, verknüpft einen Begriff dem andern Begriff. Hat dieser andre Begriff einen Umfang, so wird das angeknüpfte Merkmal ihm für diesen ganzen Umfang zukommen, d. h. das Urtheil wird allgemein seyn.

Sollte dieses nicht gelten: so müßte der Begriff, welchem ein Prädicat beygelegt wurde, nicht für seinen ganzen Umfang derselbe seyn, welches widersinnig ist.

2) Die Verneinung, ohne weitere Bestimmung, trennt einen Begriff von dem andern Begriff, d. h. von dessen Inhalte. Aber daraus, daß jener nicht zu den Merkmalen von diesem soll gezählt werden, folgt gar nicht, daß ein solches Merkmal dem letztern nicht könnte zur Determination beygegeben werden, wenn es darauf ankommt, in dessen Umfang hinabzusteigen, und einen niedrigern Begriff aus beyden zu bilden. Folglich ist die Verneinung keine Ausschließung vom ganzen Umfange des Begriffs, d. h. sie ist nicht allgemein, sondern particulär. Z. B. Sind die Thiere gelehrig? Nein! Im Begriffe des Thiers liegt nichts davon. Dennoch sind einige Thiere gelehrig. Also sagt jene Verneinung nur particulär: Nicht alle Thiere sind gelehrig.

§. 56. Man kann dennoch, durch Zusetzung oder Auffassung näherer Bestimmungen ein bejahendes Urtheil particulär, ein verneinendes allgemein machen.

1) Das besonders bejahende Urtheil, einige A sind B, hat zum Subject eigentlich nicht schlechtweg den Begriff A, sondern statt dessen ist ein Theil aus dem Umfange des Begriffs A herausgehoben worden. Gewöhnlich wird dieser Theil nicht genauer begränzt; man kann aber auch die Größenschätzung, viele, wenige, die meisten, die wenigsten, oder eine Zahlbestimmung, zehn, hundert u. dgl. hinzufügen. — Gleichwohl wird A als das Subject

angesehen, und nur in so fern ist das Urtheil besonders bejahend.

2) Das allgemein verneinende Urtheil, kein A ist B, besitzt nur dann die strengste Allgemeinheit, wenn der Begriff A es undenkbar macht, B mit ihm zu vereinigen. Diese Undenkbarkeit ist conträrer oder contradictorischer Gegensatz (§. 37.). Also kommt die nähere Bestimmung durch diesen Gegensatz hinzu; und sie kann sogar als ein positives Merkmal von A betrachtet werden.

§. 57. Die allgemein bejahenden Urtheile, und die besonders verneinenden, nach der einfachsten Betrachtungsart (§. 54.) und die allgemein verneinenden im strengen Sinn (§. 56.) sind von der Beschaffenheit, daß sie gefället werden ohne Rücksicht auf ihre Quantität (den Unterschied der Allgemeinheit und Particularität): daß aber, während die Entscheidung der Frage bloß von der Ueberlegung der Begriffe nach ihrem Inhalte abhing, sich die Bestimmung der Quantität von selbst einfinden mußte.

Von dieser Betrachtungsart verschieden ist eine andre, welche sich aus dem Umfange der Begriffe erhebt, und zufolge einer Induction (§. 30.) dasjenige mehr oder weniger allgemein ausspricht, was zuvor in einer Menge von besondern Urtheilen vestgesetzt war. Allein in diesem Falle ist gar nicht dem Begriffe, der die Stelle des Subjects einnimmt, ein Prädicat beygelegt worden, sondern das Wort für diesen Begriff verhüllt nur die Vielheit der in jenem Begriffe, als ihrem gemeinsamen Merkmale, sich begegnenden Subjecte, welchen allen das nämliche Prädicat zugedacht war. Viele Subjecte aber ergeben eben so viele Urtheile; und in die ganze Menge derselben muß der verkürzte Ausdruck, der sie andeutete, seinem wahren Sinne nach wieder aufgelöst werden. Die logische Theorie darf unter dergleichen Verkürzungen nicht leiden.

§. 58. Die nach Quantität und Qualität verschiedenen Urtheile lassen sich auf mancherley Weise zusammenstellen; und sie bekommen gewisse Bestimmungen in der Zusammenstellung, welche ihnen einzeln genommen nicht beygelegt werden könnten.

1) Das besonders verneinende Urtheil ist das contradictorische Gegentheil des allgemein bejahenden (bey gleichem Subject und Prädicat); welches schon aus §. 55. unmittelbar erhellet. Nämlich jene Urtheilsformen entspringen, indem dieselbe Frage durch Ja oder Nein entschieden wird. Vermöge dieses Gegensatzes nun wird, durch Aufhebung des einen der erwähnten Urtheile, das andre logisch nothwendig.

2) Zwischen den besonders bejahenden und allgemein verneinenden Urtheilen findet scheinbar dasselbe Verhältniß statt. Allein hierin liegt ein Irrthum, den die Verwechselung der durch Induction erhaltenen, mit den strengen allgemein verneinenden Urtheilen veranlaßt. Die Aufhebung der letztern, oder die Läugnung eines conträren Gegensatzes zwischen Subject und Prädicat, entscheidet keinesweges, daß es Fälle gäbe, worin dem Subject das Prädicat wirklich zukomme; sie steigt überhaupt nicht in den Umfang des Subjects hinab. Das entgegenstehende besonders bejahende Urtheil wird daher nicht logisch nothwendig, sondern logisch möglich. Hieher gehört Alles, was durch neuere Erfindungen möglich geworden ist, in Ansehung der früheren Zeit. Denn früher durfte man die allgemeine Verneinung dieser Möglichkeit zwar nicht behaupten, da der Behauptung bevorstand, widerlegt zu werden durch die Erfindung; man durfte aber auch die nämliche allgemeine Verneinung nicht dergestalt läugnen, als ob die besondere Bejahung schon gerechtfertigt wäre, bevor die Erfindung gemacht wurde. Z. B. Kann ein Mensch sich einige tausend Fuß hoch in der Luft umherbewegen? Wir wissen jetzt, daß

einige Menschen es können, nämlich die im Luftballon. Vor der Erfindung des Luftballons galt diese besondere Bejahung nicht, aber eben so falsch war die gegenüberstehende Verneinung, wenn sie allgemein d. h. für alle Zeiten gelten wollte.

Die Aufhebung des besonders bejahenden Urtheils erreicht auch nicht die strenge Allgemeinheit des entgegenstehenden verneinenden. Denn man kann alles das, was in dem Umfang eines Begriffs sich wirklich findet, oder sich in ihm positiv bestimmen läßt, durchsucht haben, und man hat dennoch keinesweges den möglichen Umfang des Begriffs ermessen. Dazu würde die Nachweisung gehören, es könnten außer den bekannten Determinationen dieses Begriffs gar keine mehr gedacht werden. Man müßte also das besonders bejahende Urtheil nicht bloß der Wirklichkeit, sondern der Möglichkeit nach aufheben, und alsdann freylich hätte man, wie schon gezeigt, das contradictorische Gegentheil des gegenüberstehenden allgemein verneinenden durch die Aufhebung getroffen, und damit das letztere nothwendig gemacht.

Die hier gewonnenen Bestimmungen der Nothwendigkeit und der Möglichkeit der Urtheile, zeigen, daß beydes relativ ist. Und offenbar lassen sich Nothwendigkeit und Möglichkeit gar nicht anders denken, als durch Vergleichung des vorliegenden mit seinem Gegentheil. Noth beruht auf Zwang, auf Widerstand, auf Unmöglichkeit des Gegentheils. Möglichkeit wird erkannt durch den Mangel des Zwanges; aber die Auffassung dieses Mangels setzt die Vorstellung von dem Zwange voraus.

3) Die Nebensätze, durch zwey besondre Urtheile von verschiedener Qualität, desgleichen der conträre Gegensatz der allgemeinen Verneinung und Bejahung, werden kaum einer besondern Erwähnung bedürfen.

§. 59. Wir können jetzt eine Betrachtuug des §. 53.

wieder aufnehmen, nach welcher das Urtheil als einseitige Verbindung zweyer Begriffe gewiß noch eine rücklaufende Verbindung, eine Umkehrung, mit sich führen muß, durch welche das, seiner Natur nach wechselseitige, Zusammenhängen zweyer Elemente, erst vollständig wird vor Augen gelegt werden.

Hier nun dringt sich gleich anfangs auf, daß, wo keine Verbindung von der einen Seite, da auch keine von der andern versichert seyn werde. In der That lassen sich die besonders verneinenden Urtheile gar nicht umkehren. Diese nämlich sind es eigentlich, worin schlechtweg die Verbindung des Prädicats mit dem Subject-Begriffe, als eines in dem letztern vergeblich gesuchten Merkmals, abgewiesen wird. Daß diese Abweisung keine bejahende Umkehrung anzeige, sieht man unmittelbar; aber auch die verneinende ist nicht angezeigt; sondern umgekehrt kann wohl die Art den Gattungsbegriff enthalten, obgleich man im Gattungsbegriffe das Eigene der Art vergeblich suchte; oder auch beyde Begriffe mögen vereinbare Merkmale eines durch sie zu bestimmenden dritten Begriffes seyn, welches besondere Bejahungen ergeben wird. Hier also ist gar kein bestimmtes Verhältniß der Begriffe vestgesetzt. (Man sehe §. 55.) Hingegen bey den allgemein verneinenden Urtheilen bildet sich ein conträrer Gegensatz (§. 56.), der für ein wirkliches Verhältniß gelten muß. Solcher Gegensatz ergiebt die gleich vollkommene Verneinung des einen Gliedes durchs andre, und des anderen durch das erste (§. 37. 38.); daher sind vermöge desselben Subject und Prädicat mit einander gegenseitig gleich unvereinbar; und das Urtheil kann unbeschränkt (simpliciter) umgekehrt werden.

In Hinsicht der bejahenden Urtheile muß man sich an den Satz erinnern, daß in jedem Urtheile das Prädicat in beschränktem Sinne zu nehmen ist (§. 53.). Daraus folgt: daß keine Bejahung, auch nicht die allgemeine, von dem

ganzen Umfange des Prädicats etwas aussage; und deshalb muß in der Umkehrung eine Beschränkung der Quantität hinzugefügt werden. Dies heißt conversio per accidens. Sie darf auch bey den besonders bejahenden Sätzen nicht vernachlässigt werden; denn auch hier wird die Quantität in der Umkehrung eine andre als sie zuvor war; obgleich dies wegen der Unbestimmtheit des Ausdrucks oft unbemerkt bleibt. Z. B. der Satz: Viele Menschen sind gesund, heißt nicht umgekehrt: viele Gesunde sind Menschen, sondern: einige Gesunde sind Menschen; denn die Größenschätzung beruht hier bald auf der Vergleichung mit allen Menschen, bald mit allen lebenden Wesen, daher sie sehr verschieden ausfällt.

Anmerkung. Man kann hier auf Beyspiele stoßen, die auf den ersten Blick befremden. „Der Zorn der Homerischen Götter ist furchtbar." Umgekehrt: „Einiges Furchtbare ist der Zorn der Homerischen Götter." Darauf möchte selbst ein Knabe antworten, er fürchte sich nicht vor fabelhaften Wesen. Dennoch ist die Umkehrung im logischen Sinne richtig. Denn zu dem Umfange des Begriffes vom Furchtbaren gehört Alles, gleichviel ob Wirkliche oder Fabelhafte, was durch diesen Begriff gedacht wird.

Die Logiker nennen noch eine Conversio per contrapositionem: A ist B; also, was nicht B, das ist nicht A. Dabey wird aber nicht bloß umgekehrt, sondern ein neuer Begriff eingeführt; der von irgend einem unbestimmt zu denkenden X, welches nicht B sey. Und so kommt ein Syllogism heraus, der in das folgende Capitel gehört:

A ist B,
X ist nicht B,
Also X ist nicht A.

Die Conversion wird übrigens zu den unmittelbaren Schlüssen gerechnet; deren man noch vier andre aufzählt, ad aequipollentem (propositionem); ad subalternantem, ad contradictoriam; ad contrariam. Die ersten beyden sind Tautologien; die letztern verstehen sich von selbst aus der bekannten Bestimmung der Gegensätze.

Indessen ist der Schluß ad contradictoriam wegen des Gebrauchs in der Metaphysik zu bemerken.

§. 60. Das Bisherige hängt gar nicht ab von der Form, unter welcher Subject und Prädicat, d. h. das Vorausgesetzte und das Angeknüpfte, in dem Urtheile erscheinen. Man kann daher diese Form auf verschiedene Weise abändern. Sehr gewöhnlich stellen sich Subject und Prädicat unmittelbar als Begriffe dar; und alsdann wird die Verbindung beyder durch das Wörtchen i s t, die C o p u l a, entweder wirklich ausgedrückt, oder man kann doch den Ausdruck auf sie zurückführen. Allein in andern, ebenfalls häufigen Fällen, werden Subject und Prädicat, als noch nicht fertige, sondern erst zu bildende Begriffe, selbst in der Form von Urtheilen dargestellt. Alsdann erscheint in der Sprachform keine C o p u l a; statt deren aber eine oder zwey Bezeichnungen, wodurch das Subject als das Vorausgesetzte (antecedens), das Prädicat als das Anzuknüpfende (mit einem zweydeutigen Namen consequens, während oftmals vielmehr jenes aus diesem folgt) kenntlich wird. Die deutsche Sprache hat dafür die Wörter w e n n und s o; und in den Logiken findet man für das so zusammengesetzte Urtheil den Namen des hypothetischen, während jenes erstere mit der C o p u l a die Benennung des kategorischen führt. Die Namen könnte man lassen, wenn nicht die ganze unzureichende Behandlung in der Lehre von den mittelbaren Schlüssen, das durchgreifende Misverständniß verriethe. (Daher wird z. B. gewöhnlich die dritte Figur der hypothetischen Schlüsse vergessen, wovon tiefer unten.)

Die angegebne Abänderung der Form läßt sich noch weiter treiben. Statt der Formel:

Wenn A, B ist, so ist C, D:

kann die mehr zusammengesetzte vorkommen.

Angenommen, daß, wenn A, B sey, dann C, D sey: so wird, wenn E, F ist, dann G, H seyn.

Man übersieht leicht, daß man auf ähnliche Weise zu noch mehr zusammengesetzten Formen, sogar ohne Ende, fortschreiten könnte, wenn die Beschwerlichkeit derselben nicht den Gebrauch verhinderte. Immer aber bleibt der Unterschied des Subjects und Prädicats, oder, welches völlig dasselbe ist, des antecedens und consequens, unverändert; und hiemit bestehen alle die Lehren, welche in §. 53—58. sind vorgetragen worden, in ihrer Allgemeinheit und Anwendbarkeit.

Anmerkung. Schon beym §. 53., in der dortigen Anmerkung, ist erinnert worden, daß der Begriff der Inhärenz, durch den man die Anknüpfung des Prädicats an das Subject im sogenannten kategorischen Urtheile zu bestimmen glaubt, selbst gänzlich unbestimmt und unbestimmbar ist, so daß er nichts mehr, als Verknüpfung überhaupt bedeutet. (Z. B. in dem Urtheile: diese Begebenheit ist erfreulich, wird Niemand die Eigenschaft zu erfreuen, für eine zum Ereignisse selbst gehörige, ihm eigentlich inhärirende Bestimmung halten, da sich dieselbe bloß auf subjective Gefühle bezieht.) Hier mag nun noch hinzugefügt werden, daß der Begriff der Dependenz eben so unbestimmt ist, und eben so vergeblich zum ausschließenden Merkmale des hypothetischen Urtheils gemacht wird. Sehr viele dergleichen Urtheile bezeichnen bloß die wahrgenommene Verknüpfung zweyer Ereignisse, von denen man noch nicht weiß, sondern vielleicht eben jetzt fragt, welches davon als Grund, und welches als Folge, oder ob beyde als Folgen eines Grundes anzusehen seyen. Wer die Natur des Barometers noch nicht kennt, der könnte gleichwohl seine Bemerkung aussprechen: wenn es schönes Wetter sey, so stehe gewöhnlich das Quecksilber hoch; und nun würde ihm die doppelte Frage natürlich seyn: welches ist die Ursache, welches die Wirkung? — und: welches ist anzusehn als das Zeichen des andern? Hier wäre Ungewißheit sowohl wegen des Realgrundes als wegen des Erkenntnißgrundes; und gleichwohl, dies bey Seite gesetzt, bestünde das hypothetische Urtheil als Aussage einer bloßen Verknüpfung. — Hiemit fällt zwar nicht der Unterschied zwischen Inhärenz und Dependenz überhaupt hinweg, aber er hört auf, die Urtheile zu charakterisiren. Die reale Dependenz kehrt zurück zur Metaphysik, die Dependenz der logischen Folge vom Grunde findet sich erst im nächsten Capitel bey den Schlüssen ein; wo die Conclusion dependirt von den Prämissen.

§. 61. Noch ist eine besondere verkürzte Form zu bemerken, in welcher man mehrere zusammengehörige hypo-

thetische Urtheile von negativer Qualität befassen kann; in dem Falle nämlich, wo entgegengesetzte Begriffe in einer Reihe (§. 38.) vorkommen. Eine solche Reihe kann sich im Subject, sie kann sich im Prädicat befinden. Man nehme die im conträren Gegensatze fortlaufenden Begriffe a, b, c, ... und eigne ihnen das Prädicat M, oder sie dem Subjecte M zu. Im ersten Falle kann man sie durch Und verbinden.

a und b und c sind M,

Rosen und Nelken und Tulpen sind Blumen,

aber auch durch Oder:

Entweder Du oder Er oder Sie haben das gethan.

Im zweyten Falle lassen sie sich nur durch Oder verbinden, weil nicht dem nämlichen Subjecte die unvereinbaren Begriffe, zusammen und ohne Unterscheidung, zu Merkmalen dienen können.

Rosen sind entweder roth oder weiß oder gelb u. s. f.

Während nun die erste der drey Formen sich ganz leicht in die einfachen Sätze: a ist M, b ist M, c ist M, zerlegt: bedürfen die zweyte und dritte etwas mehr Weitläuftigkeit:

a ist M, wenn weder b noch c, M sind,

b ist M, wenn weder a noch c, M sind,

c ist M, wenn weder a noch b, M sind,

Ferner:

M ist a, wenn es nicht b noch c ist,

M ist b, wenn es nicht a noch c ist,

M ist c, wenn es nicht a noch b ist.

Es versteht sich aus der Natur des conträren Gegensatzes, daß diese Urtheile nur dann sicher sind (im Allgemeinen nämlich), wenn die Reihe, welche zum Grunde liegt, vollständig ist; und daß unter dieser Voraussetzung noch eine Menge Abänderungen vorkommen können, z. B. für eine Reihe a, b, c, d:

Wenn M weder a noch b, so ist es entweder c oder d, u. s. w.

Was nun immer die hypothetischen, aus einer solchen Reihe entspringenden Urtheile, mühsamer ausdrücken würden, das erleichtert die Sprache, indem sie die disjunctive Form des Entweder, Oder, herbeybringt.

Die logischen Verhältnisse der disjunctiven Urtheile aber stützen sich gänzlich, theils auf die Natur des conträren Gegensatzes, theils auf die der hypothetischen Urtheile, das heißt, der Urtheile überhaupt.

§. 62. Endlich mag noch die bekannte, kantische Tafel der Urtheilsformen ihren Platz hier finden.

Die Urtheile sind:

nach der Quantität,
allgemeine,
besondere,
einzelne.

nach der Qualität,
bejahende,
verneinende,
unendliche,

nach der Relation,
kategorische,
hypothetische,
disjunctive,

nach der Modalität,
problematische,
assertorische,
apodiktische.

Von den einzelnen Sätzen sagen die Logiker, sie seyen den allgemeinen gleich zu achten, nämlich weil sie keine unbestimmte Beschränkung der Quantität zulassen. Allein man sollte wohl hier genauer unterscheiden. Das Gesagte gilt bey einem bestimmten Subject, z. B. *der Vesuv speyt Feuer*; aber es gilt nicht, wenn mit Hülfe des unbestimmten Artikels die Bedeutung eines allgemeinen Ausdrucks auf irgend ein Individuum beschränkt wird; z. B. *ein Mensch hat das erfunden.*

Unendliche Urtheile sollen solche seyn, die eine verneinende Bestimmung bey sich führen, ohne selbst verneinend zu seyn *).

Problematische, assertorische, apodiktische Sätze sollen Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit ausdrücken.

Uebrigens ist die Bedeutung der Worte schon früher erklärt. Und was über die Tafel zu sagen wäre, ergiebt sich aus der aufgestellten Theorie, und bedarf hier keiner Wiederholung noch weitern Auseinandersetzung.

§. 63. Am Schlusse der Lehre von den Urtheilen ist noch nöthig, eines bisher wenig oder gar nicht bemerkten Falles zu gedenken, welchen eine gebildete Sprache nur in seltenen Fällen deutlich hervortreten läßt, der aber nichts destoweniger vorkommt; indem er sowohl in dem natürlichen Gedankengange psychologisch gegründet ist, als auch rein logisch sich aus den Verhältnissen der Begriffe entwickeln läßt. Dies letztere hier zu leisten, ist um so mehr unerläßlich, weil darauf ein wesentlicher Theil der Einsicht in die Natur der Syllogismen beruhet. Uebrigens hat der Gegenstand selbst auf Metaphysik eine wichtige Beziehung.

Oben (§. 53.) ist der Satz aufgestellt, daß in jedem Urtheil das Prädicat nur in beschränktem Sinne vorkomme, nämlich in Beziehung auf sein Subject; welches sich auch durch die conversio per accidens verräth (§. 59.). In der That, bey dem Satze: das Wasser verdunstet, denkt man an Verdunsten nur, in so fern dies Merkmal im Begriff des Wassers vorkommt; man denkt nicht an wohlriechende Dünste u. s. w.

Diese Beschränkung des Prädicats richtet sich ganz nach dem Subject; sie muß mit ihm wachsen und abnehmen. Setzt man im obigen Beyspiele statt Wasser, viel-

---

*) Reimarus in seiner Logik nennt S. 177. propositiones infinitas, ex parte subiecti vel praedicati.

mehr heißes Wasser, oder noch bestimmter kochendes Wasser, so verengt sich die Bedeutung des Prädicats. Setzt man Flüssigkeit überhaupt statt Wasser, so wächst die Sphäre, innerhalb deren die Verdunstung gedacht wird.

Die freye Stellung des Prädicats im Urtheile muß ihr Maximum erreichen, wenn der Inhalt des Subject-Begriffes verschwindet. Im Beyspiele, wenn gar nicht angegeben wird, was das Verdunstende sey. In diesem Falle scheint nun das Urtheil ganz zerstört, weil sein wesentlicher Bestandtheil, das Subject, nicht vorhanden ist. Und allerdings kann kein gewöhnliches Urtheil mehr übrig, es muß aber etwas anderes an dessen Platz getreten seyn, da die Bedeutung des Prädicats bis zu diesem Puncte nicht ab-, sondern vielmehr zugenommen hat.

Das Prädicat nämlich wird jetzt unbeschränkt, unbedingt aufgestellt. Nicht als ein Begriff, der an einen andern solle angelehnt werden, wie zuvor, da es noch ein Subject hatte; auch nicht als ob es einen andern Begriff erwartete, welchem es selbst zur Stütze dienen sollte; sonst müßte es die Stelle des Subjects einnehmen. Die vorige Form der Aufstellung mag bleiben; es mag zum Zeichen derselben eine Copula vorhanden seyn; so kann diese jetzt nichts anders bezeichnen, als: dieser Begriff hat nichts, woran er als Prädicat sich anlehne; nichts, was seine Bedeutung beschränkte: er steht für sich allein und selbstständig da.

Dieses nun ist der Aufschluß über die Verwandtschaft der Copula mit dem Begriff des Seyn. Jene verwandelt sich in das Zeichen von diesem, wenn für ein Prädicat das Subject fehlt; und es entsteht auf die Weise ein Existentialsatz, den man unrichtig auslegt, wenn man in ihm den Begriff des Seyn für das ursprüngliche Prädicat hält. Die syllogistischen Formen werden dies bald ganz klar machen.

Man bemerke zunächst solche Sätze, wie: es friert, es regnet, es blitzt, es donnert, u. a. m. Hier ist durch die Sprachform selbst die Art der absoluten Aufstellung bezeichnet. Die Worte lassen sich als Prädicate brauchen; z. B. Zeus blitzet, Zeus donnert; allein damit schlechthin die Thatsache als vorhanden bezeichnet werde, muß das Subject fehlen. Wenn Zeus donnert, so fragt sich, ob Zeus existire? Wo nicht, so sagt das Urtheil nicht, daß wirklich das Donnern geschehe. Allein die Frage fällt weg, wenn schlechthin gesagt wird: es donnert.

Dergleichen Sätze nun würden in der Sprache außerordentlich häufig seyn, wenn wir nicht gewohnt wären, in die Auffassung dessen, was unmittelbar erscheint, unsre früher erlangten Kenntnisse einzumengen, und uns dadurch Subjecte herbeyzuschaffen, wo doch das Gegebene keine enthält. Wir sagen z. B. die Glocke schlägt, die Sonne scheint ins Zimmer; wo wir ohne Kenntniß der Glocke und der Sonne sagen würden: es schlägt, es scheint.

Nach diesen Ueberlegungen wird man leichter einsehn, wie die Sache sich verhalten müsse, wenn das Prädicat die Form eines Substantivs hat, und die Copula ihm zur Seite steht. Da geht der Satz: die Europäer sind Menschen, bey der Erweiterung des Subjects über in die Sätze: Menschen sind Menschen, einige Sterbliche sind Menschen, einige Wesen sind Menschen, — endlich: es sind Menschen (sunt homines), oder, wie wir zu sagen pflegen, es giebt Menschen. Hier ist die Bedeutung der Copula verändert; aber offenbar darum, weil sie nichts mehr findet, woran sie das Prädicat knüpfen, unter dessen Voraussetzung sie es aufstellen könnte. Eben hiedurch wird sie das Zeichen der unbedingten Aufstellung; wie sie es auch seyn würde, wenn wir, anstatt: es blitzt, es donnert, vielmehr sprächen: es ist Blitz, es ist Donner. Wollte man lieber sagen: Blitz ist; Donner ist: so würde nicht bloß derjenige Begriff,

der bisher den Platz des Prädicats einnahm, jetzt als Subject aufgestellt, sondern zugleich verwandelt sich dabey die logische Copula *ist* in den Begriff des Seyn.

Drittes Capitel.

Von den Schlüssen*).

§. 64. Um zuerst die Möglichkeit und den Gebrauch der Schlüsse auf dem einfachsten Wege aus der Natur der Urtheile zu zeigen: können die Sätze des §. 53. und 63. mit einander verbunden werden.

Wir wollen ein allgemeines Urtheil voraussetzen; welches, wenn es verneinend wäre, dennoch in so fern für bejahend gelten könnte, als es seinem Subject einen Gegensatz als Bestimmung beylegt (§. 56.).

In demselben ist das Subject das Vorausgesetzte, das Prädicat das Angeknüpfte. Das Vorausgesetzte führt sein Angeknüpftes mit sich, und kann ohne dasselbe nicht angetroffen werden. Hierin liegen zwey Sätze:

1) Es sey das Subject gesetzt: so folgt das Prädicat,
2) Es sey das Prädicat aufgehoben: so ist das Subject aufgehoben.

Daher schließt man modo ponente:

(Obersatz:) A ist B,
(Untersatz:) Nun ist A,
(Schlußsatz:) Also ist B.

---

*) Es ist hier von Schlüssen im engern Sinne die Rede, welche auch *mittelbare* genannt werden, im Gegensatz der unmittelbaren (§. 59.). Allein die letztern verändern eigentlich nur die Form der Auffassung eines schon vorhandenen Gedankens; sie bringen keine wahrhaft neue Gedanken-Verbindung hervor; dies aber leisten die mittelbaren; daher sie vorzugsweise Schlüsse heißen, indem dieses Wort einen Fortschritt im Denken ankündigt.

Und modo tollente:

(Obersatz:) A ist B,
(Untersatz:) Nun ist B nicht,
(Schlußsatz:) Also ist A nicht.

Es seyen jetzt Subject und Prädicat in der Form von Urtheilen angegeben (§. 60.): so verwandeln sich die beyden Schlußformen in folgende:

Modo ponente:

Wenn A, B ist: so ist C, D.
Nun ist A, B.
Also ist C, D.

Modo tollente:

Wenn A, B ist: so ist C, D.
Nun ist C nicht D.
Also A nicht B.

Daß man nicht modo ponente vom Prädicat aufs Subject schließen dürfe: ist daraus offenbar, weil der Begriff, der zum Prädicat dient, im Urtheile nur in beschränktem Sinne vorkommt; daher andre Theile seiner Sphäre gedacht werden können, die mit dem Subject in gar keiner Verbindung stehn. Eben so wenig darf man modo tollente vom Subject aufs Prädicat schließen; indem, wenn das Subject aufgehoben ist, nur der ihm entsprechende Theil der Sphäre des Prädicats, nicht aber das Prädicat überhaupt aufgehoben wird.

§. 65. Die aufgestellten Formen zeigen, daß ein Schluß (syllogismus) nur zwey Begriffe zu enthalten braucht; indem auch bey den sogenannten hypothetischen Formen nur die beyden Begriffe: A, sofern es das Merkmal B bekommt, und C, sofern es das Merkmal D bekommt, angetroffen werden, während die Darstellung dieser Begriffe, als ob sie erst vermöge der Urtheile, A ist B, und C ist D, gebildet würden, nicht das mindeste in der Operation des Schließens verändert.

6*

Allein an den zuerst gebrauchten, kürzern Formen ist auffallend (was übrigens bey den längeren in der That sich eben so verhält, nämlich in Hinsicht des Schließens), daß die Untersätze solche Urtheile mit fehlendem Subjecte sind, wie wir im §. 63. betrachtet haben. Dies leitet auf die Bemerkung, daß man noch einen Begriff mehr in den Schluß werde einführen können, indem man statt unbedingter Aufstellung des Prädicats, die gewöhnliche bedingte eintreten läßt, vermöge irgend eines Subjects nämlich, das man dem Prädicate voranstellt. Diese Bedingung wird alsdann in den Schlußsatz mit hinübergehn. Also

Modo ponente:

A ist B,
Aber C ist A,
Also C ist B.

Modo tollente:

A ist B,
Aber C ist nicht B,
Also C ist nicht A.

Erweiterte Form: modo ponente:

Wenn A, B ist: so ist C, D,
Wenn M, N ist: so ist A, B,
Also wenn M, N ist: so ist C, D.

Modo tollente:

Wenn A, B ist: so ist C, D,
Wenn M, N ist: so ist C nicht D,
Also wenn M, N ist: so ist A nicht B.

Der eingeführte dritte Begriff ist in den ersten Formen C, in den andern M, so fern es das Merkmal N bey sich führt. Die Schlußsätze sind jetzt alle bedingt; denn auch wo dies weniger sichtbar ist, in den ersten Formen, zeigt es sich bei der Vergleichung mit §. 64. Es wird nicht mehr behauptet, daß B sey, und daß A nicht sey: sondern daß C, B sey; und daß C, nicht A sey. Man entferne

die Bedingung, so ist nun über das Seyn und Nichtseyn von A und B nichts entschieden.

Uebrigens ist einleuchtend, daß man die Erweiterung der Formen noch weiter treiben könnte nach Angabe des §. 60.

§. 66. Die Namen: Vordersätze oder Prämissen; terminus medius, der gleiche Begriff in beyden Vordersätzen; terminus minor, das Subject des Schlußsatzes; terminus maior, das Prädicat des Schlußsatzes; daher auch propositio maior und minor (Ober- und Untersatz): müssen nun gemerkt werden. Die drey termini oder Hauptbegriffe werden am bequemsten mit M, S, P bezeichnet (medius, subiectum conclusionis, praedicatum conclusionis). Mit diesen Zeichen stehen die beyden vorigen Schlußformen so:

modus ponens	modus tollens
M P	P M
S M	S M
S P.	S P.

Noch sind die folgenden allgemeinen Regeln zu merken:

1) Der einfache Syllogismus enthält höchstens drey Hauptbegriffe.

2) Aus bloß verneinenden oder bloß particulären Vordersätzen folgt nichts.

3) Die Conclusion folgt dem schwächern Theile.

Anmerkung. In den Schlüssen des §. 64. ist es der terminus minor, welcher fehlt.

§. 67. Die beyden bisher entwickelten Formen, oder Figuren des Schließens haben einerley Stellung der Begriffe im Untersatze, oder sie beruhen beyde auf der Frage: hat wohl S das Merkmal M? Wofern diese Frage bejahend beantwortet wird, so ist mit der Setzung von S die Setzung von M verbunden; und diese Setzung wird fortlaufen zu P, falls M (im Obersatze) das Sub-

ject von P ist. — Wird die nämliche Frage verneinend beantwortet, so haftet an der Setzung von S die Aufhebung von M, und diese Aufhebung wird zu P fortlaufen, falls P das Subject von M ist.

Es muß also in der ersten Figur der Untersatz bejahen, in der zweiten verneinen.

Die eben geforderte Verneinung ist gleichwohl im Ausdrucke nicht allemal sichtbar. Nämlich der Obersatz kann verneinend seyn; alsdann enthält der Untersatz die Verneinung dieser Verneinung, also eine Bejahung.

Uebrigens muß stets der Obersatz allgemein seyn; weil sonst die Grundregel nicht allgemein war, und in der Anwendung nicht zuverlässig seyn würde: daß das Vorausgesetzte sein Angeknüpftes mit sich führe, und ohne dasselbe nicht angetroffen werde (§. 64.).

Diejenige Freyheit, welche nun in Hinsicht der Quantität und Qualität der Sätze noch übrig bleibt, wird durch folgende modos ausgedrückt, deren eingeführte Benennungen zunächst durch ihre drey Sylben die drey Sätze des Schlusses, und durch den Vocal A die allgemeine Bejahung, durch E die allgemeine Verneinung, durch I die besondere Bejahung, durch O die besondere Verneinung anzeigen.

Modi der ersten Figur: Barbara, Celarent, Darii, Ferio.

Modi der zweyten Figur: Camestres und Baroco; oder im Fall eines verneinenden Obersatzes: Cesare und Festino.

§. 68. Da beyde erste Figuren auf dem Versuche beruhen, das S dem M zu subsumiren (unterzuordnen), so kann man die Schlüsse in diesen Figuren Subsumtions-Schlüsse nennen; zum Unterschiede von einer, davon abweichenden dritten Figur, deren Eigenthümliches in einer Substitution besteht, daher wir die nach ihr gebildeten Syllogismen Substitutions-Schlüsse nennen werden.

Um nämlich auf den Schlußsatz S P zu kommen, verknüpfe man, auch zum Behuf der dritten Figur, wie vorhin, zuvörderst S mit dem Hülfsbegriffe M; aber vielleicht wird es nicht nöthig seyn, S allemal als Subject von M zu betrachten; man versuche wenigstens, diese Stellung umzuwenden, also dem Untersatze die Gestalt M S zu geben. Nun überlege man weiter die Bedingungen, unter denen hieraus die Verbindung S P folgen könne.

Es muß jetzt gleich auffallen, daß in einem Hauptpuncte die Conclusion hier minder gut vorbereitet ist, wie in den vorigen Figuren. Das Subject der Conclusion, welches nothwendig durch die Prämissen aufgestellt werden mußte, und zwar in solcher Eigenschaft, daß ihm in der Conclusion ein Prädicat beygelegt werden könne, — dieses steht noch gar nicht als Subject da, sondern nur als Angeknüpftes von M. Es fragt sich also, wie beyde Prämissen beschaffen seyn müssen, damit dennoch S zu P das Verhältniß des Subjects erlange.

Zuvörderst: der Untersatz muß vor allen Dingen bejahen; sonst enthielte er statt der Aufstellung von S vielmehr dessen Aufhebung.

Zweytens: P darf im Obersatze nicht als Subject, sondern nur als Prädicat erscheinen. Sonst wäre P das Vorausgesetzte von M, aber M das Vorausgesetzte von S, folglich P das Vorausgesetzte von S; und der Schluß käme auf die erste Figur zurück, mit dem verkehrten Schlußsatze P S. Um dies zu vermeiden, muß man dem Obersatze die Stellung M P geben. (Hieraus folgt, daß die vorgebliche vierte Figur bloß durch Verdrehung einer andern Figur entstehn kann.)

Drittens: unter Voraussetzung der angegebenen Bestimmungen wird ein Schluß erfolgen können, wenn es erlaubt ist, in der Form

M P
M S
———
S P

anstatt M sein Merkmal S in die Verbindung mit P zu bringen, oder ihm in dieser Verbindung zu substituiren. Nun nehmen an der Verbindung von M mit P gewiß alle Merkmale des Begriffes M Theil; indem der Begriff nur aus seinen Merkmalen besteht. Dieses wird auch gelten von S. wofern es nur wirklich ein Merkmal des Begriffes M ist, in welchem Falle der Satz M S allgemein seyn wird.

Demnach ist allgemeine Bejahung des Untersatzes die Bedingung des Schließens in der dritten Figur. Des Obersatzes Stellung ist zwar bestimmt, aber seine Quantität und Qualität sind völlig gleichgültig. Die dritte Figur hat deshalb vier gültige Modos, welche man benennt: Darapti, Felapton, Disamis und Bocardo.

Daß in allen Fällen der Schlußsatz ein besonderer werden muß, folgt daraus, weil der Untersatz das Subject der Conclusion nur als Prädicat, folglich beschränkt (§. 53.) aufgestellt, und die Conclusion nicht mehr enthalten kann, als die Prämissen darbieten.

Man nennt noch zwey andere Modos derselben Figur, datisi und ferison; mit beschränktem Untersatze. Diese geben zwar richtige Schlüsse, allein nur scheinbar in der dritten Figur. Denn die Substitution des S für M kann man bey ihnen nicht wagen, indem, wenn S kein Merkmal des Begriffes M, sondern nur einiger unter M enthaltenen Fälle ist; alsdann auch in der Verbindung zwischen den Begriffen M und P gar nichts liegt, was irgend mit S zusammenhinge. — Man kehre aber die Untersätze um: so wird aus datisi, der modus darii, und aus ferison, der modus ferio der ersten Figur, und durch diese, vielleicht

in Gedanken unvermerkt vollzogene Reduction kommt der Schluß zu Stande.

Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß die dritte Figur aus lauter sogenannten hypothetischen Sätzen eben so gut kann gebildet werden, als aus kategorischen; nach folgender Formel:

Immer } wenn A, B ist: so { ist } C, D.
Zuweilen } wenn A, B ist: so { ist nicht } C, D.

Allemal, wenn A, B ist: so ist M, N.

Also zuweilen, wenn M, N ist: so { ist / ist nicht } C, D.

§. 69. Disjunctive Obersätze (§. 61.) geben Gelegenheit zu verschiedenen Wendungen im Schließen; wofür jedoch keine besondere Theorie nöthig scheint: nachdem die Auflösung der disjunctiven Sätze in hypothetische angegeben ist. Doch mag folgendes herausgehoben werden:

1) Die erste Figur, wenn statt des Mittelbegriffs eine vollständige Reihe vorkommt, ergiebt Inductions-Schlüsse nach folgender Formel:

Sowohl a, als b, als c, als d, u. s. w. sind P.
S ist entweder a, oder b, oder c, oder d u. s. w.
Also S ist P.

2) Die zweyte Figur, wenn statt des Mittelbegriffs eine vollständige Reihe vorkommt, ergiebt Dilemmata, Trilemmata u. s. w. nach folgender Formel:

P ist entweder a, oder b, oder c, oder d u. s. w.
S ist nicht a, noch b, noch c, noch d u. s. w.
Also S ist nicht P.

Bey der Inductionsformel kann es auffallen, daß im Obersatze eine copulative Form, im Untersatze die disjunctive statt findet. Allein dies ist die natürliche Folge davon, daß eine Reihe die Stelle des Mittelbegriffs vertreten, folglich einmal Subject, das anderemal Prädicat seyn soll. Als

Subject muß sie für alle ihre Glieder das gleiche Prädicat annehmen; als Prädicat kann eine Reihe mit entgegengesetzten Gliedern nicht anders als theilweise sich dem Subjecte verbinden.

Bey den Dilemmen, Trilemmen u. s. w. fehlt häufig der terminus minor (§. 63); und es folgt daraus die absolute Aufhebung des terminus maior, das Nicht-seyn des P.

Auch die erweiterte Form, in welcher statt der Begriffe ganze Urtheile stehn, ist häufig. Z. B.

Wenn A, B ist: so ist entweder C, D; oder E, F.
Wenn N, M ist: so ist weder C, D, noch E, F.
Also: wenn N, M ist: so ist A nicht B.

Der terminus minor, oder die Bedingung: wenn N, M ist, kann auch hier wegbleiben; so heißt der Schluß geradezu: A ist nicht B.

§. 70. Es ist noch die wichtige Untersuchung über die Verbindung mehrerer Syllogismen, oder über die Kettenschlüsse (Soriten) übrig: welche gemeinhin viel zu mangelhaft verhandelt wird, obgleich sie offenbar die unmittelbare Grundlage der Lehre vom logischen Beweise ausmacht.

Die Hauptfrage ist hier ohne Zweifel diese: auf wie vielerley Weise können Vorschlüsse und Nachschlüsse (Prosyllogismen und Episyllogismen) zusammenhängen? d. h. wie vielfach ist es möglich, daß die Conclusion eines Syllogismus wiederum als Prämisse mit einer andern neu hinzugenommenen Prämisse sich zu einem Syllogismus verbinde? — Denn wenn dies beantwortet ist, so kann die Kette der Syllogismen beliebig fortgesetzt werden, sobald nur unter je zweyen nächsten Syllogismen die gehörigen Verhältnisse bestehen.

Man überlege zuvörderst die Anzahl der Hauptbegriffe. Der Vorschluß enthält deren in der Regel drey, und zwar

schon in den Vordersätzen. Die neu hinzukommende Prämisse, um mit der vorigen Conclusion einen Mittelbegriff gemein zu haben, kann nur einen Hauptbegriff hinzufügen. Also vier Hauptbegriffe machen die Materie eines Vorschlusses und Nachschlusses.

Wir wollen demnach die Aufgabe so stellen: Aus zweyen Sätzen, die zusammen vier Hauptbegriffe enthalten, einen Schluß zu ziehen. Die Sätze seyen

Obersatz: A B
Untersatz: M N

Vier Gleichungen werden die Aufgabe auf vier verschiedene Weisen zu lösen Anleitung geben. 1) $A = N$. 2) $B = N$. 3) $A = M$. 4) $B = M$.

1) $A = N$ giebt die erste Figur und den Schluß M B. Nur ist zu bedenken, daß der mathematische Ausdruck $A = N$, die beyden logischen Sätze: alles A ist N, und alles N ist A, in sich schließt. Welcher von beyden als Auslegung der Gleichung gebraucht werden müsse: dies findet man durch Ueberlegung des Gedanken-Ganges in der ersten Figur. Der terminus minor, hier M, wird subsumirt dem medius (N), und dieser ($N = A$) wird weiter subsumirt dem maior (B). Also in der Folge M N A B läuft die Subsumtion fort. Folglich muß N dem A subsumirt werden; das heißt, N muß Subject, A Prädicat seyn in dem beyzufügenden Hülfssatze N A. Nun kann man den Vorschluß und Nachschluß so bilden:

Vorschluß: A B,
N A,
―――――
Nachschluß: N B,
M N,
―――――
M B.

2) $B = N$ giebt die zweyte Figur, und den Schluß: M ist nicht A. Um den Hülfssatz gehörig auszudrücken,

muß man bedenken, daß, gemäß dem Gedankengange der zweyten Figur, mit der Setzung von M verbunden seyn soll die Aufhebung von N, von B, und von A. Damit aber die Aufhebung von N, jene von B nach sich ziehe; muß N Prädicat für B als Subject seyn. Also der Hülfssatz ist B N, und der

Vorschluß: B N,
A B,
———
A N.

Nachschluß: A N,
M N, relativ verneinend (§. 67.).
———
M A, verneinend.

3) A = M giebt die dritte Figur, und den Schluß: einiges N ist B, oder nicht B. Hier soll N dem M, dadurch dem A, substituirt werden; man substituirt aber dem Subjecte das Prädicat (§. 68.); folglich heißt der Hülfssatz A M, und der

Vorschluß: A B,
A M,
———
M B.

Nachschluß: M B,
M N, allgemein bejahend (§. 68.).
———
N B, particulär.

Die Gleichung B = M giebt unmittelbar gar keine Figur, denn die vorgebliche vierte Figur existirt nicht (§. 68.). Soll dennoch geschlossen werden: so muß eine Figur gebraucht werden, welche die Stelle irgend eines Begriffs verändere. Dies thut nicht die erste, wohl aber die zweyte und dritte. Man nehme also mit dem Obersatz A B die Gleichung B = M so zusammen, daß nicht die erste Figur herauskomme. Die zweyte kann man erhalten; und zwar durch den Hülfssatz: M ist nicht B. Die Verneinung ist nöthig, falls nicht schon A B verneint; als-

dann aber muß Verneinung dieser Verneinung, folglich Bejahung eintreten. Nun folgt aus A B, und M nicht B, der Satz: M nicht A. Dieser verbunden mit M N, welches wegen der Regeln der dritten Figur lauten muß: Alles M ist N, giebt endlich: einiges N ist nicht A. Das Schema ist folgendes:

Vorschluß: A B,
M B,
———
M A.
Nachschluß: M A,
M N, allgemein bejahend.
———
N A, besonders verneinend.

Daß nun die Verbindung des Vor- und Nachschlusses zu einer Kette zusammengezogen wird, ist bloße Verkürzung. Man läßt nämlich oft den Schlußsatz des Prosyllogismus weg, weil er leicht in Gedanken (enthymematisch) gebildet wird; alsdann sind die vier Ketten folgende:

A B	B N	A B	A B
N A	A B	A M	M B
M N	M N	M N	M N
M B	M A	N B	N A

wo die vier Conclusionen alle Variationsformen der Reihen A B, M N, darstellen. — Gewöhnlicher noch wird die erste dieser Ketten umgekehrt geschrieben: M ist N; N ist A; A ist B; also M ist B.

Es versteht sich nun von selbst, daß jede der Ketten beliebig kann verlängert werden, wofern ein Vorrath von passenden Prämissen vorhanden ist.

Viertes Capitel.

Von der Anwendung der Logik.

§. 71. Man denke sich eine Menge von Begriffen in der ihnen angemessenen Verbindung. Ist diese Verbindung

bloß logisch: so wird man die Reihen, die sie bilden, in verschiedenen Richtungen durchlaufen, wenn man entweder zu jedem Merkmale eines Begriffs die Reihe der entgegengesetzten sucht, in denen es liegt, oder durch Abstraction von niedern zu höhern Begriffen fortgeht, welche letztere Bewegung sich durch Determination umkehren läßt. Zugleich wird eine Menge von positiven und negativen Urtheilen gegeben seyn, welche ausdrücken, was für Merkmale den Begriffen zukommen, oder von ihnen ausgeschlossen sind. Urtheilen, die man als Schlußsätze betrachten kann, gebührt alsdann auch eine bestimmte Stelle hinter ihren Prämissen.

Hiemit ist aber nicht gesagt, daß unter gegebenen Begriffen eine bloß logische Verbindung, und keine andre statt finde. Vielmehr zeigt sich schon in sehr bekannten Beyspielen eine solche Abhängigkeit, daß man einen Begriff dem andern, oder auch ein Merkmal eines Begriffs dem andern, voraussetzen muß; welche Abhängigkeit oft gegenseitig ist. Zahlen beziehen sich auf Zählbares; in dem Ausdrucke $a^m = b$ muß man die Zahl a voraussetzen, um m als Exponenten denken zu können. Gleichförmige Krümmung in einer Ebene führt auf einen Kreis; der Kreis rückwärts auf seinen Bogen. In der Logik selbst bezieht sich Prädicat aufs Subject, Conclusion auf Prämissen.

Die eigenthümlichen Beziehungen in jeder Wissenschaft nun machen zwar neben der Logik noch andre Methoden nöthig, die Logik ist aber darum nicht von der Anwendung ausgeschlossen. Vielmehr setzen die besondern Methoden schon die Logik voraus.

§. 72. Nach logischer Ansicht sollte alles Coordinirte auf einmal überschaut werden. In den Wissenschaften aber können mehrere schwierige Gegenstände neben einander vorkommen, die eine bestimmte Reihenfolge der Untersuchung erfodern. Man wird alsdann die logische Ordnung von

der Anordnung der Untersuchung unterscheiden und vesthalten müssen, ohne das Successive der wissenschaftlichen Darstellung allemal für eine Abhängigkeit der Begriffe zu nehmen. Insbesondre darf der Anfangspunct, den man für die Untersuchung hat oder verlangt, nicht für das vollständige Erkenntnißprincip, und noch viel weniger für ein Realprincip gehalten werden.

§. 73. Fragt man nach den Gegenständen, worauf die Logik anzuwenden sey: so bietet sich zunächst der ganze Reichthum einer Sprache dar; denn die Begriffe findet man gesondert schon durch die Verschiedenheit der an sie geknüpften Worte. Außerdem geben die Meinungen der Menschen, ihre Urtheile und Schlüsse, zum oratorischen und kritischen Gebrauche der Logik Anlaß; daher sie schon in alter Zeit mit der Rhetorik in Verbindung stand. Es kommt dabey darauf an, Gedanken zur bequemen Uebersicht zu ordnen und successiv hervorzuheben, ohne durch schwierige Abstraction zu ermüden oder den Gedankenkreis der Hörenden weit zu überschreiten.

Vieles von den Verbindungen der Begriffe macht die Sprache bemerklich, indem sie einerley Wort in sehr vielen Fällen anwendet, ja selbst manchmal auf ganz ungleichartig scheinende Gegenstände überträgt.

Anmerkung 1. Man beachte in dieser Hinsicht die Kunstsprache der Logik selbst. Fast alle ihre Kunstworte sind vom Raume scheinbar entlehnt. (Inhalt, Umfang, Gegensatz, Grund, u. s. f.) Vergebens würde man eigentliche Ausdrücke suchen, wenn man jene als metaphorisch verwerfen wollte. In der Psychologie der Aufschluß hierüber.

Anmerkung 2. Aristoteles fand in der Sprache seine Kategorien, welche das Manniafaltige der vorhandenen Begriffe zu einiger vorläufigen Uebersicht bringen. „Jeder sprachliche Ausdruck, für sich allein betrachtet, bezeichnet entweder ein Ding, oder ein Quantum, oder eine Beschaffenheit, oder ein Verhältniß zu Anderem, oder einen Ort, oder eine Zeit, oder eine Lage, oder ein Haben, oder ein Thun, oder ein Leiden." In dem Entweder Oder darf man hiegegen keinen Einwand suchen; vielmehr eben darum, weil einerley Gegenstand oft mehrere Bestimmungen dieser Art an sich trägt (so ist z. B. das Wort Materie zugleich

die Benennung von Dingen, und von deren Quantität sowohl in Hinsicht der Dichtigkeit als der örtlichen Bestimmungen wegen der Configuration), scheint hiemit ein logisches Hülfsmittel gegeben zu seyn, um Begriffe in ihre Merkmale zu zerlegen. So nun auch brauchte Kant seine zwölf Kategorien, geordnet nach den (aus §. 62.) bekannten vier Titeln. Allein jedes Hülfsmittel dieser Art dient nur vorläufig das Nachdenken in Gang zu bringen; es liegt darin nichts Vollständiges oder überall Passendes. Noch weniger taugen die Zusammenstellungen nach Thesis, Antithesis, Synthesis, welche Fichte in Gang brachte, nachdem Kant seine Dreytheilungen unter jenen vier Titeln damit hatte rechtfertigen wollen, daß zu einer synthetischen Einheit dreyerley erfoderlich sey, nämlich 1) Bedingung, 2) ein Bedingtes, 3) der Begriff, der aus der Vereinigung des Bedingten mit seiner Bedingung entspringe. Kant's eignes Beyspiel, die falsche Zusammenstellung Natur, Kunst, Freyheit, konnte warnen *).

§. 74. Beym wissenschaftlichen Gebrauche der Logik kann von den beliebig aus Merkmalen zusammengesetzten Begriffen, desgleichen von solchen, die zwar unwillkürlich, aber unter zufälligen Umständen erzeugt sind, (den sagenhaften oder abergläubischen Begriffen,) nicht die Rede seyn. Wohl aber kommt die Anwendung der Logik in Frage bey denjenigen Begriffen, die ein Vorziehn oder Verwerfen anzeigen (dahin gehören die ästhetischen Gegenstände), ferner bey den nothwendig erzeugten formalen Begriffen (dahin die der reinen Mathematik); und bey den Erfahrungsbegriffen, zu welchen die Anfänge der Metaphysik, sammt den in ihnen liegenden Problemen, zu rechnen sind. In allen diesen Fällen wirkt das logische Denken durch Analyse der Begriffe dahin, das Umherschweifen zu verhüten, und die Puncte vestzustellen, worauf die Nachforschung zu richten ist. Theils soll das, was gesucht wird, aus dem hinreichend Bekannten hervortreten, theils sollen die Motive und Bedingungen des Suchens ans Licht kommen, theils endlich gelingt es in vielen Fällen schon dem logischen Denken, das Gesuchte zu entdecken.

§. 75. Die Analyse geht in Abstraction über, wenn sie bey Seite setzt, was zur Frage nicht gehört.

*) Kant's Kritik der Urtheilskraft, am Ende der Einleitung.

Es erschwert die Untersuchung, wenn eine Frage nicht allgemein genug gefaßt ist; theils schon durch Beschäftigung mit dem Unnöthigen; theils durch Verwickelung mehrerer Probleme, die einzeln leichter zu behandeln gewesen wären. Ja das Unnöthige kann irre führen. (Kant, als er in den ersten Paragraphen der Kritik der praktischen Vernunft nach der ursprünglichen Werthbestimmung des Willens forschte, mengte den hiebey entbehrlichen Begriff des Gesetzes ein; da er nun richtig fand, das Gewollte könne den Werth des Wollens nicht bestimmen, meinte er nach Absonderung der gewollten Gegenstände noch die bloße Gesetzlichkeit übrig zu behalten; während nichts übrig bleiben mußte, wofern er unterließ, auf die Verhältnisse des Willens zu achten) *).

§. 76. Weit schlimmer noch ist der Fehler, die Abstraction zu weit zu treiben; das heißt, so weit, daß die Fragepuncte oder die Motive der Forschung selbst, bey Seite gesetzt werden. Indem die älteren Metaphysiker vom Möglichen anfingen, anstatt vom Gegebenen und den darin liegenden Antrieben zum weitern Denken, — hatten sie sich die ganze Anlage ihrer Arbeit verdorben **). In den Anfängen der Aesthetik ist oft genug bey Seite gesetzt, was man erwägen sollte, und dagegen vestgehalten, was man zuerst beseitigen muß. Davon im folgenden Abschnitte.

§. 77. Das Gesuchte zu entdecken, gelingt der Analyse theils da, wo es möglich ist, den abgewickelten Faden anderwärts wieder aufzuwickeln, (wie in Gleichungen, wo die bekannten Größen, indem man sie von der Unbekannten trennt, auf der andern Seite des Gleichheitszeichens wieder zum Vorschein kommen), theils in den Fällen, wo

*) Analytische Beleuchtung des Naturrechts u. der Moral, §. 47 ꝛc.
**) Metaphysik I, §. 27, 28.

sie Beziehungen hervorheben kann, die dem Gegenstande angehören.

Beyspiele: Eine quadratische Gleichung sey so weit geordnet, daß sie die Form $x^2 + ax = b$ annimmt. Hier kann die Analyse, genau genommen, nicht weiter; sondern es ist Synthesis, wenn das Quadrat ergänzt wird. Aber das Bruchstück eines Quadrats wird leicht erkannt, nachdem die Analyse auf die Form desselben geführt hat. Das logische Denken geht nun zunächst als Subsumtion weiter, indem jene Größe unter den Begriff von $(x + \frac{1}{2}a)^2 - \frac{1}{4}a^2$ gefaßt wird; alsdann folgt die bekannte Beziehung des Quadrats auf seine Wurzel.

Eben sowohl kann die Analyse zur Beziehung eines Logarithmensystems auf seinen Modulus verhelfen. Denn ein solches System soll alle Zahlen als Potenzen einer einzigen, z. B. 10, darstellen; die Zahlen also müssen sämmtlich in einer geometrischen Reihe liegen, und diese Reihe, um sie alle zu fassen, muß mit unendlich kleinen Schritten fortgehn. Mithin muß ihr ein unendlich kleiner Factor zum Grunde liegen (z. B. 10 in einer unendlich niedrigen Potenz). Ein solcher Factor ist unendlich wenig von der Einheit verschieden, und kann erst in unendlich hoher Potenz die Grundzahl ergeben. Gleichwohl muß er größer oder kleiner seyn, je nachdem eine größere oder kleinere Grundzahl gewählt worden. Das Uebrige findet man leicht, wenn man $(1 + ndx)^{\frac{1}{dx}} = (1 + dx)^{\frac{n}{dx}} = e^n$ nach dem binomischen Satze entwickelt, wo sich zeigt, daß n größer seyn muß für die Grundzahl 11 oder 12 als für die Grundzahl 10. Es kommt auf den Unterschied zwischen der Einheit und jenem unendlich kleinen Factor an, welches die Grundzahl werden soll; und hiemit ist die Beziehung zwischen dem Logarithmensysteme und seinem Modulus sichtbar.

§. 78. Sind die Begriffe in derjenigen Höhe der Abstraction, womit man begann, gehörig ausgearbeitet: so folgt alsdann eine Determination derselben durch eine neue Reihe. Wie diese Reihe zu finden? wie unter mehrern sich darbietenden Reihen zu wählen sey? Das zwar kann die Logik nicht bestimmen; aber sie giebt dennoch drey Ermahnungen: 1) Die neue Reihe soll geordnet und vollständig seyn, 2) sie soll vollständig angebracht werden, 3) wenn die Anwendung auf gegebene Gegenstände mehrere Reihen zugleich erfodert, so soll man die Anwendbarkeit nicht eher gesichert glauben, als bis alle Determinationen vollzogen sind.

Der Fehler, aus bloßen Rechtsbegriffen eine Staatslehre zu machen, ohne die übrigen praktischen Ideen zu Rathe zu ziehn, gehört als Beyspiel hieher *).

§. 79. Schlußfehler, wogegen die Syllogistik warnt, können zwar diejenigen Theile des Systems beschädigen, die von ihnen abhängen; sie können aber nicht leicht so unmittelbar die ganze Anlage einer Wissenschaft verderben, als einige der vorher erwähnten Fehler. Oft gelangt man nicht einmal dazu, jene zu bemerken, wenn schon diese die Kritik herausfodern. Es kann Schlüsse geben, die für sich allein betrachtet logisch richtig sind, auf die man aber gar nicht hätte kommen sollen, weil ihre Prämissen im Bereich einer falschen Hypothese liegen.

§. 80. Zu Beweisen wird die Logik angewendet, wenn bestimmte Sätze als Endpuncte einer Schlußkette angesehen werden. Sie sind darum nicht nothwendig Endpuncte; daß man sie aber so betrachtet, kann einen doppelten Grund haben. Theils nämlich pflegen sie als neue Anfangspuncte für eine Menge neuer Schlüsse zu dienen; theils können

*) Analytische Beleuchtung des Naturrechts u. der Moral, §. 76. 91. 173 — 179.

sie die Puncte seyn, worin mehrere Schlußketten, also mehrere Beweise, einander begegnen. Als Beyspiel für beydes mag der Pythagoräische Lehrsatz dienen; es ist bekannt, daß er einerseits als Prämisse in zahlreichen Anwendungen vorkommt; und überdies, daß es von ihm selbst eine Menge von Beweisen giebt. Um von den letztern nur zwey zu erwähnen, vergleiche man den Beweis durch Integration mit dem durch Fällung eines Perpendikels auf die Hypotenuse *). Im ersten Falle geht die Schlußkette durch die Proportion, $dx:dy = y:x$, wenn x die veränderliche Kathete und y die Hypotenuse bedeutet. Im andern Falle hat man die Hypotenuse durch das Loth in zwey Stücke zerlegt, deren jedes mit der ganzen Hypotenuse, wenn eine Kathete als mittlere Proportionale betrachtet wird, in eine Proportion eingeht. Sowohl bey diesen Proportionen, als bey jenem Verhältnisse der Differentiale könnten die Gedankenreihen abgebrochen werden; es ist keine Nöthigung zum Weitergehn vorhanden. Setzt man sie jedoch fort, so treffen sie in dem Pythagoräischen Lehrsatze zusammen, der sich hiemit als Vereinigungspunct verschiedener Schlußketten auszeichnet. Genauer betrachtend aber sieht man, daß eigentlich beyde Beweise nur Theile einer größern Aufgabe sind, nämlich der: die sämmtlichen Beziehungen nachzuweisen, welche durch das rechtwinklichte Dreyeck gegeben sind. Denn dahin gehört einerseits, daß die Hypotenuse ihrer Größe nach abhängt von den Katheten, und daß diese Abhängigkeit sich in den zusammengehörigen Veränderungen zeigen muß; andrerseits, daß jenes Loth, welches die Entfernung der rechtwinklichten Spitze von der Grundlinie angiebt, das ganze Dreyeck in zwey ihm ähnliche zerlegt. Hiernach mag man berichtigen, was zuweilen behauptet worden, daß es für jede Wahr-

*) Metaphysik §. 174. und §. 175.

heit eigentlich nur einen Beweis geben könne. Man meint nämlich, die Wahrheit sey sich selbst gleich, also auch die derselben angemessene Erkenntniß. Wenn aber in dem Gegenstande mehrere Beziehungen liegen, so kann zu Lehrsätzen, die ihn betreffen, entweder eine oder eine andre zum Beweise benutzt werden; und der Mangel der Einsicht liegt dann nicht in den einzelnen Beweisen für den Satz, der S P heißen mag; sondern der Gegenstand X, von welchem der Satz S P gilt, ist weder durch diesen Satz, noch durch dessen Beweise vollständig erkannt worden. So fällt es im vorigen Beyspiele sogleich in die Augen, daß die Hypotenuse, als Secante betrachtet, indem sie wächst, sich zugleich dreht; wodurch neue Beziehungen, nämlich zwischen dem Kreisbogen und seinen trigonometrischen Functionen, gefodert werden, um die vorige Kenntniß zu vervollständigen.

Ueber die Frage: wie viele Syllogismen, in wie viel Verbindungen, entspringen können aus einer gegebenen Menge von Prämissen, vergleiche man Drobisch, Logik, dritte Abhandlung im Anhange.

Dritter Abschnitt.

Einleitung in die Aesthetik; besonders in ihren wichtigsten Theil, die praktische Philosophie.

Erstes Capitel.

Von den Schwierigkeiten der Aesthetik im Allgemeinen.

§. 81. Das Schöne und Häßliche, insbesondere das Löbliche und Schändliche, besitzt eine ursprüngliche Evidenz, vermöge deren es klar ist, ohne gelernt und bewiesen zu seyn. Allein die Evidenz durchdringt nicht immer die Nebenvorstellungen, welche theils begleitend, theils von jenem selbst verursacht, sich einmischen. Daher bleibt es oftmals unbemerkt; oft wird es gefühlt, aber nicht unterschieden; oft durch Verwechselungen und falsche Erklärungen entstellt. Es bedarf also, herausgehoben, und in ursprünglicher Reinheit und Bestimmtheit gezeigt zu werden. Dieses vollständig zu leisten, und die, theils unmittelbar gefallenden, theils durch die Aufgabe, das Misfallende zu meiden, herbeigeführten Musterbegriffe (Ideen) geordnet zusammenzustellen, ist die Sache der allgemeinen Aesthetik; worauf die verschiedenen Kunstlehren sich stützen müssen, welche Anleitung geben, wie unter Vor=

aussetzung eines bestimmten Stoffes, durch Verbindung ästhetischer Elemente, ein gefallendes Ganzes könne gebildet werden.

Die Einleitung in die Aesthetik hat das Geschäfft, die ersten Schwierigkeiten hinwegzuräumen, welche entstehen, wenn sich die verschiednen, hier in Betracht kommenden, Reihen von Begriffen verwirren. Das Geschäfft ist also das logische der Auseinandersetzung und Anordnung.

Erstlich nun liegt das Schöne im allgemeinsten Sinne (das καλὸν, welches das sittlich Gute unter sich befaßt), in einer Reihe andrer Begriffe, welche auch ein Vorziehn und Verwerfen ausdrücken; von diesen muß es gesondert werden.

Hat man es aus diesen herausgehoben, so ist der genauen Kenntniß wegen nöthig, gewisse Ausdrücke subjectiver Gemüthszustände zu bemerken, welche Irrthum veranlassen, wenn in ihnen eine Erkenntniß des Schönen gesucht wird. Die Reihe der Erregungen muß abgesondert werden.

Ferner ist bey Seite zu setzen, was sich auf den Standpunct des Zuschauers, als Bewunderers oder Kritikers bezieht, der im letztern Falle Vorschriften, Imperative, aufzustellen unternimmt.

Alsdann erst kann auf die wahren Elemente des Schönen hingewiesen, und von den Kunstlehren übersichtlich Etwas hinzugefügt werden.

§. 82. Der gemeinen Verwechselung des Schönen und Guten mit dem Nützlichen und Angenehmen muß zuerst Erwähnung geschehen; obgleich diejenigen davor beynahe sicher sind, welche mit irgend einer Kunst oder Wissenschaft sich gehörig, d. h. deren innere Vortrefflichkeit anerkennend, beschäfftigen.

Das Nützliche hat einen außer ihm liegenden Beziehungspunct; es setzt irgend etwas anderes voraus, wozu es nütze.

Anmerkung. Bey ältern Schriftstellern, auch bey den classischen Alten, ist nichts gewöhnlicher als die Verwechselung oder Vermengung des Nützlichen mit dem Guten. Man findet diese Verwechselung als herrschenden Hauptgedanken in Xenophon's Memorabilien; Platon und Aristoteles erheben sich über sie mit einiger Anstrengung; und die Stoiker sieht man theilweise wieder darin zurückgleiten. Des Aristoteles Meinung von der Tugend als einem Mittleren zwischen zwey Extremen gehört jedoch nicht hierher; sie trifft gar nicht das eigentliche Wesen des Sittlichen, sondern sie ist eine Art von mathematischer Bemerkung darüber, daß die menschlichen Handlungen und Gewöhnungen ein Maximum ihrer Angemessenheit haben, jenseits dessen sie sich von dem Löblichen sowohl durch ein Zuviel als durch ein Zuwenig entfernen können.

Zu dem Angenehmen im weitern Sinne wird die Befriedigung der Begierden mit gerechnet; welche sich von dem Schönen und Guten, als einem stetigen, und sich gleichbleibenden Gegenstande sehr leicht unterscheidet, indem die Befriedigung eine Begehrung voraussetzt, das Begehren aber ein zeitlich wechselnder, zufälliger Zustand ist.

Allein das Angenehme und sein Gegentheil im engern Sinne ist in der That mit dem Gefallenden und Misfallenden sehr nahe verwandt. Es besteht nämlich in derjenigen unmittelbaren Empfindung, vermittelst deren wir ein Empfundenes, ohne weitern Grund, und selbst ohne Begierde oder Abscheu, vorziehen oder verwerfen. Man kann sogar das Unangenehme, z. B. einen elektrischen Schlag, begehren (während man experimentirt), das Angenehme dagegen verabscheuen (aus Furcht vor übeln Folgen); und bey aller Lebhaftigkeit jener Begierde und dieses Abscheus dennoch des Angenehmen und Unangenehmen als solchen sich bewußt bleiben. — Zu der unwillkürlichen Beurtheilung, wodurch das Schöne und Gute erkannt wird, fehlt hier nichts weiter, als ein Gegenstand der Beurtheilung, der uns gegenüber trete. Denn das Angenehme und Unangenehme schreiben wir als ein Gefühl uns selbst zu. Das nämliche ereignet sich bey jeder mangelhaften Auffassung des Schönen, wo wir auch nicht wissen, was uns

eigentlich gefallen habe. Daher auf der einen Seite die Leichtigkeit der Verwechselung, — während auf der andern Seite doch der nämliche Umstand auch die Unterscheidung erleichtert. Denn wer das Schöne schärfer betrachtet, der findet allemal einen Gegenstand, welcher ihm zu denken giebt; das Angenehme hingegen bleibt immer nur gegenwärtig in augenblicklichen Gefühlen, aus denen sich weiter nichts machen läßt, und über welche man eben deshalb durchs Nachdenken sich mehr oder minder hinweggesetzt findet.

Anmerkung. Manche bedienen sich auch beym Nützlichen und Angenehmen des Ausdrucks: es gefällt. Dabey ist zuerst zu erinnern, daß das Nützliche, welches zwar nicht gefällt, aber doch vorgezogen wird, nur mittelbar, und nicht, wie hier allenthalben vorausgesetzt wird, unmittelbar, einen Vorzug vor seinem Gegentheil, dem Schädlichen, hat. Was aber das Angenehme anlangt, so verwechselt man es gewöhnlich mit dem, was die Begierden befriedigt; und im Zuge dieser Verwechselung mag denn auch Jemand, der im Kartenspiel gewinnt, wohl sagen, das Spiel sey ihm angenehm, und: es gefalle ihm, — wo beydes gleich unrichtig gesprochen ist. Nimmt man das Angenehme in seinem wahren Sinne, so kommt es dem Schönen, wie schon oben gesagt, allerdings nahe. Dennoch wird auch hier der Sprachgebrauch verwirrt, wenn Jemand sagt, der Geruch der Hyacinthe gefällt mir besser als der Geruch der Lilie. Denn bey dem Ausdrucke: es gefällt, wird Etwas, das da gefalle, als etwas bestimmt vor Augen zu stellendes vorausgesetzt; Niemand aber kann den Geruch einer Blume, der eine Empfindung in ihm ist, Andern mittheilen, noch darauf, als auf ein Object der Betrachtung hinweisen. — Uebrigens ist im ästhetischen Gebiete die Sprachverwirrung so groß, daß täglich vom schönen Wetter, statt vom angenehmen Wetter geredet, auch von einer Medicin gesagt wird, sie schmecke häßlich. Doch aber macht es der gemeine Sprachgebrauch nicht so arg, wie manche, die sogar den assensus logicus auf deutsch mit Beyfall, anstatt mit Zustimmung, übersetzen. Niemand sagt, ein viereckiger Cirkel misfällt mir, — oder gar: es gefällt mir, daß der Cirkel rund ist!

§. 83. Während nun das Angenehme und Unangenehme aus dem eben angegebenen Grunde, bey fortschreitender Bildung immer mehr als etwas Geringfügiges und Vorübergehendes zurückgestellt wird: hebt sich dagegen das Schöne, als etwas Bleibendes von unläugbarem Werthe,

immer mehr hervor. Aber aus dem übrigen Schönen selbst scheidet sich das Sittliche heraus, als dasjenige, was nicht bloß als eine Sache von Werth besessen wird, sondern den unbedingten Werth der Personen selbst bestimmt. Endlich aus dem Sittlichen sondert das Rechtliche sich ab, als dasjenige, worauf die gegenseitigen Forderungen der Menschen dringen, und ohne dessen Beachtung die unentbehrliche gesellschaftliche Einrichtung nicht bestehen könne.

So erlangen die verschiedenen Gegenstände des unmittelbaren und willkürlosen Vorziehens und Verwerfens ein ganz verschiedenes Gewicht in der Schätzung der Menschen. Allein das darf die Wissenschaft nicht hindern, die Gleichartigkeit aller dieser Gegenstände anzuerkennen. —

Anmerkung. Einer von den allgemeinsten Einwürfen, der, wenn er Grund hätte, nicht bloß auf die Darstellung der praktischen Philosophie, sondern der ganzen Aesthetik ginge, ist folgender: es werde eine unbedingte Beurtheilung von Verhältnissen angekündigt, die gleichwohl bedingt sey durch Abstraction vom Realen, und Reflexion auf die Begriffe, die zu Gliedern der Verhältnisse dienen sollen. — Um die Verwechselung, worauf dieser Einwurf beruht, fühlbar zu machen, darf man nur fragen: ob es denn wohl jemals eine Erkenntniß, oder eine Meinung, vom Unbedingten gegeben habe, die nicht auf ähnliche Weise bedingt gewesen sey durch tausende von Abstractionen und Reflexionen? Kein Mensch wird geboren mit der Anschauung des Unbedingten; jede wissenschaftliche Darstellung trifft ihre Vorkehrungen, um den Lernenden allmählig auf den rechten Standpunct zu stellen. Steht er auf diesem Puncte, hat er ins Auge gefaßt was man ihm zeigt: dann erwartet man von ihm eine Entscheidung und Anerkennung, die man ihm nicht mittheilen, und die Er aus keinen Prämissen folgern kann; darum heißt sie unbedingt, wiewohl sie im psychologischen Sinne eine Menge von Bedingungen hat.

§. 84. Da das Schöne gegenständlich oder objectiv seyn soll: so wird jetzt, um es zu genauerer Kenntniß hervorzuheben, nöthig, die subjectiven Gemüthszustände abzusondern, durch welche es anscheinend Prädicate bekommt, die in die verschiedensten Gattungen des Schönen zugleich eingreifen. Man nennt es z. B. bald prächtig, bald lieblich, bald niedlich; welche Prädicate eben so gut einem

Werke der Poesie, als der Plastik, als der Musik zukommen können, wobey deshalb weder für poetische Gedanken, noch für plastische Umrisse, noch für musikalische Töne irgend eine sie selbst betreffende Bestimmung gewonnen wird. Um das objective Schöne und Häßliche in der Poesie zu erkennen, müßten Unterschiede solcher und anderer Gedanken nachgewiesen werden; es müßte also wenigstens von Gedanken überhaupt die Rede seyn. Um das objective Schöne und Häßliche in der Plastik zu erkennen, müßten Unterschiede solcher und anderer Umrisse nachgewiesen werden; es müßte also von Umrissen die Rede seyn. Um das Schöne und Häßliche in der Musik zu erkennen, müßten Unterschiede solcher und anderer Töne nachgewiesen werden; es müßte also von Tönen die Rede seyn. Nun enthalten die Prädicate prächtig, lieblich, niedlich (und viele ähnliche), nichts von Tönen, Umrissen, Gedanken; sie geben also auch nichts zu erkennen vom objectiven Schönen, weder in der Poesie noch Plastik noch Musik. Wohl aber begünstigen sie die Einbildung: es gebe ein objectives Schönes, welchem Gedanken, Umrisse, Töne gleich zufällig seyen; und dem man sich annähern könne, indem man poetische, plastische, musikalische Eindrücke von ähnlicher Art zugleich empfange, die Gegenstände aber allmählig schwinden lasse, und nur die erregten Gemüthszustände zu verlängern suche.

§. 85. Jedes Werk der schönen Natur und Kunst erhebt uns über das Gemeine; es unterbricht den gewöhnlichen Lauf des psychischen Mechanismus. Fragt man aber, wie derselbe könne unterbrochen werden: so ist die leichteste Antwort: durch Erregung von Affecten. Diese sind entweder deprimirend oder excitirend; überdies in beyden Classen noch äußerst mannigfaltig; sämmtlich aber vorübergehend, wodurch sie sich von dem durch sein Object vestgestellten ästhetischen Urtheil unterscheiden. In der That nun läßt sich bey den meisten ästhetischen Gegenständen die

Spur erkennen, daß ihre Wirkung mit Erregung einer Art von Affecten begann; so ist die Poesie nach den Seiten des Tragischen und des Heitern, oft Komischen, auseinandergetreten, indem sie entweder deprimirend oder excitirend ins Gemüth eingreift. Nicht sicherer kann der ästhetische Gegenstand eingreifen, als indem er afficirt; nicht besser kann der Affect endigen, und von ihm das Gemüth sich reinigen, als durch Uebergang in das zurückbleibende ästhetische Urtheil. Die Eintheilung aber ist noch nicht vollständig; das Gemeine des gewöhnlichen Gedankenlaufes muß nicht gerade durch den Affect unterbrochen werden; sondern zwischen Depression und Excitation steht der ruhige Ernst. Und es giebt ästhetische Gegenstände, welche den Umweg, durch Affecten zu wirken, entweder ganz oder doch beynahe verschmähen. Die ernste Tugend, — das ernste Gewölbe, der ernste Choral, die dorische Säule, selbst die reine, in strengem Zusammenhange fortfließende Erzählung, und die stille Landschaft, beginnen ihre Wirkung, wo sie den empfänglichen Menschen antreffen, geradezu beym ästhetischen Urtheil; welches alsdann vielleicht seiner Seits Affecten veranlaßt, aber auch wieder sinken läßt und selbst beruhigt; ohne übrigens durch sie charakterisirt zu seyn. Solches Verhältniß darf man nur nicht überall verlangen; die Kunst würde auf diesem Wege den Menschen wie er ist, allzuselten berühren können.

§. 86. Sucht man nun die Principien der Aesthetik, das heißt, die einfachsten ursprünglichen Bestimmungen dessen, was an Objecten als solchen unwillkürlich gefällt oder misfällt: so kann ein doppelter Fehler begegnen; indem erstlich wegen zu weit getriebener Abstraction die Gegend überschritten wird, wo die Principien liegen; zweytens wegen mangelnder Abstraction von Dem, was man bey Seite setzen sollte, die ästhetischen Urtheile mit Erregungen von Lust und Unlust verwechselt oder doch vermischt werden.

1) Das allgemeine Kennzeichen des Aesthetischen, daß es als objectiv unwillkürlich gefällt oder mißfällt, findet sich an so verschiedenen Gegenständen, daß, wenn man von aller dieser Verschiedenheit abstrahirt, nichts Objectives übrig bleibt. Man hat also in der Höhe dieser Abstraction kein Object mehr, woran ein ästhetisches Urtheil etwas zu bestimmen anträfe; das heißt, man kann in dem Inhalte des Begriffs vom Aesthetischen die Principien nicht finden, sondern man muß in den Umfang des Begriffs hinabsteigen, um sie zu suchen.

2) Dagegen wirken alle ästhetischen Gegenstände bey günstiger Gemüthslage auf den Gemüths-Zustand. Hat man nun vom Subjectiven nicht abstrahirt: so wird man in den Erregungen die Principien der Aesthetik suchen; und sie deshalb verfehlen.

§. 87. Um diesen unrechten Weg desto sicherer zu vermeiden, mögen die Prädicate, welche von der Erregung hergenommen sind, etwas ausführlicher als vorhin, betrachtet werden.

1) Man fängt nach Kant gewöhnlich damit an, das Schöne vom Erhabenen zu unterscheiden. Man sieht also das Schöne im engern Sinne als eine Art an, zu welcher das Aesthetische der Gattungsbegriff seyn würde. Dies Schöne im engern Sinne soll durch seine Form gefallen, die in der Begränzung bestehe; das Erhabene dagegen auch an formlosen Gegenständen zu finden seyn, welche auf die Vorstellung des Unbegränzten führen. Zum erstern gehören die vier kantischen Bestimmungen (nach Qualität, Quantität, Relation, Modalität), daß erstlich das Schöne ohne (subjectives) Interesse, zweytens als gemeingültig, obgleich ohne ursprüngliche logische Quantität des ästhetischen Urtheils, drittens als ob es zweckmäßig geformt wäre, jedoch ohne Vorstellung eines bestimmten Zwecks, viertens als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens zu be-

trachten sey. Zum zweyten gehört die Eintheilung des Erhabenen in das mathematische und dynamisch Erhabene. Hiebey wird aber sogleich eingeräumt, daß mit der Auffassung des Erhabenen eine Gemüthsbewegung verbunden sey; wie natürlich, indem dasselbe uns über das Gemeine hinwegsetzt.

2) Verwandt mit jenen beyden Arten des Aesthetischen sollen seyn: *)

a) Das Hübsche, welches schöner seyn könnte.

b) Das Reizende, worin eine Aufregung zu Lustgefühlen liegt. Damit hängt die, nicht allgemein richtige, Behauptung zusammen: es sey das Schöne in Bewegung.

c) Das Anmuthige, welches dem vorigen coordinirt werden kann, wenn man es als Verbindung des eigentlichen Angenehmen (§. 82.) mit dem Schönen betrachtet, während die Lust im Reizenden vielmehr auf Regungen des Begehrens zurückzuführen ist.

d) Das Niedliche; oder das Schöne im Kleinen (worin es intensiver wird).

e) Das Schmückende, welches einen von ihm unterschiedenen Gegenstand verziert.

f) Das Große; welches neben dem ähnlichen Kleinen gefällt. Es braucht darum noch nicht, gleich dem Erhabenen, über das Gemeine hinwegzusetzen; thut es dies, so heißt es colossal.

g) Das Edle, welches groß, und zugleich sehr regelmäßig schön ist.

h) Das Feyerliche, mit Ausruhen vom Gemeinen verbundene.

i) Das Prächtige, worin das Schöne zugleich starke Sinneseindrücke macht. Ist es erhaben, so geh es in das Majestätische über.

---

*) Krug's Aesthetik, §. 31 u. s. f.

k) Das Pathetische, welches nicht sowohl selbst groß ist, als vielmehr Größe verkündet und fühlbar machen soll. Verfehlt es diese Wirkung, so wird es schwülstig.

l) Das Rührende, was Gefühle der Anhänglichkeit und Theilnahme weckt. Es wird sentimental, wenn es allgemeine Reflexionen über das Loos der empfindenden Wesen in sich aufnimmt.

m) Das Wunderbare, was durch Abweichung vom Gewohnten zu unbeantwortlichen Fragen lebhaft anreizt.

Die Begriffe des Tragischen und Komischen gehören nicht in diese Reihe, sondern zur Kunstlehre. Schreck und Lachen sind Affecten, die an sich mit dem Schönen nicht zusammenhängen; ihre Benutzung ist Sache der Kunst; und kann, ohne die letztere in Betracht zu ziehn, nicht verstanden werden.

Besonders aber ist zu bemerken, daß in dieser ganzen Reihe dasjenige, welches, gleichviel ob im Großen oder im Kleinen, erheben, erheitern, rühren, — überhaupt erregen soll, als schon vorhanden angenommen, jedoch keinesweges nachgewiesen wird. So lange es nun unbekannt bleibt, läßt sich hieran die Kunstlehre nicht unmittelbar anknüpfen; und noch vielweniger die Sittenlehre.

§. 88. Wir setzen jetzt zwar die ganze Reihe der Erregungen, da sie für das objective Schöne nur subjective Beziehungen abgiebt, einstweilen bey Seite; jedoch ist noch der Standpunct in Betracht zu ziehen, welchen der Anschauende des Aesthetischen sich selbst zuschreibt.

Anfangs war er ergriffen, mithin passiv. Besinnt er sich nun, daß ihm der Künstler nicht etwan (gleich dem Redner, welcher in nothwendigen Angelegenheiten auf Entschluß dringt) Gewalt angethan hatte — daß überhaupt das Schöne und Häßliche selbst im weitesten Sinne, wo

es das Gute und Schlechte unter sich befaßt, ihm, dem bloßen Zuschauer, nichts verheißt noch droht: so fühlt er sich frey, und befreyt von der anfänglichen Aufregung. Dieser Freyheit bedient er sich, indem er die Art der Auffassung, oder auch den Gegenstand selbst zu verändern — etwas daran zu rühren und zu rücken unternimmt. Es fragt sich, ob der Gegenstand dabey gewinnt oder verliert. Der classische Gegenstand würde verlieren. Hiebey übt also derselbe eine neue Gewalt, eine scheinbare Kraft sich zu widersetzen, gegen den Zuschauer aus. Sehr häufig aber gewinnt der Gegenstand bey der Veränderung, und legt Fehler ab. Der Zuschauer wird in jenem Falle Bewunderer; in diesem Kritiker; (wobey zu bemerken ist, daß manche Kunstwerke, welche einer neuen Kunst, nämlich des Vortrags, zur völligen Darstellung bedürfen, von der Kritik Aufschub verlangen, indem sie fürs erste noch unbestimmt erscheinen).

Hier nun ist der Ursprung derjenigen Aesthetik, welche auch Kritik des Geschmacks heißt, und deren Unsicherheit zu dem Satze Anlaß gab: man müsse über den Geschmack nicht streiten. Die Urtheile fallen nämlich verschieden aus, wenn ein verschiedenes Licht auf den Gegenstand geworfen, — wenn er mit verschiedentlich getheilter und wechselnder Aufmerksamkeit betrachtet wird. Hiegegen können große und vielfach zusammengesetzte Gegenstände der Natur und Kunst sich niemals ganz sichern; sie rechnen vielmehr oft selbst darauf, der Zuschauer werde vieles hinzudenken, vieles hineinlegen; hiemit überlassen sie manches seiner Apperception, welche gar mannigfaltig nach Individualitäten und Stimmungen auszufallen pflegt. Ueberdies haften solche Werke an irgend einem Stoffe; und in die Kritik mischt sich eine Menge von Fragen, ob der Stoff passend, ob die Vortheile, welche er darbieten konnte, im Kunstwerke benutzt sind. Das Alles lenkt ab von der eigentlichen

Auffassung des Schönen; und es zeigt sich, wie schwierig es ist, durch das Anschauen der Kunstwerke den Geschmack zu bilden, ohne ihn zu verwirren oder eigensinnig zu machen.

Wird die Kritik nicht durch Widerspruch gestört: so nimmt sie die imperative Form an; und die verschiedenen Vorschriften sucht sie in ein System zu bringen.

Der Fehler liegt nun nicht darin, daß überhaupt eine imperative Form gebraucht wird. Diese würde sich der Künstler gern gefallen lassen, und der sittliche Mensch, da er nicht umhin kann zu wollen und zu handeln, muß sie sich gefallen lassen, sobald die Kritik von zulänglichen Gründen anhebt. Will sie aber unsichere, vielleicht selbst gehaltlose vom eigentlichen Schönen und Guten schon abgelenkte Abstractionen als Regeln gelten machen, dann sucht solchen Regeln der freye, der geniale Mensch sich zu entziehen. Ueber sie hinaus, sucht er selbst aus dem Kreise der Beyspiele, die sie vor Augen hatte, sich zu entfernen; durch Originalität will er nun seinerseits ihr imponiren. Und nicht immer wird der Zweck verfehlt. Sitten- und Kunstgeschichte zeigen oft genug den Kampf zwischen der Regel sammt ihrer Auctorität, und dem Streben, sie zu überspringen und ihre Beyspiele zu überbieten.

Weil die Kritik befehlen — und zwar allgemein befehlen wollte, ehe sie noch wußte, was zu befehlen ist: darum ist von Tugenden und Lastern, von Pflichten und Uebertretungen nach allen Richtungen menschlicher Verhältnisse viel geredet worden, noch ehe die einfachen praktischen Ideen, und deren Unterschiede zulänglich bekannt waren.

Aber nicht bloß die Kritiker, sondern auch die Bewunderer sind zu fürchten, wenn sie ungeachtet der klassischen Ruhe, wodurch ächte Künstler ihren Werken das Gepräge der Besonnenheit und Wachsamkeit ausdrücken, doch in das Gemessene und Geschlossene ihre unendliche Sehnsucht nach

Seligkeit hineintragen; als wollten sie die Werke sprengen oder durch Auslegung neu schaffen; darauf aber das Hineingetragene als Offenbarungen eines höheren Geistes wieder herausnehmen.

In der That ist die Schwierigkeit nicht gering, aus vielen Kunstwerken zu lernen, ohne die empfangenen Eindrücke gegenseitig durch einander zu verfälschen.

Wer durch Analyse gegebener Kunstwerke wirklich lernen, und zwar Aesthetik lernen will: der ist weder Bewunderer noch Kritiker, wohl aber gestattet er der Analyse, jeden Faden des Kunstgewebes besonders hervorzuziehn; damit die sämmtlichen, oft sehr verschiedenen Verhältnisse ans Licht treten, in welchen das Schöne seinen Sitz hat, und in deren Zusammenwirkung die Kraft des Kunstwerks liegt.

Zweytes Capitel.

Aufzeigung sittlicher Elemente.

§. 89. Alle einfachen Elemente, welche die allgemeine Aesthetik nachzuweisen hat, können nur Verhältnisse seyn, denn das völlig Einfache ist gleichgültig, d. h. weder gefallend noch misfallend. Die sittlichen Elemente sind gefallende und misfallende Willensverhältnisse. Es ist aber hier nicht die Rede von dem Willen als einer Seelenkraft (die überall nicht existirt), sondern von einzelnen Acten des Wollens, und von deren Verhältnissen gegen einander. Auch kommt es hier nicht auf eine Erkenntniß an, daß solches und anderes Wollen wirklich vor sich gehe, sondern auf die Begriffe von solchem Wollen, und auf die Beurtheilung der Verhältnisse, welche es bilden würde, wenn es wirklich vorhanden wäre. Damit diese Beurtheilung mit voller Bestimmtheit zu Stande komme: muß aus dem Begriff des Wollens alles Schwankende, also aller Unterschied des

flüchtigen und launenhaften Begehrens von dem entschlossenen Wollen, fürs erste weggelassen werden.

§. 90. Das erste sittliche Verhältniß, welches sich der wissenschaftlichen Betrachtung darbietet, ist das der Einstimmung zwischen dem Willen und der über ihn ergehenden Beurtheilung überhaupt. Diese Einstimmung gefällt absolut: ihr Gegentheil misfällt. Der hieraus erwachsende Musterbegriff der Einstimmung kann mit dem Namen: Idee der innern Freyheit bezeichnet werden.

Anmerkung. Der Inhalt, dessen die Idee der innern Freyheit bedarf, liegt in den nachfolgenden vier praktischen Ideen, welche zusammengenommen diejenige Beurtheilung ausmachen, womit der Wille entweder einstimmt oder nicht. Wer aber fragt, warum denn diejenige Idee voransteht, die sich auf die nachfolgenden bezieht, der fragt mehr, als worauf die Einleitung antworten kann: er studire das System selbst.

Von den historischen Vergleichungen, die sich hier darbieten, ist die mit Platon's Erklärung der vier Cardinaltugenden (im 4. B. der Republik) schon im ersten Capitel der prakt. Philosophie angedeutet. Die *σοφία* ist die Beurtheilung, *ἀνδρεία* und *σωφροσύνη* zusammen die Beschaffenheit des Willens, *δικαιοσύνη* die Richtigkeit des ganzen Verhältnisses. — Adam Smith's unpartheyischer Zuschauer ist eigentlich die Beurtheilung, nur nicht rein gedacht, sondern vermenget mit sympathetischen Gefühlen. Kant's Allgemeinheit der Gesetzgebung, und gänzliche Abweisung aller materialen Triebfedern, kann gedeutet werden auf die scharfe und richtige Forderung, daß die beyden Glieder des hier nachgewiesenen Verhältnisses völlig getrennt, durchaus nicht zusammenfließend, gedacht werden müssen. Die Beurtheilung soll unbestochen seyn, nichts von den Triebfedern des Willens in sich aufnehmen. Wer hiegegen fehlt, der bildet die Idee nicht rein aus, und bekömmt nur eine schwankende Grundlage für die praktische Philosophie.

§. 91. Das zweyte sittliche Verhältniß ist ein formales; es entsteht, indem ein mannigfaltiges Wollen nach Größenbegriffen verglichen wird. Diese Größenbegriffe sind: Intension; Extension (welches letztere hier so viel bedeutet als Mannigfaltigkeit der von dem Wollen umfaßten Gegenstände); und Concentration des mannigfaltigen Wollens zu einer Gesammtwirkung, oder die aus der Extension von neuem entspringende Intension. Durchgängig gefällt hier

8*

das Größere neben dem Kleineren; eine Art der Beurtheilung, welche sich im ganzen Gebiete der Aesthetik wiederfindet. Ein absoluter Maaßstab, wornach sich der Beyfall oder das entgegenstehende Misfallen richten könnte, ist nirgends vorhanden. Allein das in der Vergleichung vorkommende Größere dient dem Kleineren zum Maaße, wohin es gelangen müsse, um nicht zu misfallen; und in so fern kann man den hervorgehenden Musterbegriff, die Idee der Vollkommenheit nennen. Das Wort Vollkommenheit erhält hier einen bestimmten, und vermöge eines ästhetischen Urtheils gültigen Sinn, während es gemeinhin die Hülle ist, worin sich die Unwissenheit versteckt, was eigentlich das für eine Fülle sey, wohin ein Anderes kommen solle?

§. 92. Das dritte Verhältniß besteht zwischen der Vorstellung von einem fremden Wollen, und dem, entweder einstimmenden, oder sich entgegensetzenden, eignen Wollen. Es ist Befriedigung des fremden Wollens, welche der eigne Wille unmittelbar zu seinem Gegenstande macht. Das so bestimmte Verhältniß ergiebt die Idee des Wohlwollens oder Uebelwollens. Dasselbe Verhältniß ist ganz und gar ein Inneres, und eingeschlossen in der Gesinnung einer einzelnen Person. Es ist unter allen sittlichen Verhältnissen dasjenige, welches am unmittelbarsten und bestimmtesten den Werth oder Unwerth der Gesinnung angiebt. Völlig fremd ist hier die Frage nach dem Wohlseyn, welches aus dem Wohlwollen entspringen könnte; eben so fremd der Begriff der Passivität, die in der bloßen Mitempfindung liegen würde.

Anmerkung. Die Idee des Wohlwollens ist der Hauptgedanke der christlichen Sittenlehre; sie verlangt Liebe. Wer hier die gebietende Form für wesentlich hält; wer das Wohlwollen nicht in seiner Schönheit, das Uebelwollen nicht in seiner Häßlichkeit vor Augen hat: der wird auf eben so gezwungene Erklärungen verfallen, als Kant in der Krit. d. prakt. V. S. 147. gegeben hat.

§. 93. Das vierte Verhältniß, ein bloß misfallendes, ist das des **Streits**; zu welchem zwey streitende Personen, und ein Gegenstand des Streits erfordert werden. Im Streite liegt kein Uebelwollen, denn die beyden Willen sind hier unmittelbar auf den Gegenstand, und nur mittelbar wider einander gerichtet.

Die Vermeidung des Streits führt auf die Nothwendigkeit des **Rechts**; welches seiner Materie nach allemal positiv, d. h. aus willkürlicher Veststellung mehrerer einstimmenden Willen entsprungen ist. Hingegen die Gültigkeit und Heiligkeit alles Rechts beruht auf dem Misfallen am Streit; und kann nicht ohne sehr gefährliche Verwechselungen der Begriffe auf andre Grundlagen gebaut werden.

Anmerkung. Cicero, im ersten Buche von den Gesetzen sagt sehr schön: Omnium, quae in hominum doctorum disputatione versantur, nihil est praestabilius, quam plane intelligi, nos ad iustitiam esse natos, neque opinione, sed natura constitutum esse ius. Er beruft sich darüber auf die Gleichheit der Menschen; auf die Gemeinschaft der Vernunft, und ihres Gesetzes. Und gewiß, wenn sich alle auf den Standpunct der begierden-freyen Betrachtung stellen, so misbilligen sie gemeinschaftlich den Streit; sie treffen Verabredung, um ihn zu schlichten und zu vermeiden; und je mehr diese Verabredung geeignet ist, sicheren Frieden zu erhalten, desto vollkommener ist das Recht, welches sie gemeinsam erschaffen. So geht aus der menschlichen Natur ein positives Recht hervor. Es ist positiv, weil sie es gemeinschaftlich gesetzt haben; es ist Recht, und als solches heilig, weil es dem Streite vorbeugt; es ist Naturrecht, weil es in der Natur der Menschen lag, daß es mußte gestiftet und anerkannt werden. Wie aber in neuerer Zeit das Naturrecht dazu gelangen konnte, sich als eine besondre Disciplin einerseits vom positiven Recht, andrerseits auch von der philosophischen Sittenlehre abzusondern: darüber bemerke man vorläufig nur folgendes.

1) Was in Bezug auf die Veststellung des Rechts Willkür heißt, das kann in Ansehung der Motive des Wollens sehr nothwendig seyn. Dies zeigt sich, wenn man in den Umfang der allgemeinen Forderung, den Streit zu vermeiden, hinabsteigt; denn der Begriff des Streits ist sehr verschiedener Determinationen fähig, welche von der Lage der Personen und von den streitigen Gegenständen herrühren können. Der Gegenstand kann unkörperlich seyn; so bey dem Recht auf Wahrheit und Ehre; ist er körperlich, so wird er entweder theilbar oder untheilbar seyn. Personen können an Naturverhältnisse gebunden seyn;

dahin gehört das Familienband, (worauf schon Aristoteles in Bezug auf die Antigone des Sophokles aufmerksam macht.) Läßt sich der Streit nur von Einer Seite vermeiden, so soll er von dieser vermieden werden; ein Umstand, dem sich mancherley Fälle mehr oder weniger annähern. Den schon vorhandenen Rechtsverhältnissen gebührt Respect, welcher auf die Stiftung andrer hinzukommender entscheidenden Einfluß äußert, u. s. w. Auch die andern praktischen Ideen greifen hier ein.

2) Sieht man auf den historischen Ursprung des Naturrechts, so findet man die Bestätigung davon, daß es vom Misfallen am Streite ausgeht. Das höchst schätzbare Werk des Grotius de iure belli et pacis hat vorzugsweise die abgesonderte Ausbildung des Naturrechts veranlaßt. Hier erblickt man das Recht durchweg im Gegensatze des Krieges, d. h. des Streits nicht sowohl zwischen ausgebildeten Staaten, als vielmehr zwischen Völkern ohne bestimmte Rücksicht auf deren innere gesellschaftliche Einrichtung. Man erblickt einen Naturstand, dessen Begriff sich auf den einzelnen gebildeten Menschen nicht leicht übertragen läßt; denn dieser empfing seine Bildung in der Gesellschaft, und lebt in ihrer Mitte.

§. 94. Das fünfte Verhältniß, ebenfalls bloß durch ein Misfallen bezeichnet, entsteht aus absichtlichem Wohl- oder Wehe-Thun, in so fern dieses bloß als eine äußere, zur Ausführung gediehene, Handlung, ohne Rücksicht auf den Werth der Gesinnung betrachtet wird. Man erkennt das Verhältniß am leichtesten vermöge der daraus entspringenden Idee der Vergeltung oder der Billigkeit*). Die unvergoltene That nämlich (welche unter gewissen nähern Bestimmungen in bloßer Nachlässigkeit bestehen kann), führt den Begriff einer Störung mit sich, die durch die Vergeltung getilgt werde. Hierauf beruhen die Begriffe von Lohn und Strafe, sofern beydes verdient ist, und nicht etwan als Mittel zu gewissen Zwecken gebraucht wird.

---

*) Nur ganz kurz kann hier erwähnt werden, daß diese Idee sehr häufig mit der vorigen verwechselt wird, obgleich sie davon durchaus verschieden ist. Der Fehler ist alt; schon Aristoteles, indem er (oder der Verf. der rhet. ad Alex. II, 4.) vom *δίκαιον* als einem *ἔθος ἄγραφον* spricht, rechnet dahin: *τοῖς εὐεργέταις χάριν ἀποδιδόναι, τοὺς μηδὲν ἡμᾶς κακὸν ἐργασαμένους μὴ βλάπτειν, τοὺς κακόν τι ποιήσαντας τιμωρεῖσθαι.* Vergl. Ethic. ad Nic. V, 6. Auch Sextus Pyrrh. H. I, 14, §. 67.

Anmerkung. Gegen die ganze Reihe der hier aufgestellten Ideen ist der Einwurf gemacht worden: Der Beyfall und das Misfallen, wovon hier geredet wird, sey lediglich von logischer Art! — Wenn Jemand beym Zusammenstoßen zweyer Körper dasselbe Misfallen empfindet, wie beym Widerstreite zweyer Willen, — oder beym regelmäßigen Wachsen einer Pflanze dasselbe Wohlgefallen, wie bey der Zusammenstimmung des Willens mit der ihm von der Beurtheilung gesetzten Regel: so mag ihm dies anheim gestellt seyn; ein anderes aber ist es mit der Logik, die er bey diesem logischen Beyfall und Misfallen an den Tag legt. Es ist vollkommen denkbar, daß der Wille von der Beurtheilung abweiche, eben so gut als daß eine Pflanze grüne Blätter und rothe Blumen habe; und gerade so kann auch gegen die ärgsten Misverhältnisse der Unvollkommenheit, des Uebelwollens, des Streits, und der unvergoltenen Thaten, die Logik nicht den mindesten Einspruch machen. Das alles ist von einem Widerstreite der Merkmale in einem Begriffe weit entfernt. Das Uebelwollen ist eben so verständlich als das Wohlwollen, der Streit eben so verständlich, ja noch begreiflicher als das Recht, u. s. f.

§. 95. Hier ist die Reihe der sittlichen Elemente geschlossen. Dies kann jedoch an diesem Orte eben so wenig bewiesen, als die Reihenfolge der aufgestellten Verhältnisse näher beleuchtet werden. — Soll aber eine praktische Philosophie, eine Lehre vom Thun und Lassen, von den unter Menschen zu treffenden Einrichtungen, vom geselligen und bürgerlichen Leben, gewonnen werden: so kann es keinen größern Fehler geben, als wenn man irgend eine der praktischen Ideen einzeln heraushebt, um die bloß um ihrentwillen nothwendigen Anordnungen zu erforschen. Vielmehr nur alle vereinigt können dem Leben seine Richtung anweisen; sonst läuft man die größte Gefahr, einer die übrigen aufzuopfern; und dadurch kann ein, von einer Seite sehr vernünftiges Leben, von mehrern andern Seiten höchst unvernünftig werden. Diese Warnung ist um so nothwendiger, weil nicht bloß das Naturrecht abgesondert behandelt wird, sondern auch ohne alle wissenschaftliche Verbildung jeder Mensch seine eigne sittliche Einseitigkeit zu haben pflegt; vermöge deren ihm diese oder jene unter den praktischen Ideen lebhafter vorschwebt als die übrigen, die er in gleichem Grade anerkennen und ehren

sollte. Der eine strebt bloß nach Cultur (Vollkommenheit): der andre kennt nur die Liebe (das Wohlwollen), und achtet nicht der Billigkeit noch des Rechts; ein dritter möchte die Staaten zu bloßen Zwangsmaschinen machen, im Namen des Rechts, ohne Rücksicht auf die Billigkeit, noch auf wohlwollende und bildende Einrichtungen; ein vierter verwechselt das Recht mit der Billigkeit, und will, ohne Rücksicht auf vorhandene rechtskräftig gewordene Anordnungen und Urkunden, die gesellschaftlichen Vortheile und Nachtheile ausgleichen, damit alles, was Menschen einander zugestehn, sich gegenseitig vergelte; ein fünfter endlich meint den Gipfel der Weisheit zu ersteigen, wenn er die, für sich leere, Idee der innern Freyheit (welche sich, ohne Kenntniß der übrigen Ideen, in bloße Consequenz verwandelt) als die Summe alles Edeln und Guten anpreis't. Keine dieser Verirrungen ist verkehrter als die andere: obgleich eine gefährlicher werden kann als die übrigen. Verderblicher aber als gemeine Irrthümer sind die sämmtlichen hier erwähnten darum, weil jeder von ihnen sich mit einem gewissen Trotz behauptet, den das Bewußtseyn der einzelnen, zum Grunde liegenden, praktischen Idee hervorbringt.

Anmerkung. Wer nun den Fehler vermeidet, der hier gerügt worden, — wer vielmehr die aufgestellten Ideen zusammenzufassen, und gleichmäßig in sich wach zu erhalten sich bemüht: der wird in ihnen jene *sanfte Führung* finden, von der Platon so oft redet; freylich aber nicht gewaltsame Nöthigung, an die man sich seit Kant's kategorischem Imperative so gewöhnt hat, daß sie noch immer, trotz vielen Widerspruchs, der dagegen längst erhoben worden, für etwas Unläugbares pflegt gehalten zu werden.

Wenn man alle psychologischen Erschleichungen bey Seite setzt, so bleibt von der schlechthin verbindenden Kraft allerdings etwas übrig, aber nicht mehr als dies: der Mensch kommt mit seiner *praktischen Ueberlegung* nicht eher zu einem vesten Ruhepuncte, als bis er unter allen Motiven, denen er sich hingeben könnte, die *ganz unveränderlichen* oben an zu stellen sich entschließt. Unveränderlich aber sind allein die Ideen; beharrlich ist insbesondere das Misfallen an der innern Unfreyheit, wenn man, ihnen zuwider, andern Motiven Raum giebt. Dieses fühlte Kant, als er von einer absoluten Selbstnöthigung redete.

§. 96. Ueber die Methode, nach welcher auf der Grundlage der vorstehenden Ideen die praktische Philosophie muß erbaut werden, nur folgende Bemerkungen in logischer Hinsicht: Die Ideen müssen zwar auf den Menschen, ja selbst auf sein Verhältniß zum höchsten Wesen angewendet werden; allein mit der Beziehung derselben auf die eigenthümlichen Schranken des menschlichen Daseyns darf man nicht anfangen. Denn schon die Beziehung auf eine unbestimmte Mehrheit von Personen reicht hin, um nähere Bestimmungen zu gewinnen, wodurch, für jede Idee auf eigne Weise, jene Mehrheit unter den allgemeinen Begriff der Gesellschaft fällt. Alsdann folgt eine zwiefache Zusammenfassung; theils der ursprünglichen Ideen in die Einheit der Person, theils der gesellschaftlichen Ideen in die Einheit der Gesellschaft. So entstehen zwey Ideale, wovon das erstere unter dem Namen der Tugend bekannt ist, das zweyte aber noch nicht mit dem Namen des Staats darf belegt werden, welchen vielmehr erst die in ihm liegende Macht charakterisirt. Im Uebergange zu der Betrachtung des zeitlichen und beschränkten Daseyns des Menschen, entsteht theils der Begriff der Pflicht, und der Gesetzlichkeit eines gleichförmig tugendhaften Handelns; theils der Abhängigkeit vom höchsten Wesen, und für die Gesellschaft der Begriff der Kirche; theils der nothwendigen Beschützung durch die Macht des Staats. Hierauf folgt erst die nähere Betrachtung der Lebensverhältnisse des Menschen. So kann man die Trennung der Moral vom Naturrecht vermeiden; welches letztre übrigens wegen der Form, die es einmal bekommen hat, (Privatrecht, Staatsrecht, Völkerrecht, — im ersten Urrecht, dingliches Recht, Verträge, Gesellschaftsrecht überhaupt, — im zweyten Staatsgrundverträge, Staatsgewalt mit ihren Zweigen, Constitutionen, Staatenverbindungen, — im dritten Gesandtschaftsrecht, Recht des Kriegs und Friedens), merkwürdig

ist, und schon wegen seines großen Einflusses muß studirt werden.

Drittes Capitel.

Nachweisung anderer ästhetischer Elemente.

§. 97. Voran die Bemerkung, daß sich die eben aufgewiesenen sittlichen Verhältnisse noch in einer weitern ästhetischen Sphäre, nämlich in der der Poesie, wiederfinden. Denn die Poesie, welche alles Aesthetische umfaßt, sofern es sich, ohne Rücksicht auf einen außer ihm liegenden Zweck, in Worten darstellen läßt, findet doch ganz vorzüglich ihren Stoff in den menschlichen Verhältnissen; auf welche sich die sittlichen Elemente beziehen.

Allein in der Sphäre der Poesie erblickt man noch eine Menge anderer, dem täglichen Leben, den Betrachtungen über menschliche Schicksale, den politischen und religiösen Vorstellungsarten, der gesammten Natur abgewonnener Verhältnisse; welche bis jetzt weder bestimmt, noch aufgezählt sind; und sich daher nicht mit Genauigkeit anzeigen lassen.

Anmerkung 1. Der erste, sogleich auffallende Unterschied der sittlichen, und derjenigen Elemente, die der Poesie allein angehören, liegt darin, daß die Kunst den Menschen nicht bloß als thätig, als wollend, sondern auch als leidend betrachtet; ja daß diese letztere Ansicht bey weitem das Uebergewicht erlangt über jener. Denn das Handeln des Einzelnen verschwindet als unbedeutend, theils schon in der Gesellschaft, theils vollends in der Natur und in der Zeit; daher die tragische Kunst, welche die großen Umrisse menschlicher Verhältnisse an einzelnen Begebenheiten wie an Beyspielen darstellt, nur zu leicht auf das Schicksal geführt wird, dem sie nur durch Hülfe der Religion entgehen kann. — Die Mannigfaltigkeit des möglichen Leidens (überhaupt des Empfindens, denn es ist hier von allen passiven Zuständen die Rede) ergiebt nun mannigfaltige Verhältnisse, die man zum Behuf der allgemeinen Aesthetik gehörig wird sondern müssen.

Anmerkung 2. Die Poesie weicht in der Art, die sittlichen Elemente darzustellen, so äußerst weit ab von der Moral, welche die Begriffe als solche bearbeitet: daß man ungeachtet der

Gemeinschaft beyder in Ansehung des Gebrauchs der praktischen Ideen, doch ihren Unterschied nicht weit zu suchen hat. Das Abstracte ist das gerade Widerspiel der Poesie; sie sucht dagegen den Hörer in den Zustand des Anschauens zu versetzen; so daß aus dem Anschauen sich das Empfinden entwickele, und zwar vorzüglich das Empfinden ästhetischer Verhältnisse, weil alle andre Empfindung zu unbestimmt und zu flüchtig ist, um einen sicheren Eindruck hervorzubringen.

Hieraus ergiebt sich sogleich der scheinbare Leichtsinn der Poesie, um dessentwillen sie für die Moral eine schlechte Gesellschaft zu seyn scheint. Es liegt nämlich der Poesie nichts an vollständiger Zusammenfassung aller praktischen Ideen; nichts an der Gleichheit des Gewichts, welches jeder Idee unter den übrigen zukommt. Hierauf aber beruht gerade die Moral, als die Lehre von dem Thun und Lassen, oder von den Pflichten. Für die Moral müssen die praktischen Ideen als Begriffe logisch behandelt werden; und hiemit sowohl, als mit der Forderung eines vorwurfsfreyen Lebens, hängt die Sorge zusammen, nichts auszulassen, oder gering zu schätzen, was beytragen könne zu dem Ganzen des Lobes oder Tadels. Davon weiß die Poesie nichts; sie verlangt im Gebiete der Begriffe nichts zu erschöpfen oder zu vollenden. Oftmals hat sie genug an einer einzigen unter den praktischen Ideen, wenn es ihr nur gelingt, die übrigen in Schatten zu stellen. Vergleiche unten §. 110. die Anmerkung.

§. 98. Wie nun die sittlichen Grundverhältnisse, obschon sie sich in der Poesie wiederfinden, doch weder aus ihr noch aus der Erfahrung geschöpft sind: eben so finden sich auch andre ästhetische Elemente, die theils nicht einer besondern Kunstgattung eigen, theils nicht aus der Erfahrung herstammend, vielmehr als unabhängig von den Gegenständen anzusehen sind, bey welchen sie vorkommen. Die Säulenordnungen mögen nach mancherley Versuchen ausgewählt seyn; aber keine Naturproducte haben die Vorzeichnung gegeben, auch nicht die Auswahl bestimmt. Symmetrischer Bau, (zur Rechten und Linken einer Verticallinie), zeigt sich in den Formen der edlern Thiere, wird vorausgesetzt in ihren verschiedensten malerischen Stellungen, beobachtet in der Architektur; er zeigt sich abermals in der Metrik; hier oftmals verbunden mit dem Reime, der nicht bloß den Gleichklang, sondern auch den Parallelismus der Verse fühlbar macht, wenn die Versart dazu faß-

lich genug ist. Die Musik hat weder ihren mannigfaltigen Rhythmus, noch ihre harmonische Grundlage aus der Erfahrung empfangen; diese Grundlage bleibt gleich für alle Instrumente wie für den Gesang; und für die Mannigfaltigkeit dessen, was man etwan auszudrücken beabsichtigt. Selbst poetische Situationen sind nicht das ausschließende Eigenthum der redenden Kunst, sondern Pinsel und Meißel können sich ihrer bemächtigen. Alles dies fordert auf zu solchen Abstractionen, in welchen das Besondre der Naturdinge und der Kunstwerke als zufällig bey Seite zu setzen ist, um nur die ästhetischen Elemente hervorzuheben; gleichviel wo und zu welchen Einheiten verbunden sie vorkommen.

Anmerkung. In Ansehung des Sittlichen hatte Kant vollkommen klar eingesehen, daß man es nicht von der Erfahrung, nicht von der menschlichen Natur, nicht von Beyspielen zu lernen habe. (Man vergleiche seine Grundlegung zur Metaphys. d. Sitten, im Anfange des zweyten Abschnitts.) Aber das Sittliche ist in Ansehung seiner ersten Gründe nur ein specieller Fall des Aesthetischen.

§. 99. Die ästhetischen Elementar-Verhältnisse zerfallen in zwey Hauptklassen; ihre Glieder sind entweder simultan oder successiv. Man erkennt dies am leichtesten in dem Unterschiede der Harmonie und Melodie, überdies zeigt die Musik sehr klar, daß die kunstreichsten Verwebungen entstehen können, wenn mehrere Reihen des successiven Schönen (mehrere melodische Stimmen) sich zugleich dergestalt entwickeln, daß fortwährend simultan die Forderungen der Harmonie erfüllt werden.

Das simultane Schöne ist großentheils im Raume zu suchen, für Malerey, Plastik, und in entsprechenden Naturgegenständen; außerdem hat nicht bloß die Musik, vermöge der Harmonie, ihren Antheil daran, sondern auch die Poesie. Letzteres zeigt am deutlichsten die dramatische Kunst, wo mehrere Schauspieler zwar nicht zugleich reden, aber zugleich auf der Bühne stehend fortwährend ihre Charaktere

und ihre Absichten vergegenwärtigen. Anderntheils nimmt auch das Räumliche Bewegung an, und hiermit Succession; wie in den mimischen Künsten. Davon ist die Verweilung im allmähligen Durchlaufen und Zusammenfassen des Zugleich-Angeschauten noch zu unterscheiden.

Das successive Schöne ist vorherrschend in der Poesie. Sie schildert Empfindungen in Bewegung, Charaktere in Handlung; selbst die Situationen nicht ganz als stillstehend. In der Darstellung des Gleichzeitigen bleibt sie hinter der Malerey und Plastik zurück. In der Länge der Zeit, die sie mit ihren Werken ausfüllt, thut sie es allen andern Künsten zuvor. Aber schon hieraus erhellet zum Theil die Schwierigkeit, ästhetische Verhältnisse, deren Glieder der Zeit nach weit getrennt seyn können, mit Bestimmtheit anzugeben.

§. 100. Bestimmter kennt man, wegen ihrer Einfachheit, die Verhältnisse in dem, was durch die beyden höheren Sinne unmittelbar gegeben wird; in den Farben und Tönen. Jedoch nur in so fern, als dabey von Raum und Zeit mag abstrahirt werden. Dies ist bey den Farben schwerer als bey den Tönen, weil in Hinsicht jener die Erscheinung in bestimmten Gestalten unvermeidlich und viel wichtiger ist als die Farben selbst; während bey zugleich klingenden Tönen die Zeit in der Regel nicht in Betracht kommt. — Von Farben sowohl als Tönen gilt im Allgemeinen die Bemerkung, daß sehr nahestehende keine ästhetischen Verhältnisse bilden, am wenigsten gefallende Verhältnisse. Was die sanften Uebergänge der Farben in Gemälden, u. dgl. betrifft, so muß man bedenken, daß diese, ähnlich den melodischen Fortschreitungen, eine successive Auffassung, ein Fortgleiten des Blickes, bewirken; daß also hier schon das Zeitliche ins Spiel kommt.

Der bekannten, doch noch nicht genau gewürdigten, Contraste einfarbiger, zugleich gesehener,

größerer Flächen, muß hier erwähnt werden als dessen, was den harmonischen und disharmonischen Verhältnissen zugleich und anhaltend klingender reiner Töne, zur Seite steht. Die letzteren sind mit beynahe vollkommener Sicherheit seit Jahrhunderten bestimmt und anerkannt. Auch in Ansehung des Successiven besitzt die Musik in ihrer Tonleiter ein genau bestimmtes und geschlossenes Ganzes; während der musikalische Periodenbau sich einer genauen Angabe seiner möglichen Formen fast eben so sehr zu entziehen scheint als der rhetorische.

Anmerkung 1. Zu den Einwendungen, deren Gewicht in ihrer Dreistigkeit besteht, gehört auch die Behauptung: die Zahlenverhaltnisse, welche den Unterschied der harmonischen und disharmonischen Intervalle der Töne bestimmen (und zwar einzig und allein bestimmen), seyen nicht die Elemente des positiven Schönen in der Musik, und aus ihnen könnte bloß lästige Einförmigkeit hervorgehn, wenn nicht der schaffende Geist des Künstlers ihnen Seele und Bedeutung zu geben wüßte. Diese Seele und Bedeutung mag nun bey großen Künstlern groß, bey schlechten gering seyn: jedenfalls soll hier davon abstrahirt werden, denn es ist von den Elementen, und dem Grade der Genauigkeit die Rede, womit sie bestimmt sind. Der Geist der Künstler kann daran nichts ändern.

Anmerkung 2. Untersucht man diesen und den folgenden Gegenstand psychologisch: so findet sich die vollkommenste Ungleichartigkeit. Das Harmonische in Tönen und Farben beruht auf der Verschmelzung vor der Hemmung, oder dem Streben dahin (Psychologie I. §. 71.). Das räumliche und zeitliche Schöne dagegen setzt Räumliches und Zeitliches voraus, und hiermit die abgestufte Verschmelzung (Psychologie I, §. 100; II, §. 109 u. s. w.). Jedem Anfänger kann wenigstens soviel auffallen, daß, wenn man in der Musik die Octave symmetrisch theilt, in zwey, drey, oder vier gleiche Abstände, hier aus der Symmetrie die härtesten Dissonanzen hervorgehn.

§. 101. Raum und Zeit sind offenbar die Quellen sehr vieler, in alle Künste einfließender, ästhetischer Verhältnisse; unter denen sich am leichtesten die symmetrischen bestimmt erkennen lassen. Sie finden sich schon zwischen Puncten, in gleichen Abständen; zwischen der Peripherie des Kreises, und dem Mittelpuncte: und Parallelogrammen; bey den Linien der zweyten Ordnung, am meisten bey der Ellipse; bey allen durch Umdrehung um eine Axe entstehen-

den Körpern. Sie finden sich bey gleichen Zeiteintheilungen; und beynahe in allem, was Rhythmus, was Tact und Sylbenmaaß heißt.

Der Rhythmus kommt nicht selbstständig vor; er verbindet sich mit sichtbaren Bewegungen, oder bey hörbaren Gegenständen mit den Abwechselungen theils des stärkern und schwächern, theils des höhern und tiefern Tons (Musiktons oder Vocaltons), theils eines mannigfaltigen Geräusches (z. B. der Consonanten). Eine Mischung von dem allen liegt im Vogelgesange, der jedoch mehr erheiternd als schön zu nennen ist; (den Trommelschlag wird man auch beym kunstreichsten Rhythmus nur antreibend nennen.)

Der Raum mit seinen drey Dimensionen ist für die Aesthetik weit ergiebiger als die Zeit; jedoch kommt bey einfarbigen Gegenständen mindestens Licht und Schatten zu Hülfe. Wieviel der bloße Parallelismus, in Verbindung mit dem rechten Winkel, mit den Unterbrechungen der geraden Linie durch leere Distanzen, mit dem Vor- und Zurücktreten, und mit sehr wenigen andern Gestaltungen, vermöge, zeigen die Werke der Baukunst. Die Kreisform zeigt sich in unzähligen Abwechselungen bey den Blumen. Die einfachsten Umrisse fassen höchst zusammengesetzte Verhältnisse, wenn Figur in Figur liegt. Was in den freyern Formen der Pflanzen und Landschaften die Symmetrie ersetze, würde man näher untersuchen können, wenn über das Gleichgewicht, wohin die zusammenfassende Anschauung strebt, mehr bekannt wäre. Bey den Thierformen muß man sich erinnern, daß wir die Organismen auf andern Planeten (unter andern Bedingungen der Gravitation, der Atmosphäre, u. s. w.) nicht kennen. — Die Symmetrie im Raume weicht von der rhythmischen in dem merkwürdigen Puncte ab, daß in einer ungeraden Anzahl von Gliedern im Raume leicht das mittlere hervortrit, während der fünffüßige Rhythmus in der Musik ungebräuchlich, und

in der That schwer anzuwenden ist, (obgleich nicht unmöglich, wenn, wie im sapphischen Sylbenmaaße, die Mitte gehörig herausgehoben wird.) Die Succession im Auffassen des Räumlichen läßt sich leicht umkehren; nicht so beym Zeitlichen. Dem Mittleren im Raume muß aber das Aeußere horizontal zu beyden Seiten stehen; sonst ist die Symmetrie nicht am Platze. Erwähnen kann man hier der Säulen-Verhältnisse, welche ohne Zweifel der successiven Auffassung angehören, indem das Auge entweder vom Boden aufwärts steigt, oder der gewohnten Richtung der Schwere gemäß, von dem, was auf der Säule ruht, herunter, und an ihr selbst herabläuft. Der wichtige Gegensatz des Oben und Unten bringt keine Symmetrie, wohl aber Succession in die Auffassung alles Architektonischen, aller Gestalten der Pflanzen und Thiere. Ursprünglich strebt der Blick nach oben, und sucht in der Spitze oder im Gewölbe die Vereinigung des Angeschauten zu erreichen. Ein gleichschenklichtes Dreyeck liegt uns verkehrt, wenn es die Grundlinie oben hat. (Der psychologische Grund liegt darin, daß die Verschmelzung das mehr oder weniger Gleichartige zusammenzieht; das Mannigfaltige aber fand sich unten.)

Wie nun hier das Räumliche successiv, so wird vielfältig das Zeitliche auf räumliche Weise gedacht, und dem gemäß beurtheilt. Am Ende jeder Darstellung der successiv fortschreitenden Künste, schwebt ein Ganzes vor uns, dessen Theile eine Art von räumlicher Proportion besitzen müssen, obschon wir nur allmählich zur Kenntniß dieser Theile gelangt sind. An Bestimmung solcher Proportionen scheinen vorzüglich die Rhetoren gedacht zu haben, indem sie nicht, wie die Dichter, die einzelnen Rhythmen, welche der successiven Auffassung anheim fallen, sondern vielmehr die größern Umrisse ganzer Perioden, ja ganzer Reden, ihren Vorschriften unterworfen haben; welche Umrisse offenbar erst

am Ende, bey der Zusammenfassung des Vorgetragenen, können bemerkt werden.

Anmerkung 1. Um eine scheinbare Schwierigkeit zu heben, wird es wohl nöthig seyn, über den Begriff der Abwechselung etwas zu sagen. Es giebt nämlich zweyerley verschiedene Abwechselung; eine ästhetische, und eine andre um des psychologischen Bedürfnisses willen. Die erste ist der Sitz des successiven Schönen (z. B. der Melodie), die zweyte unterbricht den Zusammenhang der ästhetischen Auffassung, sie zerreißt ihn gewaltsam, wenn der Künstler nicht selbst dafür gesorgt hat, sie herbeyzuführen. Je längere Fäden des successiven Schönen dergestalt fortlaufen, daß das psychologische Bedürfniß der Abwechselung weder sich meldet, noch durch fremdartige Einmischungen befriedigt wird, desto größer ist der Künstler. Aber die Kunst hat auch in dieser Hinsicht ihre Gränzen; ein Musikstück darf nicht eine Stunde, eine Tragödie nicht einen Tag lang dauern; das Tempo und der Gang der Handlung dürfen nicht gar zu langsam genommen werden; dies ist nicht ästhetisch, sondern psychologisch nothwendig. Ein dramatisches Werk, doppelt so lang, als Schiller's Don Carlos, könnte die schönsten Verhältnisse, sowohl im Umrisse als in der Ausführung, haben; dennoch wäre es ein Koloß, in dessen Auffassung der Zuschauer lange vor dem Ende ermüden — und sich nach Abwechselung sehnen würde. Auf solche Weise wird das Schöne selbst lästig; und gilt bey allem innern Reichthum für einförmig, weil der Auffassende überall nicht mehr schauen, — sondern selbst irgend etwas thun will, wäre es auch das Gemeinste und Unbedeutendste.

Anmerkung 2. Was die Symmetrie anlangt: so wird sie zuweilen ignorirt, wo sie sich nicht unmittelbar aufdringt. — Höchst selten wird ein Maler ein Portrait ganz von vorn zeichnen; und niemals wählt der Bildhauer die Stellung des Soldaten vor dem Unterofficier. Sie verhüllen also die Symmetrie. Stünde aber die Nase eines Menschen so schief wie in der perspectivischen Zeichnung; oder wären die Glieder des Menschen so ungleich lang, wie die Bildsäule sie verschiedentlich gestreckt oder verkürzt zeigt: so würde mit einer solchen Figur sich weder der Maler noch der Bildhauer befassen wollen. Nur wo die Regel gesichert und über allen Zweifel erhaben ist, da erlaubt sich der Künstler abweichende Darstellungen; voraussetzend, Jedermann wisse, wie dieselben auf das Regelmäßige zurückweisen. Die Abweichung setzt den vesten Punct voraus, von wo abgewichen wird; und nur darum sind die plastischen Darstellungen unendlich mannigfaltig, weil sie sämmtlich als abweichend von der verborgenen Symmetrie angesehen werden. Giebt es überhaupt irgend eine weitreichende Formel zur Erklärung des Schönen, so ist es diese: am Regelmäßigen verlieren, um es sogleich wieder zu gewinnen. Und darnach streben wohl manche Darstellungen, deren Aufgabe gar nicht einmal darin besteht, das Schöne zu suchen.

§. 102. Obschon es den ästhetischen Elementen nicht wesentlich ist, aus der Erfahrung zu stammen: so bietet gleichwohl die Erfahrung dieselben nicht selten dar; und zwar nicht bloß an Naturgegenständen, sondern auch im Laufe des menschlichen Lebens; in den Beschäfftigungen, Spielen, Sitten, im Umgange, im Gespräche, in der Anordnung von Festlichkeiten, u. s. w. Käme es nur auf den Vorrath an, so würden Malerey und Plastik an Figuren, Poesie an Charakteren, Handlungen, Situationen, stets Ueberfluß haben; die Schwierigkeit zeigt sich erst im Absondern des Gemeinen, Unbedeutenden, und dessen, was in einen gegebenen Zusammenhang nicht paßt. Unterstützt wird dagegen die schärfere Auffassung des Schönen durch Gegenüberstellung des Häßlichen; welches ohnehin eben sowohl unter dem Gattungsbegriffe des Aesthetischen enthalten ist als das Schöne, und für die Theorie nicht darf von der Untersuchung ausgeschlossen werden.

Viertes Capitel.

Von der Verbindung der ästhetischen und theoretischen Auffassung.

§. 103. Der bisher gefoderten Abstraction, welche nur ästhetische Elemente, und diese von einander gesondert auffassen soll, steht eine mannigfaltige Determination gegenüber. Eine solche kommt schon da vor, wo das Schöne oder Häßliche zugleich noch auf andre Weise als Gegenstand eines Vorziehens oder Verwerfens gedacht wird; als nützlich, oder belustigend, oder angenehm, oder als schädlich, gefährlich, anstrengend, Trauer und Schmerz erregend, flüchtig, verführerisch, u. s. w. Hierauf bezieht sich eine Menge von Klugheitsregeln des täglichen Lebens.

§. 104. Die Auffassung eines Gegenstandes, an welchem außer Einem ästhetischen Verhältnisse noch irgend

etwas Anderes gedacht wird, ist an sich schon eine theoretische; denn der Gegenstand wird eben dadurch von seinem ästhetischen Prädicate als Subject desselben unterschieden, daß er nicht durch dieses allein soll bestimmt seyn. Die andern Merkmale können nun selbst entweder ästhetische, oder ein andres Vorziehn und Verwerfen ausdrückende, oder endlich selbst theoretische (bloß zur Erkenntniß des Gegenstandes gehörige) seyn. Im letztern Falle betreffen sie entweder das, was der Gegenstand schon ist, oder was er werden kann. Ist der Gegenstand gegeben: so können praktische Aufgaben entstehn, entweder ihn in seinem Werthe zu erkennen, oder ihm den Werth zu geben, dessen er fähig ist.

I. Von der Tugendlehre und Religionslehre.

§. 105. Der Mensch ist für sich selbst ein gegebener Gegenstand des Beyfalls und Misfallens; die Gesellschaft, in der er lebt, ist es gleichfalls; überdies erblickt er sich und die ganze Menschheit in einer Abhängigkeit, die es ihm zum Bedürfnisse macht, das höchste Wesen wenigstens in Bezug auf die menschlichen Angelegenheiten zu erkennen. Die Aufgaben, welche hieraus entstehen, können nicht abgelehnt werden. Jedem Versuch des Ablehnens widersetzt sich die Stimme des Gewissens; und der Lauf des Lebens führt beständig erneuerte Mahnungen herbey. Das Erkennen der vorhandenen Erhabenheit, Würde, Vortrefflichkeit, sammt der damit verbundenen Verehrung des höchsten Wesens giebt nun die Grundlage der Religionslehre; das Erkennen der eignen Schwäche die Grundlage der Tugendlehre, in so fern mit dem Ideal der Tugend die Aufgabe verbunden ist, demselben so weit nachzustreben, als die menschliche Schwäche es gestattet.

§. 106. Das Ideal der Tugend beruhet auf der Einheit der Person, welche von der Beurtheilung nach allen

praktischen Ideen zugleich getroffen wird, während sie durch den mannigfaltigen Wechsel des Thuns und Leidens herdurchgehn muß. Die Tugendlehre aber bedarf der Kenntniß des Menschen; und sie wird um desto mehr praktisch anwendbar, je mehr sie theils von der Erfahrung, theils von theoretischer Einsicht in die Natur des Menschen dasjenige in sich aufnimmt, was über die Veränderlichkeit des Menschen zum Bessern und zum Schlechteren Aufschluß giebt. Daher ihre Abhängigkeit von der Psychologie, und mittelbar von der Metaphysik.

Ein Paar Hauptzweige der Tugendlehre sind die Politik und Pädagogik. Für jene ergeben sich aus den ursprünglichen praktischen Ideen eben so viele abgeleitete, welche mit der Erwägung menschlicher Schranken und Hülfsmittel müssen verbunden werden. Die Idee des Rechts macht dabey die Grundlage, weil ohne sie gar keine vernunftmäßige Anordnung der Gesellschaft kann gedacht werden. Die Pädagogik beruhet unmittelbar auf den ursprünglichen praktischen Ideen; unter denen jedoch die Idee der Vollkommenheit besonders herauszuheben ist; nicht zwar wegen größerer Wichtigkeit, sondern weil der durch sie bestimmte Theil des Zwecks der Erziehung (Belebung eines vielseitigen Interesse) den größten Aufwand mannigfaltiger Bemühungen erfordert, und weil hierdurch zugleich die Grundlage der übrigen sittlichen Bildung gewonnen wird.

Die Religionslehre gehört hierher, in so fern die Idee von Gott aus den einfachen praktischen Ideen muß zusammengesetzt werden. Allein die Grundlage des Wissens und Glaubens hängt hier dennoch von der Metaphysik ab; daher auch das Weitere von diesem Gegenstande bis dahin wird verschoben werden.

Anmerkung. Die Idee von Gott enthält zuvörderst Weisheit und Heiligkeit, — zusammen genommen innere Freyheit; dann Allmacht, als höchste Vollkommenheit; reine und allumfassende Güte, das Wohlwollen; endlich Gerechtig-

keit, insbesondere die sogenannte distributive, die nichts anderes ist, als Billigkeit in dem Sinne des §. 84. — Mögen nun Diejenigen, welche sich erlauben von den praktischen Ideen geringschätzig zu denken, einmal versuchen, die vorbenannten göttlichen Eigenschaften aus der Idee von Gott herauszunehmen; mögen sie alsdann ihr Residuum ins Auge fassen! Entweder enthält es noch dieselben Grundgedanken, nur unter andern Namen: oder es wird Nichts übrig bleiben als ein nackter, gleichgültiger theoretischer Begriff, wo nicht offenbare Schwärmerey. Mögen sie auch versuchen, eine jener Eigenschaften höher als eine andre, oder über alle etwas Höheres zu stellen; — mancherley entgegengesetzte Künsteleyen können daraus hervorgehn, aber Nichts, was den Lehrer der Religion nicht im Stiche ließe, wenn es darauf ankömmt, Menschen von geradem Verstande mit Ehrfurcht und Vertrauen gegen das höchste Wesen zu erfüllen.

§. 107. Die Religionslehre hängt zwar aufs engste mit der Tugendlehre zusammen, indem beyde dahin wirken, den Menschen zu demüthigen und zu bessern. Allein sie soll auch den in der Besserung begriffenen beruhigen; sie tröstet überdies den unschuldig Leidenden, und erhebt das Gemüth in einen höhern Gedankenkreis. Sie gewährt Feyerstunden, in welchen der Arbeiter sich erholt; sie beschäfftigt und erheitert. Hier trifft sie zusammen mit den schönen Künsten, die von jeher dem Aufschauen zum Höheren ihre edelsten Erzeugnisse widmeten.

II. Von den Künsten und den Kunstlehren.

§. 108. Wie dem Ideal der Tugend die Einheit der Person, so liegt der Vorstellung eines Kunstwerks die Einheit der Wirkung zum Grunde, wozu alle seine Theile beytragen sollen; allein mit einem großen Unterschiede für die Anwendung. Wirkliche Personen sind gegebene Gegenstände; was ihnen zur Tugend fehlt, unterliegt ihrem eignen Tadel, und dem der bürgerlichen und religiösen Gesellschaft. Kunstwerke hingegen sollen erst werden; oder es gab doch eine Zeit, in welcher ihre Production unterbleiben konnte, und vielleicht sollte. Denn das Sollen ist hier ganz problematisch. Der Stoff konnte unbearbeitet bleiben; der Künstler konnte sich anders beschäfftigen; er

konnte seine Neigung bezwingen. Zwar dem ächten Künstler darf man Glück wünschen, wenn er wenig von bloßer Willkür, und dagegen desto mehr Begeisterung, in sich spürt. Aber die Begeisterung kennt weder ihren Ursprung noch ihre Bildungsstufen; sie allein bringt selten ein Kunstwerk zur Vollendung; am wenigsten ist sie im Stande, Aesthetik zu lehren. Wie nach Horazens ars poetica nicht eine einzige horazische Ode würde gedichtet werden, so findet man durchgehends die Reflexionen großer Künstler viel mangelhafter und viel einseitiger, als ihre Werke. Und die Bewunderung der schon vorhandenen Werke ist keine so vollständige Sympathie, daß in ihr die Begeisterung sich wiederfände; das zeigt sich in der Menge verunglückter Nachahmungen, die von den Bewunderern ausgehn. Während nun das vollendete Kunstwerk, nachdem sein Werth entschieden ist, seine Existenz durch sich selbst rechtfertigt, erscheint es v o r dieser Entschiedenheit als etwas Entbehrliches, zufällig Entstandenes; dessen Urheber eine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, die man der Arbeit, wozu er sich entschlossen hatte, füglich versagen kann. Daher bedarf die Willkür dieses Entschlusses (wofern nicht vom bloßen Zeitvertreibe die Rede ist) einer Gunst, welche selten durch das Schöne allein und den darauf gelegten Werth, kann erreicht werden. Wenigstens wo uns zur Betrachtung des Werkes eine länger anhaltende Aufmerksamkeit angemuthet wird, da fordern wir, im Aufmerken unterstützt zu werden durch Abwechselung; wir fordern U n t e r h a l t u n g.

Deshalb mischt sich in allen größern Kunstwerken das Unterhaltende als ein beträchtlicher Zusatz zum Schönen. Hieraus entspringen in allen Kunstlehren eine Menge von Regeln, wie das Unterhaltende zu erzielen, wie seine Gegentheile, das Langweilige, das Anstößige, das Unfaßliche, das Unwahrscheinliche, zu vermeiden seyen. Z. B. die drey

Einheiten im Drama, welche, so sehr sie verdienen, beachtet, und nicht leichtfertig verletzt zu werden, doch offenbar nicht auf Production des Schönen, sondern auf Faßlichkeit und Concentration der Aufmerksamkeit berechnet sind.

Anmerkung. Wer über das Verhältniß des Stoffes und des an ihm dargestellten Schönen in einem Kunstwerke, nachdenken will: der nehme sich ein Beyspiel, dessen Stoff, noch unbearbeitet, in einer andern Darstellung bequem zur Vergleichung vor Augen liegt. Das Beyspiel sey etwan jenes von den kämpfenden Horatiern und Curiatiern; Livius erzählt die Geschichte, Corneille giebt das Drama, und zugleich ein Urtheil darüber. Der Stoff ist günstig; er bietet eine Menge ästhetischer Verhältnisse dar; und, was das Beste ist, diese Verhältnisse stehn in sehr inniger Verbindung, sie machen fast von selbst ein Ganzes. Auf zwey Familien fällt die Last des Kampfes zweyer Völker; während die Frauen davon tief leiden (wiewohl nicht ohne Standhaftigkeit), erhebt sich der Muth der Männer; aber unter diesen hebt der Dichter den Römersinn des Horatiers, dem der Sieg beschieden, bis zu einer Härte und Uebertreibung, die den Schwestermord vorbereitet, und dadurch dem Stücke wahrhaft Einheit giebt; obgleich Corneille selbst — ungerecht, wie es scheint, gegen sein eignes Werk — der Handlung Schuld giebt, sie spalte sich in zwey Theile. Dies ist der Fall beym Livius, wo die Schwester uns erst hintennach begegnet; nicht so im Gedichte, wo sie und ihr Schicksal uns von Anfang bis zu Ende beschäfftigen, und wo der Charakter des Horatiers kunstvoll alles zusammenhält. Kunstvoll wickeln sich die Situationen auseinander; die Verhältnisse wechseln stark, obgleich die Handlung langsam fortschreitet; ächt tragisch verwandelt ein Augenblick den siegprangenden Helden in einen Verbrecher, unterwirft ihn einer Anklage, und verleitet ihn fast zum Selbstmorde. Auch hier scheint der Dichter ungerecht gegen sein Werk; er findet diesen Uebergang gar zu plötzlich, er will eine ausführlichere Darstellung, wodurch jedoch die Glieder des Verhältnisses nicht deutlicher, sondern nur das Eintreten desselben etwas faßlicher hätte werden können. Nur am Ende scheint das Werk nicht kräftig genug; der Richterspruch ist eine Art von Ceremonie, anstatt daß die Schmach, angeklagt zu stehn vor den Seinen und dem Volke, mehr hervortreten, und auch den Schuldigen tiefer verwunden — dennoch aber seinen Sinn nicht brechen sollte. —

§. 109. Aber nicht bloß Unterhaltendes, sondern auch Reizendes, Theilnahme Weckendes, Imponirendes, — Lächerliches, wird dem Schönen beygemischt, um dem Werke Gunst und Interesse zu schaffen. So erlangt das Schöne gleichsam verschiedene Farben; es wird anmuthig, prächtig, tragisch, komisch, — und es kann alles dieses werden,

denn das für sich ruhige ästhetische Urtheil erträgt gleichwohl die Begleitung mancher, ihm fremdartiger Aufregungen des Gemüthes. Die Formen der Kunstwerke werden hiedurch vervielfältigt; und die verschiedenen Denkungsarten und Stimmungen zur Aufnahme des Schönen empfänglicher gemacht. Aber die Kunst kann durch Misbrauch der genannten Zusätze entarten; dann nämlich, wenn sie über dem bloß Interessanten das Schöne vergißt; welches sich durch den Mangel eines bleibenden Eindrucks, einer bleibenden Hochschätzung verräth. Denn alles fremdartige Interesse erkaltet sehr bald; ja die Gunst, die es Anfangs schaffte, verwandelt sich gar leicht in den Verdruß über das willkürliche Machwerk, welches sich anmaaßte mit unsern Gefühlen sein Spiel zu treiben. Die ästhetischen Urtheile allein besitzen den Vorzug der unveränderlichen Dauer, und ertheilen ihn dem Gegenstande, der ihnen entspricht.

Anmerkung 1. Eine Fluth von Schriften, welche mit wahren Kunstwerken nicht bloß die äußere Form, sondern auch den lebhaften Beyfall der Leser für eine kurze Zeit gemein haben, ohne ihn behaupten zu können, — so daß die Verfasser einen großen Ruhm gewinnen und wieder verlieren, — würde zur letzten Hälfte dieses Paragraphen die Beyspiele liefern können. Alles, was durch weichliche Sentimentalität, oder durch seltsame und grausenhafte Phantasmagorie, oder durch Sinnenkitzel, oder auch durch ein Gemenge von dergleichen Materialien, seine Geltung erlangt, muß sich gefallen lassen, verdrängt zu werden durch andre, nicht bessere, aber neue und mit noch flüchtigeren Reizen ausgestattete Machwerke. Soll einmal irgend ein anderes Interesse, als das rein ästhetische, vorwiegen, so muß dies ein historisches, weltbürgerliches, religiöses, kurz ein bleibendes und kein zufälliges seyn (wobey wir für einen Augenblick vergessen dürfen, daß in dem religiösen und weltbürgerlichen doch ein ästhetisches versteckt liegt, und das historische nur relativ bleibend und wesentlich ist, nämlich in so fern sich die Nachkommen für diejenigen interessiren, die sie in irgend einem Sinne als ihre Vorfahren und Angehörigen betrachten). Hier kann Schiller's Wilhelm Tell genannt werden; ein auffallendes Gegenstück zu jenem Werke des Corneille. Ein ganzes Land trägt hier den Druck, und widerstrebt ihm; alle Stände wirken zusammen; jeder thut Etwas, keiner etwas Ganzes; man sieht eine große Bewegung, aber bey so viel aufgeregten Kräften scheint die

Hauptperson kaum nöthig, um das Ziel zu erreichen. Ein unaufhörlicher Wechsel von Scenen erschwert die Zusammenfassung; der Schauplatz ist nicht ein Ort, sondern eine Provinz; eine Menge von Verhandlungen wird dargestellt, die vielfach anders seyn könnten, ohne in der Hauptsache etwas zu ändern. — Ungeachtet dieser höchst lockern Verknüpfung hängt dennoch Alles zusammen, nämlich in dem Einen Hauptinteresse, welches der Geschichte eigen ist. Die Größe des Gemäldes und die Wichtigkeit des Gegenstandes entschädigen uns wegen der dramatischen Mängel.

Anmerkung 2. Es ist hier nicht der Ort, über Kunstgeschichte zu reden, die in Ansehung der Sagenkreise, welche den Künsten ihren Stoff darbieten, und der Sitten, welche das für schicklich oder unschicklich gehaltene verschiedentlich begränzen (z. B. in den Verhältnissen des weiblichen Geschlechts), zunächst psychologische Betrachtungen erfodert. Nur das mag bemerkt werden, daß die Künste selbst mehr ernst oder mehr spielend mit dem Gedankenkreise jedes Zeitalters umgehn. Die Plastik hat den Ernst der wahren Geschichte; sie errichtet dem Heloen der nächst vorhergehenden Zeit sein Denkmal; während ihn die dramatische Poesie noch nicht wagt auf die Bühne zu bringen, weil für poetische Licenzen die Wirklichkeit noch zu nahe steht. In der Musik ist der Künstler wenigstens aufrichtig; er schreibt in seinem Geschmack, und versetzt sich nicht leicht in den eines Andern. Die Architektonik dagegen ist nach Belieben griechisch oder gothisch; und die Poesie versetzt sich in die Fremde, wohin es auch sey, wenn sie nur darauf hoffen kann, daß ihr die eben vorhandene Laune des Zeitalters willig folge; — eine Laune, die oft genug das Regelmäßige verschmäht, um sich am Seltsamen zu ergötzen; und welcher sich nur zu oft eine dienstbare Begeisterung zuvorkommend bezeigt.

§. 110. Der Stoff und das ihm eigene Interesse, dient in der Regel zum Verbindungsmittel (gleichsam zum Gerüste) für ein sehr mannigfaltiges, daran gefügtes Schönes. Die Einheit eines Kunstwerks ist nur selten eine ästhetische Einheit; und man würde in sehr falsche Speculationen gerathen, wenn man sie allgemein dafür halten wollte. Ein Gemälde enthält ästhetische Verhältnisse der Farben: diese bestehen für sich. Es enthält ästhetische Verhältnisse der Gestalt, der Zeichnung; diese bestehen wieder für sich; sie hätten selbst ohne bunte Färbung, (in getuschter Manier, oder im schwarzen Kupferstich) erscheinen können. Es enthält endlich ästhetische Verhältnisse in dem dargestellten Gedanken; diese sind poetischer Art; vielleicht vom Dich=

ter entlehnt, oder sie können doch durch Worte, abgesondert von dem begleitenden räumlichen Schönen, ausgesprochen werden. Nun beruht allerdings der Werth des Gemäldes nicht bloß auf der Summe jener verschiedenartigen Schönheiten, sondern auch auf deren schicklicher Verbindung. Z. B. dem tragischen Gedanken entspricht das düstere Colorit, und der kühne Wurf in der Zeichnung; dem heitern, lachenden Gedanken schmiegt sich an die Helligkeit der Tinten, die zierliche Ausarbeitung aller Theile, vielleicht selbst die niedliche Kleinheit des Formats. Allein dies Schickliche ist dennoch, ästhetisch betrachtet, etwas Untergeordnetes, und welches vielmehr an der Beschaffenheit des Stoffes hängt, als an irgend einer Gattung des in ihm dargestellten mannigfaltigen Schönen. Die Farbe konnte nicht hinweisen auf die Zeichnung; die gefällige Form noch weniger auf den Gedanken; der Gedanke eben so wenig auf das Ebenmaaß der Figuren; der vielseitig gebildete Geist des Künstlers war es, welcher alle diese Schönheiten an Einer Stelle versammelte. Wo nun die Begeisterung das richtige Gefüge des Mannigfaltigen und Ungleichartigen von selbst trifft: da bedarf es keiner Aesthetik; sondern nur da, wo der Künstler bedenklich wird, wo er sich in Reflexionen verwickelt, die er nicht zu endigen, in Fragen, die er nicht mit Sicherheit zu lösen weiß. Und hier würde das Verdienst der Aesthetik desto größer seyn, wenn sie nicht sowohl die höchsten, als die mittlern Stufen und Bedingungen der Production, — die richtige Vorzeichnung, die Anlage des Werks gegen Fehlgriffe zu sichern im Stande wäre. Die letzte Feile anzubringen ist leicht, wenn das beynahe vollendete Werk schon ein entschiedenes Urtheil für sich hat; aber es ist schwer, peinlich, unnütz, wenn sich ein Fehler fühlbar macht, den man entweder nicht genau angeben kann, oder der sich mit dem Ganzen unzertrennlich verwachsen zeigt.

Anmerkung. Die Ungleichartigkeit dessen, was einem Kunstwerke die Einheit giebt, mit den ästhetischen Verhältnissen selbst, die seine Hauptbestandtheile ausmachen, zeigt sich sehr klar in der Thierfabel; wo der eigentliche Sinn, in dem Kreise der menschlichen Angelegenheiten, das gesammte anschauliche Mannigfaltige hingegen, worauf das Poetische der Darstellung beruht, außerhalb dieses Kreises, in der Thierwelt liegt. Man erinnere sich an Reineke Fuchs, die größte, schönste (von Göthe mit der Fülle des epischen Lebens ausgestattete) Fabel solcher Art. Der Gegenstand derselben ist die Frage: wie machen es die Verbrecher, unter schwachen Regierungen der Strafe zu entgehn? und die Antwort: sie benutzen die Begierden, worin die Schwäche der Mächtigen besteht. Dieser Gedanke ist an sich nicht im mindesten poetisch oder ästhetisch; gleichwohl liegt er der ganzen Erzählung zum Grunde. Das herrschende ästhetische Verhältniß aber liegt hier, wie in so vielen komischen Kunstwerken, in der Idee der Vollkommenheit (§. 91.). Es ist die Schlauheit des Fuchses, welche als Stärke gefällt. Gegenüber steht ein Analogon der Billigkeit, indem die Thoren ihren Schaden sich selbst zuziehn. Mit der größten Sorgfalt aber muß in Erzählungen solcher Art verhütet werden, daß kein höheres moralisches Interesse sich spanne, und sich beleidigt finde; und daß keine Theilnahme für die Leidenden erwache.

§. 111. Nach dem Vorstehenden kann es nicht befremden, wenn man die Kunstwerke auf eine Weise eingetheilt findet, die keine strenge Nothwendigkeit der Sonderung anzeigt, weil ihr keine wahrhaft ästhetischen Unterschiede zum Grunde liegen. Sehr bekannt ist die Eintheilung der Poesie in die epische, dramatische, lyrische und didaktische. In der epischen herrscht das Unterhaltende einer Begebenheit vor; in der dramatischen die Theilnahme für Personen; in der lyrischen das Gefühl, welches der Dichter ausdrückt, in der didaktischen die Meinung, deren Gewicht er gelten macht. Man bemerkt bald, daß diese Unterschiede nicht der Poesie allein angehören; daß theils andere Künste, theils kunstlose Gegenstände daran Theil haben. Vom Homer kann man zum Ariost, vom Ariost zu arabischen Mährchen, vom Mährchen zu gewöhnlichen Romanen, ja zu bloßen Geschichten herabsteigen, und immer noch in der Sphäre des Unterhaltenden bleiben. Die Opernmusik, lyrisch im Einzelnen, ist unterhaltend im Ganzen; ein mährchenhafter Text paßt ihr besser als ein ächt tragischer oder hochkomi=

scher. Die Arabesken-Malerey ist ebenfalls unterhaltend; die Landschaftsgemälde sind es um so mehr, je mannigfaltiger das Auge in ihnen lustwandelt. Dagegen giebt es auch tragische Gemälde und Bildsäulen (z. B. den Laokoon); und komische (wie die hogarthschen); es giebt viele lyrische, welche irgend eine Gemüthsbewegung darstellen; es giebt didaktische, wohin die Portraits gehören. — Man kann Schiller's Wallenstein ein dramatisirtes Epos nennen, ohne damit gerade einen Tadel auszusprechen; wenigstens fragt sich noch, ob nicht das Unterhaltende einer großen Begebenheit neben dem theilnehmenden Interesse an den Personen bestehen könne.

Führt man die obige Eintheilung auf eine frühere in objective und subjective Poesie zurück: so erscheint nicht bloß die didaktische, sondern auch die lyrische Poesie zweifelhaft, indem alles Schöne objectiv ist, schon nach seinem ersten Grundbegriff. Aber die Eintheilung trifft überhaupt nicht das Schöne als solches.

§. 112. Die epische und die dramatische Poesie schöpfen ihre eigentlichen ästhetischen Elemente aus den nämlichen Quellen; sie benutzen gemeinschaftlich Charaktere, Handlungen, und Situationen.

Die Handlung beruht darauf, daß ein Zustand der Dinge dargestellt werde, der nicht so bleiben kann, wie er liegt. Hier unterscheidet man leicht Anfang, Mittel, und Ende. Das Ende wird der große Dichter nicht, als ob es überraschen sollte, herbeyführen (ein solcher Eindruck wäre flüchtig); sein Werk bekommt daher das Ansehen einer recht deutlichen Erklärung, wie Alles gekommen sey, ja wohl habe kommen müssen. Er schaltet ein; er entwickelt langsam und pünctlich. Zuerst treten die Personen auf; sie *wollen* etwas; man lernt sie theilweise kennen. Zweytens *müssen* sie weiter; es entsteht Noth, und die *Personen* gerathen in Situationen. Drittens zeigt sich eine unge-

wisse Lage der Dinge, deren Gang die Personen nicht bestimmen können. Viertens: die Katastrophe läßt sich vermuthen; denn die Hauptpersonen versuchen, durchzugreifen, während die Nebenpersonen zurücktreten. Fünftens: die Katastrophe ereignet sich, breitet sich aus, ergreift eine Person nach der andern, bis Ruhe eintritt. Diese Reihenfolge giebt dem Drama fünf Acte; sie läßt sich aber auch ziemlich deutlich, nur mit noch mehrern Einschaltungen, an der Ilias und Odyssee nachweisen. In dramatischen Werken ist jedoch nicht immer (wie der Name vermuthen läßt) die Handlung das Wichtigste, sondern oft überwiegen die Charaktere, zuweilen die Situationen. Nur die Komödie kann (wenn sie nicht satyrisch ist) sich dem Ernst der Charakter=Entwickelung weniger hingeben; sie neigt sich zur Intrike, während die Tragödie durch Intriken leicht zu bunt wird, und mit der Einfachheit zugleich an Würde verliert. Was den Zusammenhang der Charaktere mit der Handlung anlangt, so ist wohl die wichtigste Regel jene des Aristoteles, daß nicht eigentliche Bosheit, sondern ein Fehltritt eines rüstigen Charakters (nicht eines schlaffen Menschen) die Katastrophe herbeyführen soll. Man dürfte vielleicht hinzufügen: das Ende soll diesem Fehltritte angemessen seyn, aber nicht ohne Motiv etwas Ueberflüssiges enthalten. Die poetische Gerechtigkeit soll nicht mangeln, jedoch auch nach keiner Seite zu viel thun; und eben so wenig mit Leichen freygebig seyn, als mit Glücksgütern für die zuvor leidende Tugend. (Schiller's Don Cesar in der Braut von Messina giebt sich sehr besonnen, und desto unnöthiger, den Tod, anstatt als Büßender zu leben; während der Oedipus tyrannus des Sophokles in höchster Verzweiflung sich nur der Augen beraubt.)

§. 113. Ein Hauptunterschied der epischen und dramatischen Poesie entsteht daraus, daß die letztere, eben weil sie einen Theil der Handlung auf die Bühne bringt,

einen andern nur erzählen oder andeuten kann. Der dunkle Hintergrund gestattet manches Geheimnißvolle im Drama, was der epische Dichter eben so sorgfältig, wie Homer den Olymp, würde beleuchten müssen. Allein es giebt auch ein Verhältniß zwischen dem Hintergrunde und der hervorgehobenen Handlung. Zuviel Erzählung dehnt und verzögert (so in Göthe's Iphigenie); zuviel Wichtigkeit dessen, was man im Hintergrunde erwartet, verkleinert die Hauptperson, (besonders wenn sie nicht größer ist als Göthe's Eugenie.)

Je länger das Werk, desto langsamer müssen sich die Charaktere entwickeln, damit diese Hauptquelle des Schönen nicht versiege. Dies gilt natürlich weit mehr dem Epos als dem Drama. Achill und Odysseus zeigen sich erst gegen das Ende in ihrer ganzen Stärke; während Schiller's Wallenstein und Göthe's Tasso gleich Anfangs auf der Höhe stehn.

§. 114. Von der lyrischen Poesie läßt sich die didaktische nicht allgemein trennen; so wenig als sich Meinungen von Gesinnungen und Gefühlen sondern können. Die lyrische Poesie ist auch keinesweges bloß subjectiver Erguß des Dichters; sie wird oft genug dramatischen Personen in den Mund gelegt, und dient, um diese, und ihre Stellung, zu bezeichnen. Religiöse Gesänge, und eben so das Lob der Helden, Kämpfer, Sieger, Herrscher, oder die Trauer und die Sehnsucht, ermangeln nicht der Gegenstände und Verhältnisse, die sie darstellen können. Aber je kleiner das Ganze, desto mehr bedeutet jedes Einzelne. Daher treten hier Sprache und Rhythmus noch weit mehr hervor als im Epos und Drama. Der kühnste Ausdruck muß zugleich der treffendste seyn; und das bewegte Gefühl sich wiegen auf dem Rhythmus der Verse und Strophen. Uebrigens gehn die Gattungen der Poesie, und zum Theil ihnen analog die Gattungen der übrigen Künste, in

unzählige Arten auseinander; und schwerlich wird Jemand unternehmen, der Mannigfaltigkeit der Kunstformen veste Gränzen zu setzen.

§. 115. Auf die ganze bisherige Darstellung wird mehr Licht fallen, wenn wir zur Vergleichung die alte Ansicht daneben stellen, welche bis in die neueste Zeit einen unverkennbaren Einfluß behauptet hat.

Platon und Aristoteles stimmen darin zusammen, daß sie das Wesentliche der Kunst in der Nachahmung suchen. Der letztere vergißt auch nicht anzumerken (gleich im Anfange seiner Poetik), daß die Nachahmung eben sowohl auf das Gleichgültige, und auf das Schlechte, als auf das Schöne und Gute gehe. Wobey sogleich die Fragen entstehn: was für einen Werth hat die bloße Nachahmung? was für einen Werth insbesondere die Nachahmung des Gleichgültigen und Schlechten? Und welcher Künstler wird bloßer Nachahmer seyn wollen; da ja alle das Nachgeahmte zu vergrößern, zu übertreffen, und mit der kühnsten Phantasie der wirklichen Welt zu entrücken suchen; welches offenbar ein Fehler wäre, wenn in der Nachahmung das Gesetz der Kunst bestände. Endlich was kann denn unsre heutige Musik nachahmen; die schlechterdings kein Vorbild in der Natur antrifft, und die fast immer, wo sie es unternimmt etwas zu malen, von ihrer Würde herabsinkt?

Alle diese Fragen beantworten sich von selbst, — aber auch die Untauglichkeit des Princips der Nachahmung für die Aesthetik verräth sich sogleich, — wenn man bemerkt, daß in der Nachahmung ein Reiz zur Lebensthätigkeit liegt. Hierin kommt die Kunst des schnödesten Possenreißers oftmals der edelsten Kunst des Dichters ganz nahe; und eine gemeine Tanzmusik zeigt sogar deutlicher, als die erhabenste Fuge, was die Musik nachahme — nämlich den Fluß der menschlichen Bewegungen,

Vorstellungen und Empfindungen. Mit einem Worte: es ist der psychische Mechanismus, den alle Künstler aus demselben Grunde studiren sollten, aus welchem die Maler und Bildhauer sich das Studium der Anatomie angelegen seyn lassen, — nicht um das Schöne, sondern um das Natürliche hervorbringen zu lernen. Denn diese Art von Natürlichkeit, welche den Lauf des psychischen Mechanismus nachahmt, ihm entspricht, und eben dadurch ihn anregt, — fodert man von jedem Kunstwerke zuerst; und das drückt man populär so aus: das Kunstwerk soll lebendig seyn und belebend wirken.

Aber aus demselben Grunde, aus welchem Platon die Dichter nicht in seiner Republik dulden wollte, — und der ist in der That nur der, daß der Lebensreiz der Natürlichkeit dem Schlechten eben sowohl als dem Schönen und Guten eigen ist, — muß man das Princip der Nachahmung in der Aesthetik, zwar nicht ganz verwerfen, aber unterordnen. Auch geschieht das wirklich; nur allmählig. Mit den homerischen Göttern, die dem Platon so anstößig waren, wird heut zu Tage kein Dichter mehr Glück machen; auch das Schicksal ist auf unsern Bühnen nicht einheimisch; es wird bald entfliehen. Und wenn die Kunst sich vollends wird gereinigt haben, dann wird Niemand mehr Bedenken tragen, die praktische Philosophie in die Mitte der Aesthetik zu stellen.

Schluß-Anmerkung zu diesem Capitel. Bey allen Kunstwerken entsteht die Frage, in welchem Grade von Strenge sie auf Einheit Anspruch machen. Denn daß sie die Auffassung nicht zerstreuen, das Urtheil nicht theilen dürfen, wenn eine große Wirkung von ihnen ausgehn soll, liegt am Tage. Man unterscheide nun:

Architektonik,	schöne Gartenkunst,
Plastik,	Malerey,
Kirchenmusik,	unterhaltende Musik,
Classische Poesie,	romantische Poesie;

und man bemerkt sogleich, daß auf der einen Seite Kunstgattungen stehn, die sich von allen Seiten zeigen, und der Untersuchung darbieten; auf der andern Seite solche, die etwas in

Halbdunkel stellen, keine Vollständigkeit des Nachsuchens gestatten, wohl aber allerley Verzierung sich aneignen mögen, wenn man wegen des Zusammenhangs mit dem Ganzen nur nicht zu genaue Rechenschaft fordert. Die erste Classe fordert die Kritik heraus, vor der nur die seltensten und höchsten Kunstschöpfungen bestehn; die zweyte gewinnt Liebhaber und Bewunderer, welche rühmen, sich eines heitern Spiels erfreut, von gemeiner Sorge befreyt, ja zum Unendlichen erhoben gefühlt zu haben; daher es am Ende fast zweifelhaft scheint, welche von beyden Classen dem Ideal näher stehn. Wirklich können diejenigen zweifelhaft werden, die es der Kunst zur Pflicht machen, daß sie irgend etwas ausdrücken solle. Gerade aber da, wo es darauf ankommt, das Höchste auszudrücken, wo es also die Kunst nicht erniedrigen kann, sich zum Zeichen für etwas außer ihr herzugeben, — bey religiösen Gegenständen, macht der ächte Künstler an sich selbst die strengsten Ansprüche, und erlaubt sich am wenigsten, in fremdartige Verzierungen auszuschweifen.

Jedoch darf die Strenge gewisser Kunstgattungen nicht die Kunst selbst beschränken. Sucht einerseits die Kunst, gegenüber der Natur, Wahrheit und Leichtigkeit: so verschmäht sie, wo die Natur nicht ihr nothwendiger Maaßstab ist, auch nicht Schmuck und Putz, um sich neu und geistreich zu zeigen. Der Stil aller Nationen und Zeiten muß ihr dabey dienstbar werden.

Vierter Abschnitt.

Einleitung in die Metaphysik.

Erstes Capitel.

Nachweisung der gegebenen, und zugleich widersprechenden, Grundbegriffe.

§. 116. Die gleich zu Anfange aufgestellten Zweifel (§. 19 — 28) haben schon den Glauben wankend gemacht, als ob unsre Erfahrung, so wie sie im gemeinen Verstande vorgefunden, und durch empirische Wissenschaften erweitert wird, ein zuverlässiges Wissen darböte. Es ist jetzt nothwendig, einen schärfern Blick auf das Obige zurückzuwenden, damit fürs erste der Zweifel sich in eine bestimmte Kenntniß der metaphysischen Probleme verwandele.

Außer der Kenntniß der Probleme soll auch noch eine Leichtigkeit gewonnen werden, den langen Weg der Untersuchung, wodurch die Probleme gelöst werden, ohne Ermüdung zurückzulegen. Schon deshalb würde eine vorbereitende, mehrseitige Beschäfftigung mit den metaphysischen Gegenständen anzurathen seyn; wenn es auch nicht Pflicht wäre, die beschränkende Angewöhnung an die Vorstellungsarten eines einzigen Systems zu vermeiden.

Anmerkung. Die scholastische Philosophie, die sich in den Schriften der Wolffischen Periode noch größtentheils wiederfindet, hatte die eigentlichen Anfänge der Speculation verloren über einer Tradition aus alter Zeit, deren Ursprung sie nicht begriff; und

Kant ließ bey seinem kritischen Geschäffte manche vorgefundene Irrthümer stehen. Platon und die Eleaten, in ihrem Streite gegen die Lehren vom beständigen Flusse der Dinge, und Fichte in unserer Zeit, haben Widersprüche nachgewiesen, jene in den Formen der äußern, dieser in denen der innern Erfahrung. Hier sind die verlornen und oft verkannten Anfänge der Metaphysik.

Aber (so wendet man ein), wie können denn die Erfahrungsbegriffe wirklich gedacht, und von Jedermann gedacht werden, die unmöglich sind, die sich widersprechen? — Es ist seltsam, daß ein solcher Einwurf ernstlich vorgebracht werden kann von Männern, deren Jeder vielmals seinen Gegner gesucht hat ad absurdum zu führen. Der Gegner könnte sagen: was ich wirklich denke, das muß denkbar, also kann es nicht absurd seyn. Auf die Weise wären alle Irrthümer gerechtfertigt. — Und wäre man denn verlegen um die Antwort, die einem solchen Gegner gebührte? Man würde ihn auf sein dunkles, verworrenes Denken aufmerksam machen, in welchem er die widerstreitenden Merkmale nicht gesondert, also nicht verglichen hatte; gleich einem Träumenden, der das Ungereimteste wirklich träumt, beym Aufwachen aber diese Wirklichkeit keineswegs für einen Beweis von der Denkbarkeit des Geträumten hält.

§. 117. Die erhobenen Zweifel waren von zweyerley Art. Die erstern traten der Meinung entgegen, als ob wir durch die Sinne eine Kenntniß von der wahren Beschaffenheit der Dinge zu erlangen hoffen dürften. Die folgenden betrafen die Form der Erfahrung, und es wurde der Verdacht erregt, daß diese Form überhaupt nicht gegeben, sondern ersonnen sey.

In Ansehung des Ersten wird sich leicht der Zweifel in die Gewißheit verwandeln lassen, daß wir das Was der Dinge nicht erkennen, wenigstens nicht auf dem Wege einer, auch noch so weit fortgesetzten Erfahrung und Beobachtung. Dazu gehört nur eine bestimmtere Erneuerung der schon oben angedeuteten Reflexionen.

Was hingegen die Formen der Erfahrung betrifft: so ist eben die Consequenz, mit welcher oben die sämmtlichen Formen zugleich angegriffen sind, das sicherste Heilmittel wider diese Art des Zweifels. Man erträgt es allenfalls, die eine oder die andre Form, z. B. der Causalität, oder

der Zweckmäßigkeit, ernstlich in Verdacht zu nehmen: wer aber sich auf einen Augenblick überwinden wollte, sich alle seine einfachen Empfindungen als eine völlig formlose, chaotische Masse vorzustellen, den würde sehr bald die Nothwendigkeit, ihnen die längst bekannten Formen von neuem beyzulegen, von allen Seiten ergreifen; und es würde von dem vorigen Zweifel nichts anders als die sehr gerechte Verwunderung übrig bleiben: wie es möglich sey, so mannigfaltige Formen jeden Augenblick wirklich wahrzunehmen, die doch in der That weder für sich allein, noch in der Materie des Gegebenen können angetroffen werden. — Indem man nun diese, allerdings schwierige, aber die Grundlage der Metaphysik gar nicht berührende, vielmehr lediglich psychologische Frage noch auf lange hin bey Seite setzt; indem man zugleich zur vesten Anerkennung der Thatsache zurückkehrt, daß die Formen gegeben, und für jeden einzelnen sinnlichen Gegenstand auf eine ihm eigne, bestimmte Weise gegeben sind: findet man sich dadurch zuvörderst wieder auf den Standpunct der gemeinen Welt-Ansicht zurückversetzt; allein es wird sich zeigen, daß uns Begriffe durch die Erfahrung wirklich aufgedrungen werden, welche sich dennoch nicht denken lassen; daß wir das Gegebene nicht als ein solches behalten können, als welches es sich vorfindet, daß wir folglich, da das Gegebene sich nicht wegwerfen läßt, es im Denken umarbeiten, es einer nothwendigen Veränderung unterwerfen müssen: welches eben die Absicht der Metaphysik ist.

Anmerkung. Sehr viele Menschen bleiben während ihres ganzen Lebens auf dem Standpuncte der gemeinen Erfahrung; andre erheben sich darüber mehr oder weniger; die meisten finden eine materielle, veränderliche Welt, ja den Wechsel in ihrer eignen Person, ganz ohne Anstoß begreiflich. In diesem Sinne ist es wahr, daß Erfahrung nicht auf eine erste Ursache, eben so wenig auf Selbstbestimmung, eben so wenig auf absolutes Werden hinführe, noch auf irgend eine andre von den hier zu behandelnden Vorstellungsarten der Speculation. Wer

nicht denkt, für den bleibt Vieles denkbar, was für den Denker undenkbar ist; und die Erfahrung führt ihn nicht darüber hinaus. Selbst sehr vorzüglichen Geistern ist es begegnet, daß sie den Anfang ihrer Gedanken aus den Augen verloren, und sich nicht wieder darauf besinnen konnten.

Daraus hat sich erst eine Verwunderung, woher doch die speculativen Begriffe stammen möchten? — und allmählig eine immer vestere Behauptung gebildet, es gebe noch eine andre Quelle des Wissens, unabhängig von der Erfahrung, und was aus beyden komme, das stimme nicht durchgehends zusammen, sondern aus der Mischung seyen allerley Mishelligkeiten entsprungen. Darauf hat man denn auch die hier im Folgenden anzugebenden Widersprüche gedeutet; ohne übrigens sich auf eine pünctliche Untersuchung einzulassen.

§. 118. Das Was der Dinge wird uns durch die Sinne nicht bekannt. Denn

Erstlich: die sämmtlichen, in der Wahrnehmung gegebenen Eigenschaften der Dinge sind relativ. Die Umstände mischen sich nicht bloß ein in die Wahrnehmung (wie im §. 20. bemerkt ist), sondern bestimmen sie dergestalt, daß die Dinge diese Eigenschaften ohne diese zufälligen Umstände gar nicht haben würden. Ein Körper hat Farbe; aber nicht ohne Licht: was ist nun diese Eigenschaft im Dunkeln? Er klingt; aber nicht ohne Luft: was ist diese Eigenschaft im luftleeren Raume? Er ist schwer; aber nur auf der Erde; auf der Sonne wäre seine Schwere größer; im unendlichen leeren Raume wäre sie nicht mehr vorhanden. Er ist zerbrechlich, wenn man ihn bricht: hart oder weich, wenn man in ihn eindringen will; schmelzbar, wenn Feuer dazu kommt; — und so giebt keine einzige Eigenschaft dasjenige an, was er, ganz ruhig gelassen, für sich selbst ist.

Zweytens: die Mehrheit der Eigenschaften verträgt sich nicht mit der Einheit des Gegenstandes. Wer auf die Frage: was ist dies Ding? antworten will, der antwortet durch die Summe seiner Kennzeichen; nach der Formel: dies Ding ist a und b und c und d und e. Wollte man diese Antwort buchstäblich nehmen, so wäre sie un=

gereimt, denn die Rede war von Einem, also nicht von Vielem, das bloß in eine Summe sich zusammenfassen, aber zu keiner Einheit sich verschmelzen läßt. Aber man soll die Antwort so verstehen, das Ding sey der Besitzer jener Eigenschaften, und an denselben zu erkennen. Eben darum nun, weil man es erkennen muß an dem, was es *hat*, und nicht durch das, was es *ist*: sieht man sich gezwungen zu gestehen, daß das Ding selbst, der Besitzer jener Kennzeichen, unbekannt bleibt.

Diese Betrachtung aber ist selbst nur die Vorbereitung zu einer andern, welche bald folgen wird (im §. 122).

§. 119. Wäre es auch unbegreiflich (nach §. 23 und 24), wie wir Gestalt, Größe, Solidität der Körper, sammt dem Vorher und Nachher der Ereignisse, erkennen mögen: so steht dennoch Alles in bestimmten räumlichen und zeitlichen Begränzungen vor uns, die wir zwar wohl durch Abstraction ganz hinwegheben, aber durch kein willkürliches Vorstellen so umwandeln können, daß uns jetzt andre und entgegengesetzte Begränzungen statt der vorigen erschienen. Auch ist uns unmöglich, die Körper für bloße Oberflächen zu halten, denn sie erscheinen uns als *Etwas* (das Erscheinende ist positiv bestimmt); unter einer Fläche aber verstehen wir eine bloße Gränze (die sich nur durch Negation denken läßt); so daß wir genöthigt sind, das Etwas als ein Ausgedehntes, Solides, zwischen die Oberflächen hineinzudenken.

Allein dieses Denken ist nicht einig mit sich selbst! Das Ausgedehnte soll sich dehnen durch viele, verschiedene, außer einander liegende Theile des Raums; hier erinnert schon der Ausdruck, daß Eins, welches sich dehnt, dasselbe seyn soll mit dem Vielen, worin es durch die Dehnung zerreißt. Indem wir *Materie* denken, beginnen wir eine Theilung, die wir ins Unendliche fortsetzen müssen, weil jeder Theil noch als ein Ausgedehntes soll gedacht werden.

Eine bestimmte Angabe dessen, was wir eigentlich gedacht haben, ist hier unmöglich; denn unsre Vorstellung der Materie ist jederzeit noch im Werden begriffen, sie wird niemals fertig. Wir begnügen uns also mit der allgemeinen Formel, und erklären die Materie für das, was immer noch weiter getheilt werden könne.

Nun ist zwar offenbar, daß wir im Denken von der Einheit (dem Theilbaren) angefangen haben, und zu dem Vielen (den Theilen) allmählig fortgeschritten sind. Dennoch liegt es nicht im Begriffe der Materie, daß das wirkliche Ding, der Körper, auch so aus einer zerfließenden Einheit erst erzeugt werde, sondern daß es vorhanden sey ohne Vermehrung der Theile; vorhanden als die Summe aller Theile, deren jeder für sich bestehen könne, unabhängig von den übrigen Theilen; welches gerade die Theilung selbst beweisen werde. Denn man kann theilen wo und wie vielfach man will; immer wird das Getrennte gerade dasselbe seyn und bleiben, wie zuvor in der ihm völlig zufälligen Anhäufung.

Dieses unabhängige Daseyn aller materiellen Theile nun erreichen wir im Denken niemals, so lange wir die Theile erst durch die Theilung aus dem Theilbaren hervorgehn lassen; wie es doch der Begriff des Ausgedehnten, des Raum-Erfüllenden mit sich bringt. Wir erreichen demnach niemals das, was, unserer Meinung nach, an der Materie wahrhaft Ist; denn wir kommen nie zu allen Theilen, nie zu den letzten Theilen, weil wir die Unendlichkeit der aufgegebenen Theilung sonst überspringen müßten.

Anmerkung. Es ist der Mühe werth, den Gegenstand etwas ausführlicher darzustellen, und die Begriffe mehr zu entwickeln. — Es reicht nicht hin, daß man sich das Theilen als eine endlose Arbeit vorstelle. Vielmehr, noch ehe man durch den vorliegenden Klumpen den ersten, bestimmten Schnitt herdurchführt, liegt die unendliche Möglichkeit am Tage, daß man diesen nämlichen Schnitt auf unendlich vielfache Weise anders herdurchführen könnte. Hiermit ist wirklich die ganze, unendliche Theilung auf einmal vollzogen; und man hat die letzten Theile er=

reicht, nämlich in Gedanken; worauf es allein ankam. Aber, indem man sich die Frage vorlegt: was sind nun diese Theile? erfolgt die Antwort: jeder Theil muß gleichartig seyn dem als gleichartig gedachten Ganzen. Es ist aber eben in so fern als gleichartig gedacht worden, wiefern dasselbe Materie ist, um deren Qualität man sich übrigens hier nicht kümmert. Also: jeder Theil ist wiederum Materie. Demnach ist er ausgedehnt; und kann wiederum getheilt werden. Durch diese Betrachtung wird nun die vorige Voraussetzung der schon fertigen Theilung umgestoßen; man beginnt von neuem zu theilen, und geräth hiemit in einen Zirkel, der keinen Ruhepunct darbietet. Daraus sollte man nun sogleich schließen, wie schon Leibnitz schloß: Es ist falsch, daß Materie zuletzt wieder aus Materie bestehe; ihre wahren Bestandtheile sind einfach. Und so ist es der Wahrheit gemäß. Aber diese Wahrheit verstand selbst Leibnitz nicht vestzuhalten; und Kant versuchte es nicht einmal; aus einem geometrischen Grunde, der hier sogleich folgt.

Wollen wir rückwärts versuchen, von dem Einfachen auszugehn, und aus ihm die Materie eben so im Denken zusammenzusetzen, wie sie aus ihm wirklich bestehn mag: so fragt sich, wie viele Einfache wir wohl zusammen nehmen müßten, um von ihnen einen endlichen Raum anzufüllen? Offenbar müßte die vorige Unendlichkeit jetzt rückwärts übersprungen werden; denn wir haben hier nur Zusammensetzung anstatt der vorigen Theilung. — Aber die Geometrie verbietet uns sogar, den Raum aus Puncten, also das Raum-Erfüllende aus einfachen Theilen zu construiren. Es kann also die Materie gar nicht aus dem Einfachen bestehen, denn es giebt überall keinen Uebergang von dem Einfachen zum Ausgedehnten.

Wenn dieses wahr ist, und sich hier in die Anwendung der Geometrie nicht irgend ein Misverständniß einmischt: so haben wir nun in der Materie den doppelten, vollständigen Widerspruch: erstlich, einer endlichen Größe, welche ist eine Menge unendlich vieler Theile; zweytens, eines Etwas, welches wir uns als ein Reales vorstellen, obgleich wir das wahrhaft für sich bestehende Reale (die letzten Theile) nie erreichen, vielmehr immer an der ihm zufälligen, nichtigen Form der Aggregation kleben bleiben, ja

sogar aus dem vorausgesetzten Realen zu dem erscheinenden Etwas im Denken niemals zurückkehren können. — Ein endliches Reales meinten wir zu haben, indem wir Materie sahen und fühlten; die Unendlichkeit schiebt sich in das Endliche hinein, und doch kann sie den endlichen Umfang nicht vergrößern; die Realität weicht zurück, sie verliert sich im Unendlich-Kleinen, und wenn sie selbst da noch wäre, wir könnten sie eben so wenig als Grundlage des vor uns stehenden Realen gebrauchen, als wenig wir geneigt sind, diese Realität fahren zu lassen, und die Materie für bloßen Schein zu erklären.

Wenn nun auch die Philosophen Recht hätten, welche der Materie eine endlose Fülle von Theilen ernstlich zugestanden, sie selbst aber dagegen für bloße Erscheinung (einen beständigen, gesetzmäßigen Schein) erklärt haben: so wäre eben damit bewiesen, daß man den gemeinen Erfahrungsbegriff der Materie einer Veränderung im Denken habe unterwerfen müssen.

Anmerkung. Der Verdacht, daß sich hier in die Anwendung der Geometrie auf die raumerfüllende Materie ein Misverständniß einmische, ist gegründet. Die Nachweisung davon gehört nicht hierher; wohl aber ist hier der Ort, an die (im §. absichtlich übergangene) veränderliche Dichtigkeit der Materie zu erinnern. Diese tritt in unserer heutigen Chemie so auffallend hervor, daß schon die Erfahrung auf den Gedanken führen sollte, die Materie sey kein bestimmtes räumliches Quantum, also möge wohl dem Realen, was ihr zum Grunde liegt, die Räumlichkeit überhaupt nicht wesentlich zugehören. Die Alten waren in Betrachtungen dieser Art nicht geübt, weil ihnen die Thatsachen fehlten. Daher findet Sextus Empiricus (Pyrrh. Hyp. III, 6.) es ungereimt, daß ein Becher Schierlingssaft mit zehn Bechern Wasser gemischt, sich darin gleichmäßig vertheilt, also einen zehnfach größern Raum einnimmt, als ihm zukommt.

Andre Schwierigkeiten findet Sextus in der Berührung; und auch dieser Gegenstand muß durchdacht werden. Die Berührung soll nicht Durchdringung seyn, weder des Ganzen, noch einiger Theile; auch nicht der Oberflächen. Und wenn man der Oberfläche zwey Seiten giebt, eine, an welcher die Berührung geschieht, eine andre entgegengesetzte, mit welcher sie gegen den Körper gekehrt ist, dem sie zugehört; wie wird man vermeiden, ihr eine Dicke zu geben? — Für denjenigen, der die metaphysischen und psychologischen Untersuchungen über die Reihenformen

als Producte unseres Vorstellens noch nicht kennt: verwickeln sich diese Betrachtungen noch mehr durch die Berührungen höherer Ordnungen in der neuern Geometrie; und durch die Anziehungen glatt geschliffener Körper. — Die Auflösung des Räthsels wird hier, (und eben so in den folgenden Paragraphen,) deswegen noch verschwiegen, weil man sie hier noch nicht verstehen, und eben so wenig brauchen kann; denn dazu gehören gerade die Kenntnisse, welche man aus diesem und den folgenden Kapiteln erst schöpfen, und unter einander verbinden soll. Uebrigens bemerke man gleich hier, daß, wiewohl sich die Materie in Ansehung ihrer Gestaltung sehr vieles gefallen läßt (beym Drücken, Drehen, Hämmern, u. s. w.), doch jede Materie, bey freyem Erstarren, eine ihr eigene, bestimmte Gestalt annimmt, wovon die Krystallisationen und der Bruch der Mineralien schon im Reiche des Unorganischen, auf andre Weise aber der Bau der Organismen, die Proben liefern. Ausführlich wird davon in der Metaphysik und Naturphilosophie gehandelt. (Metaphysik II, §. 267 u. s. f.)

§. 120. Dieselben Betrachtungen, wie von dem Realen im Raume, gelten von dem Geschehen in der Zeit.

Zuvörderst: wenn in Ansehung der Zeit selbst, Jemand fragte, wie viele Theile ein gegebenes Quantum derselben in sich fasse: wir würden darauf eben so wenig zu antworten wissen, als auf die Frage, wie viele außer einander liegende Stellen ein gegebenes Quantum des Raums in sich schließe? Die Geometer antworten, daß Zeit und Raum ins Unendliche theilbar seyen. — Ferner, die Erfüllung der Zeit durch das Geschehen und durch die Dauer erfodert noch offenbarer, als beym Raume, daß auf das Erfüllende die Unterscheidung der unendlich vielen Zeittheilchen übertragen werde; denn der Raum zwar gestattet dem Körper, der ihn erfüllt, leere Zwischenräume, aber ähnliche leere Zwischenzeiten würden Vernichtung und Wieder-Entstehen dessen bezeichnen, was in der Dauer und dem Geschehen begriffen ist.

Was geschieht, nimmt die Zeit ein; es ist in derselben gleichsam ausgedehnt. Was geschehen ist, zeigt sich im Erfolge als ein endliches Quantum der Veränderung. Dies Endliche soll die unendliche Menge dessen in sich fassen, was in allen Zeittheilchen nach einander geschah. Das

wirkliche Geschehen, aus dem sich der Erfolg zusammensetzt, zerfließt, wie klein wir es fassen mögen, immer wieder in ein Vorher, ein Nachher, eine Mitte zwischen beyden; es ist immer selbst schon Erfolg, also kein wirkliches Geschehen. Aus einfachen Veränderungen die ganze Veränderung zusammenzusetzen, verbietet man uns, wie aus einfachen Zeitpuncten die Zeit zu construiren. Unsre Vorstellung vom Geschehen also ist ein Wahn, denn je mehr wir sie zergliedern, desto deutlicher sehen wir, daß sie ihren eigentlichen Gegenstand nicht enthält, sondern vergebens sucht; und nur darum sucht, damit Unendlich-Vieles in endliche Gränzen eingeschlossen werde.

§. 121. Wie das Unendlich-Kleine, so hat auch das Unendlich-Große in Zeit und Raum seine Schwierigkeiten. Zwar in Hinsicht der Zeit und des Raumes selbst sind dergleichen Schwierigkeiten nur eingebildet, und sie können höchstens entstehen, wenn man sich selbst die gemeine und richtige Vorstellungsart verdirbt, nach welcher Zeit und Raum, als leere Formen, bloß die Möglichkeit anzeigen, daß in beliebigen Distanzen ein Daseyn und Geschehen könne angetroffen werden. Das Leere kann dieser Möglichkeit keine Gränzen setzen; daher müssen Zeit und Raum als unendliche Größen, jene von Einer, dieser von drey Dimensionen, gedacht werden, jedoch mit gutem Bewußtseyn, daß es Gedankendinge sind, die nur entstehen, indem wir jene Möglichkeit in ihrer ganzen Weite zu umfassen suchen; und die nichts mehr bedeuten, wenn abstrahirt wird von der Absicht, das Daseyende und das Geschehende in seinen gegebenen und denkbaren Gränzen aufzufassen.

Aber von der Welt hat man die Frage aufgeworfen, ob sie endlich oder unendlich sey in Zeit und Raum? Und hier kann es eben so schwer scheinen, Gränzen anzunehmen, jenseit deren nur das Leere, also kein Begränzendes, mehr läge, als die wirklich vorhandenen Dinge, die wirklich

geschehenden Ereignisse, in unendliche, also unbestimmbare Weiten hinaus zu verfolgen. Doch die Misverständnisse, welche sich dahinter verstecken, sind minder bedeutend; und liegen überdies außer dem Kreise des Gegebenen, also der metaphysischen Principien, mit denen wir es hier allein zu thun haben.

Anmerkung. Die Meinung, weil der Raum unendlich sey, müsse auch die Welt es gleichfalls seyn, ist alt. Aristoteles (Phys. III, 5, §. 6.) sagt ausdrücklich, ein Jeder stoße auf die Frage: warum vielmehr hier, als dort, im leeren Raume die Welt seyn solle? daher scheine es, wenn irgendwo, so müsse die Materie allenthalben seyn. — Es ist wohl nicht überflüssig, vor diesem Schlusse vom Nichts auf das Etwas — vom leeren Raume auf die Welt, — zu warnen. Der Schluß ist, wie auch Aristoteles im 13. Cap. bemerkt, eine Uebereilung; deren Widerlegung man nicht erst aus der Unterscheidung zwischen Phänomenen und Noumenen herholen muß. Auch würde eine solche Widerlegung nichts helfen. Denn die Materie ist zwar ihrer Form nach ein bloßes Phänomen, aber es liegt ihr das Reale zum Grunde, welches nicht unendlich seyn kann. Unendlichkeit ist ein Prädicat für Gedankendinge, mit deren Construction wir niemals fertig werden. Daraus erkläre man sich den seltsam scheinenden Umstand, daß oft ein Unendliches größer ist als das andre, z. B. von einem Kreise mit unendlichem Radius ein Sector das Doppelte des andern; oder für $x = \infty$, $y = \infty^{\frac{1}{2}}$, wenn $ax = y^2$.

§. 122. Im §. 118. haben wir die Betrachtung der Dinge mit mehrern Merkmalen so weit geführt, daß der Begriff von dem Dinge selbst, als dem unbekannten Besitzer mehrerer Eigenschaften, zum Vorschein kam. Dahin treibt uns die zwar räthselhafte, aber dennoch unläugbare Form des Gegebenen, nach welcher die Materie desselben (die einfachen Empfindungen) nicht einzeln, sondern in bestimmten Gruppen angetroffen wird (§. 25, vergl. §. 117). Denn obgleich gar kein Band, das die Merkmale zusammenhalte, weder für sich allein, noch in und mit den Merkmalen wahrgenommen wird; so finden wir es dennoch unmöglich, das Gegebene so anzuschauen, als ob die Merkmale, aus ihren Gruppen heraustretend, andre neue Verbindungen eingingen, und dadurch neue sinnliche Dinge

bildeten, in denen die Kennzeichen der gegenwärtigen Dinge unter einander vertauscht wären. Wir finden es schon schwer, von aller Gruppirung zu abstrahiren, und statt der Dinge die bloße Materie dessen, wodurch Dinge gegeben werden, uns vorzustellen; aber wenn wir vollends im willkürlichen Denken andre Complexionen dieser Materie, als die bekannten und für gegeben gehaltenen, aussinnen wollen, dann empfinden wir den Widerstreit dieses willkürlichen Denkens mit der Anschauung; die letztere will sich jene ersonnenen Complexionen nicht unterschieben lassen; wir finden uns gebunden, nur die bisherigen Complexionen für gegeben gelten zu lassen, und dies heißt eben so viel, als, sie sind wirklich gegeben.

Ohne nun uns weiter mit der Frage zu beschäfftigen, wie sie gegeben seyen; kommt es hier vor allem darauf an sich zu besinnen, daß wir die Dinge nur durch ihre Merkmale kennen, daß aber die mehrern Merkmale nur zusammen Ein Ding bezeichnen, daß wir also gar nicht von Dingen reden, und nichts davon wissen würden, wenn nicht die Merkmale in ihren Complexionen vor uns lägen. Es muß demnach der obige Begriff des Dinges, als des unbekannten Besitzers der mehreren Eigenschaften, sich doch wenigstens mit der Mehrheit der Merkmale vertragen; damit der Anfang und das Ende unserer Vorstellung von dem Dinge nicht mit einander in Streit gerathen. Nun ist es schon ein schlimmes Zeichen, daß, wie wir gesehen haben (§. 118.), dieselben Merkmale, vermöge deren wir wissen, daß ein Ding da sey, gar nicht angeben können, was dasselbe Ding sey. Dadurch schon entfernt sich das Ding (welches Eins seyn soll) von den vielen Merkmalen. — Aber aus der Forderung, das Ding solle die vielen Merkmale besitzen, entwickelt sich gar ein Widerspruch. Das Besitzen oder Haben der Merkmale muß auf was immer für eine Weise doch am Ende dem

Dinge als etwas seiner Natur Eigenthümliches, als eine Bestimmung seines Was, zugeschrieben werden: denn von ihm selbst wird gesagt, daß es jene Vielen habe und besitze. Dieses Besitzen ist ein eben so vielfaches, und eben so verschiedenes, als die Eigenschaften, welche besessen werden. Es ist folglich eben so wenig als sie fähig, zur Antwort zu dienen auf die einfache Frage: was ist dies Ding? Diese Frage erfordert eine einfache Antwort; sie stößt jede Vielheit aus, mit der man sie würde beseitigen wollen; jeder Umschweif ist hier entweder eine Unwahrheit, oder doch eine Verzögerung der rechten Auskunft über dasjenige, von dem eigentlich gesagt wird, daß es sey, und Eigenschaften habe, die es in sich vereinige. Können wir nun das vielfache Besitzen der vielen Eigenschaften nicht auf einen einfachen Begriff zurückführen, der sich ohne allen Unterschied mehrerer Merkmale denken lasse: so ist der Begriff von dem Dinge, dem wir doch diesen vielfachen Besitz als seine wahre Qualität beylegen müssen, weil wir es durch die vielen Merkmale kennen lernten, ein widersprechender Begriff; der einer Umarbeitung im Denken entgegen sieht, weil er, als aus dem Gegebenen stammend, nicht kann verworfen werden.

§. 123. Es folgt die Betrachtung des Causalbegriffs, deren im §. 26. ist erwähnt worden; und in welcher gleich Anfangs verschiedene Grundgedanken müssen gesondert werden. — Es ist zwar gewiß, daß dieser Begriff nicht gegeben wird; er entsteht vielmehr in einem nothwendigen Denken, wovon tiefer unten ein Mehreres. (Man vergleiche §. 130, wo gezeigt wird, welches nothwendige Denken über das Gegebene den Causalbegriff in die Metaphysik hereinbringt.) Allein nichts desto weniger hat alle Kenntniß bestimmter Ursachen von bestimmten Wirkungen ihre Grundlage im Gegebenen; welche das bloße Auffinden einer Zeitfolge überschreitet. Die Zeitfolge

ist nur Eine für Alles, was zugleich anfängt, geschieht, und aufhört; sie wiederholt sich niemals, denn es kann weder das Vergangene noch einmal gegenwärtig werden, noch verbinden sich jemals in einem folgenden Zeitpuncte alle Ereignisse genau so, wie in einem vorhergehenden. Aber die Erfahrung bringt uns dahin, daß wir aus allem, was zugleich geschieht, einiges Vorhergehende herausheben, um es mit einigem Folgenden zu verbinden; und daß wir zwar alles übrige, gleichzeitig Vorhergehende, als für jenes bestimmte Folgende unbedeutend, und mit ihm nicht zusammenhängend ansehen, dagegen aber das herausgehobene Vorhergehende und Folgende als unzertrennlich betrachten. Noch mehr: diese herausgehobene Folge von Erscheinungen finden wir wieder; und erwarten sie wieder in der Zukunft; wir sehen die Regel der Folge an als eine bleibende, zum Wesen der Dinge gehörige, wir behaupten sogar, daß Nichts Neues geschehe, indem eine solche Regel ihre Erscheinung wiederholt. — Fragen wir nun nach dem wahrgenommenen Bande, welches die Unzertrennlichen zusammenhalte, während es die zufälligen Nebenumstände zur Seite lasse: so vermissen wir freylich dessen Erscheinung; es ist weder für sich allein, noch in den Verbundenen sichtbar. Versuchen wir aber, statt des bisher angenommenen Bandes ein anderes unterzuschieben, — versuchen wir also, aus gewissen Vorzeichen andre Erfolge statt der bisherigen zu erwarten (als ob einerley wäre, welche Ursachen man welchen Wirkungen zueignen wolle), — so finden wir uns auch hier genöthigt, es beym Alten zu lassen. Denn die bisher beobachtete Stetigkeit in der Folge der Erscheinungen bleibt sich gleich; und die Möglichkeit eines verständigen und zweckmäßigen Handelns in der Welt beruht nach wie vor auf der Bedingung, daß wir diese Stetigkeit so genau als immer möglich von allem zufälligen Zusammentreffen der

Ereignisse zu unterscheiden, und unsre Handelsweise darnach einzurichten uns bemühen. So müssen wir also auch hier das Band der Erscheinungen für ein gegebenes gelten lassen, wenn schon wir nicht begreifen, wie es könne gegeben seyn.

Eine andre Ueberlegung muß mit der vorigen verbunden werden. Ganz abgesehen von Vorzeichen und Erfolgen (wie wir einstweilen statt Ursachen und Wirkungen, der Vorsicht wegen sagen können), entdeckt sich uns eine merkwürdige Form im Gegebenen, die Veränderung. So gewiß uns Complexionen von Merkmalen, die wir Dinge nennen (§. 101.), erscheinen: eben so gewiß nehmen wir wahr, daß aus diesen Complexionen Merkmale verschwinden, andere, oft jenen entgegengesetzte, sich einfinden; so daß das Ding, nach seinen Merkmalen beurtheilt, nicht mehr dasselbe ist, wie zuvor.

Diese Veränderungen nun sind es eben, zu welchen wir Ursachen nicht bloß hinzudenken, sondern auch hinzusuchen; und nicht bloß suchen, sondern sehr häufig auch angedeutet finden durch die vorbemerkte Stetigkeit in dem Zusammenhange der Vorzeichen und Folgen.

Hier muß Zweyerley, leicht zu Verwechselndes, genau unterschieden werden. Erstlich eine gewisse, weiter zu erläuternde, Nöthwendigkeit im Denken, vermöge deren wir die Ursache der Veränderung suchen, und voraussetzen, auch wenn sie unbekannt ist und bleibt. Zweytens jene gegebene Unzertrennlichkeit der Vorzeichen und Folgen. Es trifft nun häufig das Gegebene zusammen mit der Nothwendigkeit im Denken; wir halten alsdann die gefundenen Vorzeichen für die gesuchten Ursachen, die Erfolge für die Wirkungen, und so schmilzt der gedachte Zusammenhang mit dem beobachteten in Eins. Häufig aber fehlt zu der Voraussetzung die entsprechende Erfahrung; dann bleibt nichts

destoweniger jene in Kraft, und nach dieser wird fortdauernd in der Beobachtung geforscht.

Jetzt werde aus dieser gesammten Exposition derjenige Begriff herausgehoben, an welchen die ganze Vorstellungsart sich lehnt. Es ist nicht der von dem Zusammenhange der Vorzeichen und Erfolge; dieser wird vielmehr gedeutet auf den der Ursachen und Wirkungen. Es ist auch nicht der Begriff der Causalität; dieser kommt erst hinzu, nachdem das Bedürfniß, Wirkungen aus Ursachen zu erklären, erregt ist. Sondern es ist der, mit dem Gegebenen sich unmittelbar aufdringende, Begriff der Veränderung. Indem die Veränderung angesehen wird als eine Wirkung, wird die Ursache in den stets begleitenden oder stets vorhergehenden Umständen gesucht.

Daß nun der Begriff der Veränderung einen Widerspruch enthält, läßt sich zwar leicht zeigen: allein die damit zusammenhängenden Betrachtungen sind so wichtig, daß ihnen das ganze folgende Capitel soll gewidmet werden. Zuvor ist noch von der Verbindung aller Vorstellungen im Ich zu reden. Die Form der Zweckmäßigkeit aber kann hier füglich übergangen werden, da alles, was darüber zu sagen ist, in einen ganz andern Zusammenhang gehört.

§. 124. Unter den angegebenen skeptischen Vorstellungsarten wird diejenige scheinen die schwächste zu seyn, welche den gegebenen Zusammenhang der Vorstellungen im Bewußtseyn läugnen will (§. 28.). Es ist zwar gewiß, daß Vorstellungen äußerer Dinge als solche nicht zugleich etwas Inneres vorstellen; und daß unter den Merkmalen ihrer Gegenstände sich in der Regel nichts findet, was auf ihre Verbindung in unserem Innern hinwiese. Allein unsre Vorstellungen selbst können wir uns von neuem vorstellen; wir können die Vorstellungen, die wir Uns zuschreiben, von den vorgestellten Dingen unterscheiden; wir sind uns mannigfaltiger Thätigkeiten, welche auf dieselben Bezug haben,

bewußt, als des Denkens, Wollens, der Aufregung unserer Gefühle, Begierden, Leidenschaften, durch die theils gegebenen, theils auch nur wiedererweckten Vorstellungen. Indem nun unser Inneres zum Schauplatze wird für so mancherley auf demselben vorgehende Veränderungen: haben wir von diesem Schauplatze wiederum eine Vorstellung, vermöge deren er nicht bloß die Form des Beysammenseyns aller andern Vorstellungen, sondern selbst ein realer Gegenstand ist; nämlich die Vorstellung Ich, mit welchem Worte das eigenthümliche Selbstbewußtseyn eines Jeden sich ausspricht.

Von der Realität dieses Ich besitzen wir eine so starke, unmittelbare Ueberzeugung, daß, wie mit Recht bemerkt worden, dieselbe in der Betheurungsformel: so wahr ich bin, zum Maaßstabe aller andern Gewißheit und Ueberzeugung gemacht wird.

Es kann sogar die nämliche Ueberzeugung noch sehr beträchtlich verstärkt, sie kann zum eigentlichen Mittelpuncte und Bevestigungspuncte aller andern Ueberzeugung erhoben werden. Dahin leiten gerade dieselben skeptischen Vorstellungsarten, welche oben sind entwickelt worden.

Zuvörderst fasse man die skeptische Nachweisung, daß die Formen der Erfahrung in dem wahrhaft Gegebenen nicht angetroffen werden, zusammen mit der Ueberlegung, daß wir dennoch in ihrer Auffassung gebunden sind, und daß ohne sie unsere ganze Erfahrung sich in einen, nichtsbedeutenden Schein verwandeln würde. Wenn nun die Formen zwar nicht gegeben, aber dennoch vorhanden sind: woher könnten sie ihren Ursprung nehmen, als in unserm eignen Innern? — Hieraus entsteht die Ansicht, unser gesammtes Wissen beruhe zwar in Hinsicht der einfachen sinnlichen Empfindungen, auf etwas Aeußerem, das heißt, auf etwas uns Fremdem, von uns Unabhängigem; allein es

beruhe eben so sehr auf den formalen Bestimmungen (des Raums, der Zeit, der Begriffe von Substanz und Ursache u. s. w.), welche Wir selbst nach gewissen Gesetzen unseres Auffassens und Denkens an jener Materie des Gegebenen unwillkürlich erzeugen. Das Recht zu dieser Art des Auffassens und Denkens liege in der Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit derselben; aber weil eben diese Nothwendigkeit gänzlich in uns selbst begründet sey, so könne man auch das auf diesem Wege entstandene Wissen gar nicht für eine Kenntniß wirklich außer uns vorhandener Gegenstände halten. Es sey deshalb keine Kenntniß von Dingen an sich, sondern nur von Erscheinungen möglich. Was aber jenes Aeußere, Fremde, von uns Unabhängige anlange, von welchem die Materie des Gegebenen herrühren möge, so müsse der Begriff desselben weiter nicht bestimmt werden, indem jeder Versuch, denselben im Nachdenken zu verfolgen, nur vergeblich ausfallen könne.

So scharfsinnig nun auch diese Ansicht, und so nachdrücklich sie unterstützt ist durch die Auctorität eines wahrhaft großen Denkers; so konnte doch nicht unbemerkt bleiben, daß es ihr an innerer Vollendung mangelt. Es ist nämlich schon zuviel gesagt, daß die Materie des Gegebenen von etwas Fremdem herrühren möge. Das Fremde ist keinesweges gegeben, es ist hinzugedacht auf eben die Weise, wie wir überhaupt zu dem, was geschieht, Ursachen hinzuzudenken pflegen. Es gehört also selbst zu den Vorstellungsarten, die wir nach den Gesetzen unseres Denkens bilden, und die keine von uns unabhängige Realität haben. Wir können überhaupt gar nicht aus unserem Vorstellungskreise herausgehn, wir haben gar keinen Gegenstand des Wissens als unsere Vorstellungen und uns selbst; und die ganze Anstrengung unseres Denkens kann nur darauf gerichtet seyn, daß uns der nothwendige Zusammenhang des Selbstbe-

wußtseyns mit den Vorstellungen einer äußern Welt in allen Puncten klar werde.

Diese Behauptung des strengen Idealismus hebt demnach das Ich, als das einzige Reale hervor, dessen Vorstellung alles das Uebrige sey, was man für real gehalten habe oder noch halten werde. An die Stelle der Untersuchung über Dinge, deren Eigenschaften und Kräfte, setzt sie die Untersuchung, nach welchen Gesetzen des Anschauens und Denkens wir dazu kommen, Dinge und einen Zusammenhang derselben anzunehmen. Das Princip aber für diese Untersuchung ist der Begriff des Ich selbst, höchstens noch mit Beyfügung der ursprünglich vorgefundenen Bestimmung, daß das Ich nicht bloß Sich, sondern auch alles Nicht-Ich, setze, d. h. als real vorstelle.

Wie fremdartig nun diese Betrachtung den vorhergehenden scheinen mag: so gehört sie dennoch ganz in die gleiche Reihe mit jenen. Das Ich, sammt seinem Setzen des mannigfaltigen Nicht-Ich, ist ein unläugbares Gegebenes, d. h. vor allem Philosophiren vorgefundenes; es ist ein Datum zur Untersuchung. Aber noch mehr: es ist auch ein Princip der Untersuchung in dem oben (§. 6, 12, 32.) angegebenem Sinne. Denn dieser gegebene Begriff ist voll der härtesten Widersprüche; er kann demnach so, wie er vorgefunden wird, im Denken nicht bestehen; vielweniger ist er im Stande, das System der Metaphysik, oder gar der ganzen Philosophie, nach der Absicht des Idealismus zu tragen. Ohne die Widersprüche hier ganz auseinanderzusetzen, welches zu weitläuftig wäre, müssen wir als Probe folgendes bemerken:

1) Wofern das Ich als Urquell aller unserer, höchst mannigfaltigen Vorstellungen angesehen wird (welche Mannigfaltigkeit, ungeachtet des vorhandenen Zusammenhanges, doch auch ein absolut Vieles enthält): muß dem Ich eine ursprüngliche Vielheit von Bestimmungen beygelegt wer-

den; auf ähnliche Art, wie einem Dinge, als dem unbekannten Besitzer mehrerer Eigenschaften, ein vielfaches Besitzen zuzuschreiben ist (§. 122.). Damit verfällt das Ich in den nämlichen, oben nachgewiesenen Widerspruch; welcher hier sogar noch fühlbarer ist, weil das Selbstbewußtseyn das Ich als ein völliges Eins darzustellen scheint.

2) Wenn wir uns genau fragen, was oder wen wir eigentlich vorstellen, indem wir Uns selbst denken: so muß zuvörderst das Individuum von dem reinen Ich geschieden werden. Das Individuum, — der Mensch mit allen seinen Bestimmungen, — erscheint als ein Ding unter der Zahl der übrigen Dinge, als ein Theil der Welt. Von der ganzen Welt aber ist gesagt worden, sie sey nur Erscheinung im Ich. Dieses letztere Ich, welches das Vorstellende ist zu sich selbst, dem Individuum, gerade so wie zu der übrigen Welt; wie kennt es sich selbst? — Hier ist eine neue Unterscheidung nöthig. Es kennt sich theils als vorstellend die Welt (zu welcher seine eigne Individualität mit gehört), theils aber als vorstellend sich selbst. Allein als vorstellend die Welt mag es eine vorstellende Kraft überhaupt seyn; es ist jedoch in so fern noch nicht wahrhaft Ich, welcher Begriff bloß das in sich zurückgehende Selbstbewußtseyn bezeichnet. Das reine Selbstbewußtseyn nun also, wen stellt es eigentlich vor? Das Ich stellt vor Sich, d. h. sein Ich, d. h. sein Sich vorstellen; d. h. sein Sich als Sich vorstellend vorstellen; u. s. w. Dies läuft ins Unendliche. Man erkläre jedesmal das Sich durch sein Ich, und dieses Ich wiederum durch das Sich vorstellen, so wird man eine unendliche Reihe erhalten, aber nimmermehr eine Antwort auf die vorgelegte Frage, die sich vielmehr bey jedem Schritte wiederholt. Das Ich ist also ein Vorstellen ohne Vorgestelltes; ein offenbarer Widerspruch.

Wollte man demselben dadurch ausweichen, daß man

sagte, das Ich stelle Sich vor als vorstellend die Welt: so wäre der Begriff des Ich schon aufgehoben. Denn in dieser Antwort dient zum Gegenstande diejenige vorstellende Thätigkeit oder Kraft, welche die Welt vorstellt; das ist aber nicht dieselbe mit dem Vorstellen seiner selbst; also würde hier das Ich sich vorstellen als das was nicht Ich ist. Oder wollte man dennoch sagen, beydes sey dasselbe, nämlich es sey nur Eine Kraft, welche sowohl sich als auch die Welt vorstelle: so würde auf die Frage: **was** ist die Eine? eine zwiefache Antwort erfolgen: man würde zu einer **unbekannten** Einheit, gleichsam einer gemeinschaftlichen Wurzel für beyderley Vorstellen seine Zuflucht nehmen, — und am Ende dennoch bekennen müssen, daß also das Ich für sich selbst unbekannt sey, daß es keinesweges die Vorstellung von sich selbst besitze, — mithin kein Ich sey.

Weit entfernt also, daß der Idealismus eine veste Grundlage für alles Wissen abgeben sollte, fehlt es vielmehr ihm selbst an der Grundlage. Er dient aber dazu, uns mit neuen Problemen bekannt zu machen, nämlich mit denen, die im Begriff des Ich liegen und an denselben geknüpft sind.

Nachdem diese Ansicht einmal gefaßt worden, wird es nicht nöthig seyn, in der gegenwärtigen Einleitung noch weiterhin, außer bey vorkommender Gelegenheit, des Idealismus zu erwähnen. Wie verführerisch derselbe aber für diejenigen habe seyn müssen, welche die mannigfaltigen Schwierigkeiten realistischer Behauptungen wohl kannten: dies wird aus dem Folgenden immer mehr erhellen.

Anmerkung. Wenn die Untersuchungen über das Ich, deren Anfang hier angedeutet worden, gehörig verfolgt werden: so öffnet sich der Eingang in die speculative Psychologie, wovon tiefer unten (§. 130.). Und diesen Weg hätte nach Kant und Fichte die Philosophie gehn sollen. Bei Fichten stand der Idealismus auf seiner Spitze; von dieser hätte er müssen gerade herunterfallen, und sich selbst gänzlich zerstören. Allein man war

in eine allzuheftige Bewegung gerathen; man glaubte, das Fundament aller Wissenschaften reformiren zu können; sie alle sollten dem Idealismus unterthan werden. Es ist bekannt, daß Revolutionen nicht in der Richtung zu endigen pflegen, worin sie beginnen; dasselbe gilt von der Revolutionsperiode der Philosophie.

Zweytes Capitel.

Veränderung, als Gegenstand eines Trilemma.

§. 125. Der Begriff der Veränderung liegt so sehr in der Mitte unseres gesammten Vorstellungskreises, und es haben sich von den ältesten Zeiten her an denselben so mancherley philosophische Versuche angeknüpft, daß es nothwendig wird, ihn unter den übrigen metaphysischen Problemen besonders hervorzuziehn, und von ihm aus einen längern Faden von Untersuchungen fortlaufen zu lassen.

Gleich bey der Exposition dieses Begriffs (im §. 123.) ist bemerkt worden, daß schon im gemeinen Denken sich ein Bedürfniß fühlbar mache, zu den Veränderungen, als Wirkungen, Ursachen zu suchen; ein Bedürfniß, dessen Grund nachzuweisen gleich hier möglich wäre, doch wird sich dazu am Ende dieses Capitels die bequemere Stelle finden. Für jetzt nehmen wir die Meinung, daß alle Veränderung eine Ursache und zwar eine äußere Ursache habe, zuerst vor uns, eben darum, weil dies die am meisten populäre, die gewohnte Ansicht ist, mit der Jeder zur Philosophie zu kommen pflegt.

Weiterhin aber müssen wir noch zwey andere Vorstellungsarten beleuchten; eine von der Selbstbestimmung, oder der sogenannten transscendentalen Freyheit; die andere vom absoluten Werden. Zur vorläufigen Erklärung dient Folgendes: Jede Veränderung hat entweder eine Ursache, oder sie hat keine; im ersten Falle hat sie entweder eine

äußere oder innere Ursache. Veränderung ohne Ursache giebt absolutes Werden: Veränderung aus einer innern Ursache ergiebt Selbstbestimmung; endlich Veränderung aus äußern Ursachen könnte man Mechanismus nennen, im weitesten Sinne des Worts.

Da die Disjunction dieser drey Glieder vollständig ist: so wird ein Trilemma entstehn, wenn man beweisen kann, daß die Veränderung in keinem der drey Fälle sich denken lasse; daß es also überhaupt keine Veränderung geben könne. Dieses Satzes, über welchen zwar erst die Metaphysik den wahren Aufschluß leistet, werden wir uns hier bedienen, um den Weg zum strengen und eigentlichen Begriff des Seyn zu finden, welches über allem Werden erhaben ist.

§. 126. Um die Untersuchung vorzubereiten, können wir einen Blick auf die Frage werfen, welche wir am Eingange der Geschichte der Philosophie aufgestellt finden: woraus ist Alles geworden? Aus dem Wasser, antwortete Thales; und gab dadurch zu erkennen, daß er einen bestimmten und bekannten Stoff glaubte angeben zu können, als denjenigen, aus dessen Verwandlung die übrigen Dinge hervorgegangen seyen.

Nun liegt es allerdings im Begriff der Veränderung, daß Eins aus dem Andern werde; und es scheint daraus zu folgen, das Gewordene, welchem keine neue Realität, sondern nur eine neue Beschaffenheit zukomme, sey eigentlich noch das Alte, nur in neuer Verkleidung. Allein es ist eben so wenig das Alte wie das Neue. Denn wenn es seine frühere Beschaffenheit eben so wohl ablegen, als ohne die nachmalige Beschaffenheit zuvor bestehen konnte: so sind beyde, sowohl die frühere als die nachmalige, ihm gleich zufällig, und weder durch die eine noch durch die andre kann beantwortet werden, was es eigentlich sey. Da wir es nun nicht anders, als durch die wechselnden

Gestalten, kennen: so bleibt es unbekannt und unbestimmt; es ist Stoff in der eigentlichen Bedeutung des Worts, welches den Begriff von einem Etwas bezeichnet, das noch darauf warte, Was aus ihm werden solle. Vielleicht war dies der Sinn, welchen Anaximander mit dem ἄπειρον verband: ein Ausdruck, der nicht bloß das Unendliche, der Größe nach, bedeuten kann, sondern der auch das Unbestimmte, der Qualität nach, bezeichnet. (Vergl. Aristot. Physic. I, 5, §. 7.)

§. 127. Dem Begriff des Stoffes steht gegenüber der Begriff der Kraft. Wie weit die Vorstellungsart herrschen mag, daß den Dingen eine todte Masse zum Grunde liege, aus der sie geformt seyen, eben so weit verbreitet muß auch die von einem hinzukommenden Princip seyn, welches aufrege, belebe, und bilde. Denn auf dieses Princip hat der Stoff gewartet, da er selbst, in seiner Trägheit, sich keine Gestalt geben, vollends in keinen Wechsel der Gestalten sich hineinwerfen konnte.

Wir finden uns also hier bey dem Begriffe der Causalität; und zwar auf eine Weise, welche scheint über den Ansichten des gemeinen Lebens erhaben zu seyn. Denn es war von einem wirkenden Princip die Rede! wo wir aber im täglichen Erfahrungskreise von Ursachen reden, da pflegen dieselben nicht Principien, d. h. Anfangspuncte des Wirkens zu seyn, sondern sie selbst, diese Ursachen sind zu ihrer Wirksamkeit durch andre Ursachen angetrieben worden. Es war eine Veränderung in ihrem eignen Zustande, daß sie wirkten; wie nun zu aller Veränderung eine Ursache hinzugedacht wird, so auch zu dieser; und wie zu der Veränderung des Zustandes der nächsten Ursache, so auch bey der entferntern Ursache; und so rückwärts fort ins Unendliche. Allein hier entsteht eine Ungereimtheit. Keine der Ursachen wird gedacht als eine solche, die von selbst wirke, jede nur als eine solche, die da wirken würde, wenn sie

einen Anstoß bekäme. Die ganze, wenn gleich unendliche Reihe, ist daher in Ruhe, es geht aus ihr keine Wirkung hervor, und kann aus ihr keine erklärt werden. Und dennoch hatte man nur zum Behuf solcher Erklärung die ganze Reihe angenommen.

Anmerkung. Diesem regressus in infinitum hat Kant, in der Vernunftkritik zu viel Ehre erwiesen; weil er selbst, sich von der unzulässigen Meinung, als gehe die Ursache der Zeit nach vor der Wirkung vorher, nicht los machen konnte. In der Metaphysik wird gezeigt, daß die Succession der Begebenheiten weder zum Realen, noch zu dem wirklichen Geschehen im strengen Sinne, zu rechnen ist; und daß sie gänzlich auf der Bewegung, und einer, derselben ähnlichen, Modification der innern Zustände der einfachen Wesen, beruht. Schon Sextus (Pyrrh. II. III, cap. 2.) berichtet, Einige zwar betrachteten das Gegenwärtige als Ursache des Künftigen, Andere aber ließen dies nicht zu, weil der Begriff der Ursache sich beziehe auf den der Wirkung, und folglich der letzteren nicht vorangestellt werden könne. In der That leuchtet unmittelbar ein, daß die Ursache eben dann Ursache ist, wann sie wirkt. Jacobi hat dies eingesehen (Werke, zw. Band, S. 196.); er erzählt, Mendelssohn zuerst habe ihm seinen paradoxen Satz, Succession sey bloße Erscheinung, unbedenklich zugegeben.

Giebt es dagegen ein wirkendes Princip: so fällt die obige Schwierigkeit weg. Bey diesem gehört das Wirken zu seiner Natur, und ist keinesweges eine Veränderung in ihm, die einer äußern Ursache bedürfte.

Allein der Gewinn ist nur scheinbar. Bey dem wirkenden Princip so gut als bey der unendlichen Reihe muß ein Eingreifen des Thätigen ins Leidende gedacht werden: dieses Eingreifen ist widersinnig. Das Thätige geht dabey aus sich heraus; das Leidende nimmt etwas Fremdartiges in sich auf; dabey gerathen beyde in Widerspruch mit sich selbst. — Das Thätige wird zuvörderst an und für sich selbst irgend etwas seyn; man wird eine bestimmte Qualität als die seinige, als das, Was es ist, ansehn müssen. Nun soll es aus sich herausgehn; es soll eine Wirkung vollziehen in einem Anderen und Fremden. Bey diesem Wirken wird das Fremde vorausgesetzt; es ist ein Begriff, der sich durch die eigne Qualität des Thätigen allein

nicht denken läßt. Gleichwohl soll auf die Frage, Was das Thätige sey, geantwortet werden, es sey ein Wirkendes; denn ihm wird das Wirken zugeschrieben. Hier entsteht der Widerspruch, daß der Qualität des Wirkenden das Nämliche beygelegt, und auch abgesprochen wird. Das Thätige erscheint als ein solches, welches, um das zu seyn, was es ist, sich selbst nicht genügt; welches eine fremde, d. h. ihm nicht eigene, Bedingung, als Eigenschaft seiner Natur in sich einschließt; und gerade von eben demselben Fremden scheint es bedingt, was von ihm leiden, seinem Einflusse unterworfen seyn soll.

Nicht besser geht es dem Leidenden. Auch dieses soll, unabhängig von dem Leiden, und selbst im Gegensatze gegen die Veränderung, die es erfährt, für sich selbst etwas seyn. Aber durch die Veränderung soll etwas Neues, vielleicht selbst dem Vorigen Widerstreitendes, in ihm werden. Beyde verschiedenen Bestimmungen sollen dem Leidenden, und zwar eben in so fern es leidet, was wider seine Natur ist, zusammengenommen beygelegt werden. Auf die Frage, Was es sey, erfolgt also eine vollkommen widersprechende Antwort. Es ist im Leiden dasselbe und auch nicht dasselbe was es ist *).

Schon an diesem Orte nun ist es Zeit, eine Erinnerung beyzufügen, welche eigentlich bey allem Nachfolgenden erneuert werden müßte. Es giebt nämlich Personen, welche in dem Augenblick, wo sie das Ungereimte eines metaphysischen Begriffs erblicken, ins Staunen gerathen, und sich dadurch für die wahre Metaphysik ganz und gar abstumpfen. Sie glauben eben in der Ungereimtheit die wahre, hoch erhabene Weisheit zu erblicken, und freuen sich ihrer

*) Der influxus physicus zwischen Leib und Seele gehört als ein besonderer Fall hierher. Vergl. unten §. 131.

fortgeschrittenen Einsicht um so mehr, je weiter aller Sinn und Verstand von ihnen weicht. Wer die Geschichte der Philosophie noch nicht kennt, wird sich nimmermehr vorstellen, wie viele hochberühmte Denker der verschiedensten Zeiten, von solchem verkehrten Erstaunen, bald über diesen, bald über jenen Begriff, sind gefaßt und gleichsam starr und blind gemacht worden, so daß sie über einen gewissen Punct nicht mehr hinwegkommen konnten. — Einmal ergriffen, *wollen* die Meisten nicht mehr geheilt seyn. Die aber deshalb Philosophie studiren, um einen so hartnäckigen, und wie sie meinen, angenehmen Rausch sich zuzuziehn, — diese werden zwischen mancherley philosophischen Systemen die Wahl haben, denn es giebt auf dem Wege zur Metaphysik der Ungereimtheiten, welche das Gemüth versinstern können, mehrere und verschiedene.

Das Staunen bey Seite gesetzt, wird man einsehn, daß die Begriffe des Thätigen und Leidenden nicht denkbar sind, daß sie also aus unserm fernen Nachdenken weichen müssen, falls sie nicht einer Verbesserung fähig sind, — die noch nicht genug vorbereitet ist.

Anmerkung. Dem eigentlichen strengen Causalbegriff, so wie er in der letzten Hälfte dieses §. dargestellt worden, sind alle nahmhaften Philosophen auf irgend eine Weise aus dem Wege gegangen; indem sie bald die Causalität auf Erscheinungen beschränken, bald eine unbegreifliche Beyhülfe oder Veranstaltung der Gottheit herbeyrufen, bald sich entweder ganz oder doch vorzugsweise an dem absoluten Werden festhalten. Dagegen findet man den Causalbegriff ganz deutlich bey den Physikern, wo sie chemische Verwandtschaften, oder gar Wirkungen in die Ferne annehmen; in welchem letztern Falle sie ganz unbedenklich die Kraft eines Dinges einen viel größern Raum einnehmen lassen, als das Ding selbst. Zu dieser handgreiflichen Absurdität (die Newton, welchem sie von Leibnitzen vorgeworfen wurde, nicht an sich kommen ließ) kann man sich nur dann entschließen, wenn man mit den meisten heutigen Physikern auf allen wahren Aufschluß über die Naturkräfte Verzicht geleistet hat, und nur noch die Gesetze der Ereignisse zu wissen verlangt.

§. 128. Das erste Glied des aufzustellenden Trilemma (§. 125.) ist nachgewiesen; es folgt das zweyte,

nämlich der Versuch, die Veränderung auf Selbstbestimmung zurückzuführen, also eine innere Ursache statt der äußeren anzunehmen.

Sogleich kommt uns hier eine unendliche Reihe entgegen, ähnlich der im vorigen §. verworfenen. Das Veränderte soll sich selbst zu dieser Veränderung bestimmen; es ist demnach zu betrachten als das bestimmte, und auch als das bestimmende. Jenes findet die Ursache seiner Bestimmtheit in diesem. Aber das Bestimmende, in so fern es eine Thätigkeit anwenden mußte, weil sonst die Bestimmung nicht zu Stande gekommen, vielmehr ein anderer Zustand vorhanden gewesen und geblieben wäre, — würde selbst, falls es sich unthätig verhalten hätte, in einem andern Zustande, als dem der Thätigkeit, sich befunden haben; seine Thätigkeit ist daher schon eine Veränderung in ihm, auch abgesehen von jener Veränderung, die als Wirkung aus der Thätigkeit hervorgeht. Was mag die Ursache seyn von der eben bemerkten Veränderung, die schon bloß in dem Thätig-seyn liegt? — Wir haben keine Wahl mehr zwischen innern und äußern Ursachen; diese letztern sind verworfen, jene bleiben allein übrig. Also der Actus des Sich-selbst-Bestimmens hat selbst eine tiefer liegende, innere Ursach; die Selbstbestimmung ist selbst-Wirkung einer Selbstbestimmung. — Nun erneuert sich die Frage. Diese tiefer liegende Selbstbestimmung ist ebenfalls ein Heraustreten aus einem andern Zustande, der, ohne sie, würde gewesen seyn, und vor ihrem Beginnen (wenn wir anders die unnöthige Vorstellung der Zeit einmengen wollen) wirklich mag Statt gefunden haben. Dieses Heraustreten, wodurch ist es bewirkt worden? — Befänden wir uns schon bey dem Begriff des absoluten Werden, so stünde hier (und schon bey der vorigen Frage) allenfalls frey zu antworten: das Heraustreten in dem activen Selbstbestimmen geschieht absolut. Allein wir

suchen das absolute Werden möglichst lange zu vermeiden; dagegen den Begriff der Ursachen möglichst lange vestzuhalten. Wir antworten also noch einmal: die Ursache der Selbstbestimmung ist wiederum eine Selbstbestimmung. Nun ist aber offenbar, daß die nämliche Frage uns immer weiter verfolgen wird; daß die Reihe der Selbstbestimmungen eine innerliche Unendlichkeit, in dem Sich-selbst-Bestimmenden, erlangen wird; endlich, daß selbst die unendliche Reihe ganz untauglich ist, indem sie aus lauter bedingten Gliedern besteht. Jede Selbstbestimmung würde vorgehn, wenn eine andre vorangegangen wäre: damit kommt keine einzige zu Stande, und wird keine Veränderung erklärt.

Anmerkung. Locke (II. 21, §. 25.) hat diese ungereimte unendliche Reihe gesehen, und daraus richtig geschlossen. Freyheit ist kein Prädicat des Willens, sondern der Handlungen, die man, dem Willen gemäß, entweder vornimmt oder nicht. Niemand kann freyer seyn, als so, daß er thun könne, was er will. Das ganze Capitel zeigt, wieviel Mühe sich Locke gegeben hat, in diesem Puncte sich selbst klar zu werden. In der That ist hierin der gemeine Menschenverstand auf rechtem Wege; und die Frage, welche die Philosophen beschäfftigt, ist ihm so fremd, daß er Mühe hat, den Streitpunct nur zu verstehn. Die Frage: steht Dein eignes Wollen in Deinem Willen? Und willst Du abermals dieses Wollen Deines Willens? und so ins Unendliche — diese Frage kommt einem Jeden lächerlich vor, der sie zum erstenmal hört. Ginge man aber nunmehr zum absoluten Werden zurück (wie es in der That die Freyheitslehrer thun), und sagte bestimmt und deutlich: Dein Wollen steht nicht in Deinem Willen, sondern es hat gar keinen Grund, so würde man vollends den gemeinen Verstand empören, der sehr gut weiß, daß sein Wollen von Motiven abhängt, wo nicht von Launen und Grillen; und der, um diesem (dem rohen psychischen Mechanismus) zu entfliehen, sich sehr gern jenes (die Motive, durch welche der gebildete Mensch auf sich wirkt) gefallen läßt. Die Motivität (Bestimmbarkeit des Willens durch Motive) ist selbst das, was man im gemeinen Leben unter Freyheit versteht; daher muß auch im gemeinen Gespräche der Satz, der menschliche Wille ist frey, niemals angefochten werden; man wird sonst misverstanden.

Jene unbrauchbare Vorstellungsart ist aber auch darum völlig widersinnig, weil sie Eins und dasselbe, das

Sich=Bestimmende, eben in dem Actus der Selbstbestimmung, mit sich selbst entzweyt, durch den Gegensatz der Activität und Passivität. — Dürfte man sich in irgend einem Sinne gestatten, diese Zweyheit in Einem gelten zu lassen, so würde in dem nämlichen Sinne die Ungereimtheit des vorigen §. wiederkehren, indem nun das Bestimmende aus sich heraus, in das von ihm unterschiedene Bestimmte hineinginge, das Bestimmte aber dieses Eingreifen erduldete. — Allein jene Spaltung in zwey Entgegengesetzte ist so wenig zulässig, daß schon die bloße Zweyheit, wären auch die Zwey nicht entgegengesetzt, den Widerspruch des §. 122 herbeybringen würde.

Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß die Masse dieser Ungereimtheiten noch wächst, wenn die Selbstbestimmung in dem hier erörterten Sinne, oder die transscendentale Freyheit, dem Willen endlicher Vernunftwesen beygelegt wird; wie sehr gewöhnlich geschieht, weil theils die absoluten ästhetischen Urtheile (§. 90 — 94.) mit Selbstbestimmungen verwechselt werden, theils der Begriff der Zurechnung in einer Gefahr geglaubt wird, die für ihn nicht vorhanden ist. — Es soll nämlich dem Willen die freye Wahl zustehen, zwischen dem Guten und Bösen; welches in so fern vollkommen wahr ist, als das Gute und Böse auf keine andre Weise an den Menschen kommen kann, außer nur durch seinen eignen Willen, in welchem dasselbe einzig und allein seinen Sitz hat; so, daß auch gerade so weit die Handlungen des Menschen ihm zugerechnet werden, als sie die gute oder böse Beschaffenheit seines Willens ausdrücken. Nun aber sieht man den Willen an als eine Selbstbestimmung mit Bewußtseyn, — woraus, wenn nicht dieser Selbstbestimmung ein absolutes Werden zum Grunde gelegt werden soll, sogleich folgen wird (laut obiger Entwickelung), daß zu jedem Wollen eine unendliche Reihe innerer Selbstbestimmungen gehöre, wovon das Selbstbe=

wußtseyn eben so wenig etwas weiß, als diese Erklärung des Wollens an sich brauchbar seyn würde. — Ferner soll es dem Willen möglich seyn, die entgegengesetzte Wahl von derjenigen vorzunehmen, die er wirklich vollzieht. Dies füllt das Maaß der Widersprüche. Fragen wir jetzt, was das Wollen sey? so enthält die Antwort nicht bloß den Gegensatz des Bestimmens und Bestimmt-Werdens, sondern auch noch die andern Gegensätze des wirklichen Bestimmens und des möglichen Bestimmens, des wirklichen Bestimmt-Werdens und des möglichen Bestimmt-Werdens; ja es wird das wirkliche Wählen aus einer Wirklichkeit und einer entgegengesetzten Möglichkeit zusammengesetzt, wobey nicht bloß die Ungereimtheit der Summe, Wirkliches plus Möglichem, sondern noch das, auch sonst häufige, Unternehmen zu bemerken ist, eine Möglichkeit, die als solche nicht real ist, unter die Prädicate eines Realen zu mengen. — Eine solche Masse des Widersinnigen, wie dieser Begriff der vorgeblichen Willensfreyheit sie in sich schließt, vermag schon allein, denjenigen, der sie unentwickelt annimmt, um alle zum Philosophiren nöthige Besonnenheit zu bringen; ihm das Bewußtseyn dessen, was er eigentlich denkt, völlig zu verdunkeln.

Anmerkung 1. Viele neuern Philosophen haben sich durch Kant's Irrthum täuschen lassen, nach welchem das Vermögen, absolut anzufangen, oder die transscendentale Freyheit des Willens Grundbedingung der Sittlichkeit seyn soll. Vor dieser falschen Ansicht hatte die Leibnitzische Schule sich gehütet. Aber man mußte darauf kommen, da man allgemein die Pflichtenlehre als die ursprüngliche Form der praktischen Philosophie betrachtete. Unter dieser Voraussetzung ist es unausbleiblich, daß man den Grund der Pflicht in einem ursprünglichen, inneren Gebieten suche; welches man, wider Erfahrung und Psychologie, dem menschlichen Geiste als allgemeine Eigenschaft andichtet, während es ein Phänomen bestimmter Culturzustände, und nach denselben verschieden ist. Ein solches Gebieten nun kann man nicht für einen Erfolg äußerer Wirkungen gelten lassen, weil es sich sonst nach diesen richten würde, während man sich gedrungen fühlt, ihm die ästhetischen Urtheile über den Willen unterzuschieben (§. 90—94.), ohne welche der ganze Gedanke gar keinen sittlichen Gehalt bekommen, sondern

eine leere Form seyn und bleiben würde. Demnach verwechselt man die absoluten ästhetischen Urtheile mit einer absoluten Selbstbestimmung, — das Willenlose, und eben darum über dem Willen erhabene, mit dem Willen selbst; und so kommt jene Freyheit zu Stande, die Kant für die Eigenschaft des Willens erklärt, sich selbst ein Gesetz zu seyn. Uebrigens zeigt Kant eine wahrhaft philosophische Vorsicht in der Schrift: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, im Anfange des dritten Abschnitts, wo er nur soviel voraussetzt, daß vernünftige Wesen unter der Idee der Freyheit handeln. Anderwärts ist er minder behutsam; seine Nachfolger sind es noch weniger. Das Gegenstück der kantischen Freyheitslehre ist der spinozistische Fatalismus, der, wo er von Freyheit redet, nur Befreyung von Affecten will, und zwar durch Erkenntniß des Nothwendigen. Diese Lehre ist theoretisch eben so falsch als die kantische; und in praktischer Hinsicht weit verderblicher. (Hierüber sind zu vergleichen des Vrfs Briefe zur Lehre von der Freyheit des menschlichen Willens.)

Anmerkung 2. Die eigentliche Aufklärung über die Freyheitsfrage muß man weder in der allgemeinen Metaphysik noch in der praktischen Philosophie suchen, sondern in der Psychologie. Während die allgemeine Metaphysik bloß die irrigen Meinungen über diesen Punct zurückweiset, und die praktische Philosophie zwar den Willen, wo sie ihn antrifft, der lobenden und tadelnden Beurtheilung unterwirft, aber um seinen Ursprung sich nicht kümmert, und noch weniger etwas darüber festsetzt: weiset die Psychologie auf die Mehrheit und Verschiedenheit der Vorstellungsmassen hin, die nicht bloß verschiedene Motive, sondern auch ein mehrfaches und verschiedenes, älteres und jüngeres, beharrliches und vorübergehendes, besseres und schlechteres Wollen in sich tragen können. Hierdurch löset sich das Wunder, daß der Mensch oftmals ungern will, oft in seinem Wollen mit sich zerfallen ist, daß er sich selbst bestimmt und gebietet; und zwar nicht immer in Folge deutlich gedachter Motive. Denn hier ist nicht, wie man ehemals gemeint hat, eine Wirkung des Vorstellungsvermögens auf das Begehrungsvermögen in Folge dessen, was wie ein Gut oder ein Uebel vorgestellt würde, (beyde Vermögen sind Hirngespinnste): sondern das Begehren ist ein Zustand der Vorstellungen selbst, der keinesweges immer von der Beschaffenheit des Vorgestellten, sondern weit mehr von der Construction der Vorstellungsmassen abhängt. Nach Motiven sich bestimmen zu können, ist schon Zeichen der geistigen Gesundheit: nach den besten Motiven sich zu bestimmen, ist Bedingung der Sittlichkeit. Die edelsten Entschließungen würden werthlos seyn, wenn der Mensch sagen könnte: ich will das Gute, aber nicht weil es gut ist, sondern weil es mir eben so beliebt!

§. 129. Das absolute Werden ist noch übrig; eine zwar nicht sehr populäre, aber desto mehr unter den Philosophen aller Zeiten verbreitete Vorstellungsart; welche in

den Systemen vielerley Formen und Ausschmückungen erhalten hat. Sie war darum willkommen, weil sie die Widersprüche der äußern und innern Ursachen vermeidet; und sie besitzt wenigstens den Vorzug, einfacher zu seyn, und eben darum, wenn sie nur von fremdartigen Zusätzen rein gehalten wird, auch klärer, als die vorhergehenden.

Anmerkung. In dieser empfehlenden Einfachheit und Klarheit (nicht, wie bey Spinoza, gleich von vorn herein durch einen Haufen falscher Axiomen, Definitionen, und willkürlicher Begriffe entstellt) tritt die Lehre vom absoluten Werden auf beym Aristoteles, im zweyten Buche der Physik, gleich im Anfange. Die Natur, als der Sitz des absoluten Werden, ist ihm ein Factum, welches zu beweisen lächerlich wäre.

Hier muß zuerst der Zufall beseitigt werden. Diesen würde das absolute Werden darstellen, wenn eine Veränderung, wie ohne Grund, so auch ohne Regel sich ereignete. Aber dann würde der Widerspruch sogleich zu Tage liegen. Was eine Zeitlang sich ruhig verhielte, dann sprungweise die vorige Beschaffenheit mit einer neuen verwechselte, das wäre offenbar nicht mehr dasselbe wie zuvor. Schon die Ruhe und der Wechsel würden in der Bestimmung seiner Qualität einander widerstreiten. Nicht anders, wenn es in einem verschiedenartigen Wechsel bald ein solches bald ein anderes würde. — Man kann auch die Zeitbestimmung weglassen. Was ohne alle Regel ein solches ist, während es in anderem Zustande seyn könnte: auch dies stellt in seiner Beschaffenheit den Zufall dar.

Vielmehr, in einem vesten und sich selbst gleichen Begriffe muß das absolute Werden sich auffassen lassen, damit man versuchen könne, den Wechsel selbst als die Qualität dessen anzusehn, was ihm unterworfen ist. — Dazu gehört, zuvörderst, daß es nicht einmal sich ändere, ein andermal beharre; sondern daß der Wechsel beständig fortgehe, aus aller Vergangenheit in alle Zukunft, ohne Anfang, ohne Absatz, ohne Ende. Ferner, daß er mit gleicher Geschwindigkeit continuir-

lich anhalte; also daß in gleichen Zeiten allemal ein gleiches Quantum der Umwandlung vollbracht werde. Endlich daß die Richtung der Veränderung stets die gleiche sey und bleibe; wodurch das Rückwärts- und wieder Vorwärts-Gehen, das Wiederholen früherer Zustände, gänzlich ausgeschlossen ist. —

Die erste Schwierigkeit, welche sich zeigt, ist nun sogleich diese, daß eine solche strenge Gleichförmigkeit des Wechsels in der Natur der Dinge nicht angetroffen wird. Wohl bezeugt die Erfahrung einen Kreislauf der Dinge; aber auch diesen nur ungefähr, und nicht mit der Genauigkeit, welche der obige Begriff schlechterdings fodert.

Anmerkung. Ein Kreislauf der Dinge würde etwas Aehnliches erfodern, wie die Kreisbewegung nach bekannten Grundsätzen der Mechanik; nämlich außer dem absoluten Werden noch eine äußere Kraft, um die Richtung der Veränderung jeden Augenblick von neuem zu verändern. Ohne diese einwirkende Kraft müßte ein beständiger Fluß der Dinge stets gerade fort gehn, und könnte nie in sich zurücklaufen. Es scheint nicht, daß irgend Einer von den vielen Anhängern des absoluten Werden dieses eingesehen habe. Heraklit sollte es einsehen; Platon, der in frühern Jahren die Lehren des eben genannten Philosophen gehört hatte, sollte davon wissen. Allein in Theätet (pag. 77. ed. Bip.) wird das Handeln und Leiden mit dem absoluten Werden vermengt; woraus man sogleich begreift, warum in den übrigen, hierher gehörigen Lehrmeinungen die Consequenz fehlt. Im Phädon nimmt Platon geradezu einen Kreislauf an zwischen Leben und Tod; und zwar in der Meinung, daß die Consequenz ein Werden in doppelter Richtung sogar fodere. (pag. 163; οὐκ ἀνταποδώσομεν τὴν ἐναντίαν γένεσιν, ἀλλὰ ταύτῃ χωλὴ ἔσται ἡ φύσις; ἢ ἀνάγκη ἀποδοῦναι τῷ ἀποθνήσκειν ἐναντίαν τινὰ γένεσιν; Πάντως που.) Dieser Irrthum ist aber nicht zu verwundern. In Platon's Lehre ist nicht das Werden, sondern das unveränderliche Seyn der eigentliche Gegenstand des Wissens. Der ganze Phädon, mit Ausnahme weniger Stellen, handelt vom Werden, und ist eine populäre, sehr schöne, aber nicht wissenschaftlich genaue Darstellung, welche sich ganz der Veranlassung des Gesprächs anschließt. Daher viel Mythisches; sogar Gespenster bey Gräbern (pag. 185.) und Seelenwanderung in Thiere! Wer sich nicht etwan einbildet, dies seyen ernstlich gemeinte Lehrsätze, der lerne aus diesem Beyspiele, wie sorgfältig man beym Platon die Hypothesen und Ausschmückungen unterscheiden müsse, von dem Wesentlichen des Systems.

In der That kann man die Ungleichförmigkeit des Wechsels nur mit Ausflüchten entschuldigen. Man kann

annehmen, daß Verschiedenes auf verschiedene Art wechsele, in verschiedener Richtung, Geschwindigkeit und Zeit. Man muß alsdann hinzusetzen, es möge dieses Verschiedene einen Einfluß, wenigstens scheinbar, auf einander ausüben, sich gegenseitig stören und hemmen: — wobey man aber schon auf irgend eine Weise in den oben verworfenen Causalbegriff verfällt. Man kann noch die Bemerkung geltend machen, der Wechsel sey ohne Zweifel auch in unserm Gemüthe (welches ja als veränderlich in seinen Zuständen sich unmittelbar im Bewußtseyn ankündigt); dadurch werde uns, den in eigner Umwandlung fortgerissenen, die klare Auffassung des von uns unabhängig Wechselnden getrübt, und die Gleichförmigkeit des Werdens entziehe sich, wenn schon wirklich vorhanden, unserer Kenntniß: — wobey nur der Fehler wird begangen werden, daß von einer *trüben* Auffassung die Rede ist, wo *gar keine* statt findet, wenn durch kein Causal-Verhältniß zwischen uns und dem Aeußeren, Vorstellungen in uns erzeugt werden.

Die erwähnten Ausflüchte treffen ungefähr zusammen mit den Vorstellungsarten des *Heraklit* und *Protagoras*, von denen jener, vielleicht der älteste entschiedene Verkündiger des beständigen Flusses aller Dinge, die Freundschaft und Feindschaft bey der Welterklärung zu Hülfe rief; dieser den Menschen für das Maaß aller Dinge erklärte. Von neueren Wendungen wird im folgenden Capitel noch etwas vorkommen.

Im Vorbeygehen sey hier erwähnt, daß der Begriff des absoluten Werden genau mit dem ächten Begriffe des *Schicksals* (εἱμαρμένη) zusammentrifft. Von allen Gottheiten ist das Schicksal scharf unterschieden, und über sie hinausgestellt, wie das absolute Werden über aller Causalität und Freyheit hervorragt, denen es, wenn man sie übrigens zulassen will, *wenigstens ihre Reihen anfangen* muß, damit der Anfang nicht selbst im Unend-

lichen vergeblich gesucht werde. Von einem *gültigen* und *grausamen* Schicksal kann deshalb nicht die Rede seyn; nicht einmal von einem Zwange, den es ausübe; welches Causalität wäre; sondern nur von der *vorbestimmten Gewißheit* der Erfolge, die keine Klugheit noch Gewalt abwenden könne.

Abgesehen nun von allen möglichen Nebenbestimmungen, durch welche man versuchen kann, diesen Gedanken der Erfahrung anzupassen; ist der Begriff des absoluten Werden in sich selbst widersprechend *); so daß er in allen Gestalten, worin bisherige oder künftige Systeme ihn erscheinen lassen, muß verworfen werden. Denn *was* ist das Werdende? Seine Qualität soll im Werden selbst bestehen; aber dieser Begriff läßt sich nicht anders denken, als durch die wechselnden Beschaffenheiten, welche in der Umwandlung durchlaufen werden. Man muß also diese, unter einander entgegengesetzten Beschaffenheiten, welche in der unendlichen Reihe des Wechsels vorkommen sollen, zusammenfassen, und sowohl durch die verschwundenen, welche als Vorläufer zu der jetzigen gehören, als durch die zukünftigen, welche in der jetzigen prädestinirt liegen, die Qualität des Werdenden bestimmen. Hiebey werden alle in eine Einheit concentrirt, worin sie sich aufheben; denn sie werden eigentlich alle zugleich dem Werdenden beygelegt. Will man dagegen sich auf die Succession berufen, wodurch der Widerspruch vermieden werde, indem jedesmal von zweyen entgegengesetzten die vorige weiche, ehe die folgende eintrete, folglich das Werdende in jedem Zeitpuncte nur eine einzige Qualität wirklich besitze: so hat man sich den Begriff verdorben, und dabey gar nichts gewonnen. Der

*) Der Widerspruch ist kurz und kräftig ausgedrückt in dem Heraklitischen Lehrsatze: τἀναντία περὶ τὸ αὐτὸ ὑπάρχειν. Sextus Pyrrh. II. 1, 29, §. 80. und Aristot. Phys. I, 3, §. 9. Der letztere setzt hier recht derb hinzu: οὐ περὶ τοῦ ἓν εἶναι τὰ ὄντα, ὁ λόγος ἔσται, ἀλλὰ περὶ τοῦ μηδέν.

Begriff erfodert, daß nicht irgend eine unter den einzelnen Beschaffenheiten, sondern das gesammte Werden, welches sie alle durchläuft, als Qualität des Werdenden gelte; und dabey wird nur der Fehler begangen, daß man an dem abstracten Gedanken des Werdens sich vesthält, der freylich keinen Widerspruch in sich enthalten würde, wenn er nur ohne die Beziehung auf die mannigfaltigen, wechselnden Beschaffenheiten, überall Sinn und Bedeutung hätte. Wer nun lieber von der Höhe des abstracten Gedankens herabsteigen, das Werdende in seinen einzelnen Zuständen näher betrachten, und zusehen will, wie die nächstfolgende Beschaffenheit aus der nächstvorhergehenden hervortritt; der hat gar nichts mehr, woran auch nur eine Täuschung sich anlehnen ließe. Denn nun soll die vorhergehende sich selbst aufheben, und überdies ihr eigenes Gegentheil erzeugen. Das Werdende war etwas Bestimmtes; eben darum weil es dieses war, soll es dasselbe nicht mehr seyn, sondern das Gegentheil werden. Das heißt, A, weil es A ist, soll nicht A seyn, sondern ein Gegentheil von A werden! Ferner, in dem Augenblicke des Ueberganges soll die eine Beschaffenheit aufhören, die andre eintreten. Läßt man jene ganz aufhören, bevor diese eintritt, so zerreißt die Continuität des Werdens; ein Ding verschwindet, ein völlig Anderes, Fremdes, mit dem Vorigen nicht Zusammenhängendes entsteht in dem nächsten Augenblicke. Läßt man, damit Eins aus dem Andern werde, die vorige Beschaffenheit noch nicht ganz aufhören, indem die andre, entgegengesetzte schon eintritt: so faßt ein Zeitpunct die widersprechenden zusammen; er enthält Aufhören und Anfangen, wovon jenes, Seyn und doch nicht mehr Seyn, dieses, Seyn und doch noch nicht Seyn bedeutet.

Diese letztere, offenbar ungereimte Vorstellungsart, wird bey geübten Denkern sich höchstens als Uebereilung

einschleichen; die erste tritt um so dreister auf; besonders wenn noch hinzugesetzt wird, der gesammte Wechsel sey nur Erscheinung eines nicht wechselnden, aber in so fern auch nicht erscheinenden, Grundes. Doch dies ist kaum Verhüllung, es ist Verschlimmerung des Widerspruchs. Besäße der Grund, das wahrhaft Seyende hinter dem Werden, eine einfache Qualität: so würde aus dem einfachen Grunde gar nichts weiteres werden, er würde sich selbst gleich seyn und bleiben; — am wenigsten würde er erscheinen, welches eine Relation zu der Auffassung dieses Erscheinens in sich schließt. Diese Auffassung mag nun was immer für einem auffassenden Subjecte zugeschrieben werden: so ist damit allein schon ein doppelter Widerspruch zugelassen. Erstlich, daß zu demjenigen, was das Erscheinende (welches nicht bloße Erscheinung, d. h. ein nichtiges Bild seyn kann) selber Ist, noch das Erscheinen hinzukommt, dies bringt Zweyerley in die Qualität desselben hinein; womit der Widerspruch des §. 122. herbeygeführt wird. Zweytens, daß dasselbe Erscheinende für ein auffassendes Subject vorhanden seyn soll, welches Subject wenigstens in so fern von jenem unterschieden, und ihm entgegengesetzt werden muß, — dieser Umstand fodert zu ähnlichen Betrachtungen auf, wie oben (§. 127.) über das Thätige angestellt wurden. Es wird nämlich auch hier ein Solches gedacht, welches, um das zu seyn was es ist, sich selbst nicht genügt, sondern die Voraussetzung eines ihm entgegengesetzten in die Bestimmung seiner eigenen Qualität aufnimmt. — — In diese Ungereimtheiten nun sich zu verstricken, ist völlig unnütz für den Begriff des absoluten Werden; es mildert dessen Widersprechendes nicht im mindesten. Denn immer bleibt die Menge, es bleiben die Gegensätze der wechselnden Beschaffenheiten; wenn schon dieselben nur Erscheinungen seyn sollen. Indem sie alle aus Einem und demselben Grunde erwartet werden, tritt es

nur deutlicher hervor, daß in diesem, nicht wechselnden, Grunde alle Mannigfaltigkeit und aller Widerspruch concentrirt sey, woraus das Viele und Entgegengesetzte der Erscheinung sich entfalten soll. Der Grund würde nicht Grund seyn, wenn man in ihm nicht alles das unentwickelt, also zusammengedrängt, voraussetzen sollte, was aus ihm hervorgehn wird. Es käme alsdann nicht aus ihm, sondern zu ihm; es würde nicht von ihm getragen, sondern es flöge ihm an; und selbst wenn man dies, im höchsten Grade widersinnige, zufällige Ankleben des Wechselnden an das Beharrliche, ernstlich annehmen wollte, würde nicht einmal in dem Ankleben, nicht einmal in der Berührung zweyer so völlig Heterogenen, ein Sinn angetroffen werden.

§. 130. Die Aufstellung des Trilemma, wodurch die Veränderung als etwas ganz Undenkbares erkannt wird, ist vollendet. Bevor wir erwägen, welche Richtung unser Nachdenken durch diese Einsicht erhalten müsse: finden einige Nebenbetrachtungen hier ihre rechte Stelle.

Der gemeine Verstand pflegt sich zwar alle drey Vorstellungsarten zu erlauben, sowohl die der äußern Ursachen, als der Selbstbestimmung, als des absoluten Werden oder des Schicksals. Er bedient sich der ersten in Hinsicht der Körperwelt, der zweyten in Ansehung des Willens, der dritten da, wo vom Laufe der Dinge im Allgemeinen die Rede ist. Allein offenbar versteckt sich im gemeinen Leben bey der Erwähnung des Schicksals nur die Unwissenheit über die Reihe der Ursachen: und was den Willen anlangt, so pflegen selbst Philosophen den Begriff der Selbstbestimmung nicht in die obige Reihe hinaus zu verfolgen, sondern sie lassen die erste Selbstbestimmung absolut werden, und meinen dadurch die Zurechnung zu sichern; — obgleich eine solche sogenannte intelligibele That, die nicht

einmal ein regelmäßig fortlaufendes Thun darstellt, die sogar ohne alle Succession gedacht werden soll, und eben deshalb gar keine weitere Entwickelung, noch Verbesserung, zuläßt, — nicht mehr noch weniger als der klare Zufall selbst ist. — Man sieht hieraus, daß in der Regel der gemeine Verstand (und mit ihm die Naturforscher und Historiker) sich mehr zum Mechanismus, die Philosophen sich mehr zum absoluten Werden hinüberneigen; während mit der Selbstbestimmung, so hoch sie unter dem Namen der Freyheit auch gepriesen wird, es Niemandem wahrer und strenger Ernst ist.

Anmerkung. An diesem Orte nun läßt es sich erst zeigen, daß die Lehre von der sogenannten transscendentalen Freyheit nicht bloß falsch, sondern auch dem praktischen Interesse zuwider ist. Die Betrachtung darüber zerfällt in zwey Theile.

1) Will man die einzelnen Entschließungen des Menschen als frey betrachten? So hat der Mensch keinen Charakter. Jeder Actus des Willens, jeder Entschluß ist nun etwas für sich, ohne Zusammenhang mit frühern und folgenden Entschlüssen. Die einzelnen Willensbestimmungen fallen zwar unter das sittliche Urtheil: aber das ganze Leben des Menschen ist ein loses Aggregat von Selbstbestimmungen, deren jede von vorn anfängt, die Einheit ist verloren, und der Werth des ganzen Menschen ist dahin. Wer gestern der Beste war, kann heute der Böseste seyn. — Kant hat diese Ansicht ganz aufgegeben. Nach ihm hat der Mensch Charakter, und dieser beruht auf einer zeitlos-intelligibelen That, von der alle zeitlichen Entschließungen nur Erscheinungen sind. Hiermit fällt das zeitliche Leben nun gerade umgekehrt unter das Gesetz einer eisernen Nothwendigkeit. Wie der Mensch einmal ist, so ist er immer; wie das ganze Geschlecht der Menschen, und aller Vernunftwesen überhaupt, jetzt ist, so bleibt es; denn es giebt nun in sittlicher Hinsicht keinen Unterschied mehr zwischen dem Jetzt, Ehemals und Künftig. Besserung und Verschlimmerung ist bloßer Schein. — Hieraus sieht man, daß man sich hüten muß, das Sittliche in dem ursprünglich-Realen zu suchen, welches allerdings zeitlos ist. Darum dürfen Metaphysik und Aesthetik nicht vermengt werden. Das ursprüngliche Reale ist gar nicht die Gegend, wohin unsere sittlichen Wünsche sich wenden müssen; diese beziehn sich auf das Gebiet des Geschehens.

2) Will man die vorgebliche zeitlose, intelligibele Entschließung des Menschen als frey betrachten? — Gesetzt, es gebe eine solche: so hängt sie nicht ab von der Einsicht in das Gute und Rechte; denn sonst wäre sie durch diese Einsicht nothwendig

geworden. Sie trifft demnach mit dieser Einsicht bloß zufällig zusammen, oder weicht eben so zufällig davon ab; und es klebt vermöge dieser Zufälligkeit, an dem besten Entschlusse immer noch die Möglichkeit des Bösen, so wie an dem bösesten immer noch die Möglichkeit des Guten. Daher kann Gott, der Heilige, schlechterdings nicht als frey, in dem hier angenommenen Sinne des Worts, gedacht werden; denn für ihn ist das Böse unmöglich. Mit richtigem Sinne hat man daher die Freyheit in dem Abfalle von Gott gesucht, aber nicht in der Gottähnlichkeit, worin sie liegen müßte, wenn das praktische Interesse dafür, und nicht dawider seyn sollte.

Uebrigens hat die Lehre von der transscendentalen Freyheit ihr schädliches Uebergewicht jetzt schon größtentheils verloren. Sie wird es auch nicht so leicht wieder gewinnen. Denn die heutige Zeit erzieht nicht so viele willenlose Menschen als früher der Fall war; daher können die Schulen der Philosophen kein Verdienst mehr darin suchen, die Menschen daran zu erinnern, daß sie einen Willen haben. Vielmehr liegt in den jetzigen Bewegungen der Köpfe, der Gemüther, und der öffentlichen Angelegenheiten die stärkste Aufforderung, daß man sich ernstlich um wahre Psychologie bekümmere; hiermit aber werden die überspannten Vorstellungen von der möglichen und pflichtmäßigen Selbstbestimmung in ihre rechten Gränzen allmählig zurückkehren. Und darin liegt die Bedingung, unter welcher allein man von der Erziehung — sowohl im Einzelnen als im Großen von der Volksbildung — die richtigen Begriffe wird fassen können.

Da nun eigentlich alle drey Vorstellungsarten völlig gleich ungereimt sind: so muß es befremden, daß dennoch einer vor der andern ein Vorzug könne ertheilt werden. Dieser hängt in der That nur davon ab, daß einige der entwickelten Widersprüche fühlbarer sind, andre weniger. Am unmittelbarsten dringt sich die Undenkbarkeit des Zufalls auf. Ein Ding, welches im nächsten Augenblicke nicht mehr dasselbe ist, was es im vorigen war, fällt selbst dem gemeinen Verstande als etwas Widersprechendes auf. Da nun das Ding gleichwohl in der Wirklichkeit vor ihm steht, so nimmt er sogleich die nothwendige Richtung des Denkens, welche auch die Metaphysik (nach der Methode der Beziehungen) verfolgen muß: er verbessert den gegebenen Begriff; er bleibt bey der Anschauung nicht stehen, sondern erhebt sich darüber im Denken.

Das Veränderte ist ihm gegeben; er aber ladet die

Schuld der Veränderung auf etwas Anderes und Fremdes, welches als Ursache müsse herbeygekommen seyn, um das Neue zu stiften, was in dem Alten von selbst nicht habe werden können. So entspringt der Causalbegriff; er wird erzeugt in einem nothwendigen Denken, dessen Nothwendigkeit nicht innerlich im Gemüth ihren Sitz hat, sondern in dem Gegebenen so vielemal entsteht, als vielemal die widersprechende Form, Veränderung genannt, in der Sinnenwelt vorkommt.

Es ist aber der Causalbegriff nicht gleich bey seiner ersten Erzeugung auch schon vollendet: sondern er wird als ein roher Gedanke, welchem eine viel weitere Ausbildung bevorsicht, von den Philosophen vorgefunden, die sich auf allerley Weise an ihm versuchen. So lange sie nun den Begriff des Eingreifens des Thätigen ins Leidende nicht zu vermeiden wissen: können sie nicht anders, als sich in dem vorgefundenen Gedanken verwickeln: der ihnen endlich verdächtig werden muß, so daß sie ihn aufgeben, und auf mancherley Wegen zum absoluten Werden zurückkehren. Dieses nämlich läßt hoffen, es werde einer Veredelung fähig seyn, indem man ihm selbst, dem Wechsel und Wandel, die Unwandelbarkeit eines Gesetzes, die Gleichförmigkeit des Verlaufs zueigne, und ihn dadurch dem Zufall gerade entgegensetze. Nun mischen sich mancherley ästhetische und idealistische Vorstellungsarten mit ein, welche schon allein die Verwirrung aufs äußerste treiben würden, wenn auch nicht das religiöse Interesse, ja gar allerley kirchliche Meinungen, sich anmaaßten, über diesen rein speculativen Gegenstand mitzusprechen.

§. 131. Unter jenen Einmischungen soll hier nur die wesentlich in der Sache liegende Beziehung zwischen dem absoluten Werden und dem strengen Idealismus (§. 124.) angezeigt werden. Sie ist wechselseitig; so daß der Idealismus das absolute Werden in sich schließt, und rückwärts

dieses, verbunden mit strenger Verwerfung des Causalbegriffs, nur den Idealismus übrig läßt.

Wendet man nämlich die obigen drey Vorstellungsarten auf die Frage vom Ursprunge unserer Erkenntniß an: so bietet sich zuvörderst die gemeine Meinung dar, von dem Einwirken der äußern Dinge auf die Sinne, dem fernern Einwirken der Sinne aufs Gehirn, endlich dem Einwirken des Gehirns auf die Seele, wobey die Bewegungen in jenem den nächsten Grund der Vorstellungen in dieser ausmachen sollen. Diese Meinung ist bekannt unter dem Namen des systema influxus physici.

Anmerkung. In Wolf's rationaler Psychologie verdient das Capitel, welches hiervon handelt, nachgelesen zu werden. Besonders §. 568 und 576: si corpus physice in animam influit, vis quaedam motrix transit ex corpore in animam, et in eadem transformatur in aliam, — vis aliqua motrix, quae materiae cuidam inhaerebat, in gratiam animae perit. Desgleichen §. 567 und 577: si anima physice influit in corpus, vis quaedam animae transit in corpus, et in eo abit in motricem, — vis aliqua motrix oritur, quae antea nulli materiae inhaerebat, in gratiam animae. In neuerer Zeit ist längst bemerkt, die scheinbare Unbegreiflichkeit müsse in einem falschen Begriffe von der Materie ihren Sitz haben. Allein man kann den Begriff der Materie nicht für dieses Problem besonders abändern; vielmehr muß man ihn dazu schon anderwärtsher berichtigt mitbringen; und überdies ist der Causalbegriff dabey nicht etwan zu beseitigen, sondern man muß ihn ebenfalls schon berichtigt haben, so, daß jenes fehlerhafte transire vermieden sey. — Daß die ganze Frage nur ein specieller Fall der allgemeinen von der vis transiens überhaupt ist; daß sie auch auf Wirkung und Gegenwirkung unter mehrern Körpern kann ausgedehnt werden, entging schon den früheren Zeiten nicht. Wolf. psych. rat. §. 611.

Leibnitz verwarf den physischen Einfluß, und setzte die vorbestimmte Harmonie an die Stelle; ohne die Frage, was uns denn überall für eine Gewißheit vom Daseyn unseres Leibes und der Außenwelt übrig bleibe, gehörig zu beantworten; und ohne die Undenkbarkeit der Seele, als des Einfachen, das zu einer ins Unendliche gehenden Mannigfaltigkeit von Vorstellungen die Gründe enthalten sollte, anzuerkennen.

Die zweyte Vorstellungsart, nach welcher Selbstbestimmung den Ursprung der Erkenntniß ausmachen soll, kann nur bey denen vorkommen, welche eine intellectuale Anschauung annehmen; falls sie nämlich dieselbe als ein Werk, nicht des Glücks, noch einer höhern Eingebung, sondern der Freyheit, des eignen Aufschwunges ansehn. Wegen der gewöhnlichen Inconsequenz, womit die Selbstbestimmung, statt der Entwickelung in eine unendliche Reihe, vielmehr selbst auf ein absolutes Werden gestützt wird (§. 128, 130.), findet sich eine solche Annahme auch bey denen, welche eigentlich dem absoluten Werden anhängen.

Verwirft man den Causalbegriff: so ist eben damit die gesammte sinnliche Erkenntniß verworfen, welche als Wirkung der unsere Sinne afficirenden äußeren Dinge angesehen ward. Man kommt demnach, falls keine Inconsequenz dazwischen tritt, auf den strengen Idealismus, nach welchem wir nur selbsterzeugte, das heißt hier, in uns absolut gewordene, Vorstellungen haben, und rückwärts diesen Vorstellungen keine von uns unabhängige Realität beylegen dürfen.

Eben so nun führt die Voraussetzung des Idealismus auf das absolute Werden unserer Vorstellungen, indem dieselben unwillkürlich, aber ohne alle äußere Beyhülfe, in uns entstehn. Diesem Grundgedanken ist es alsdann ganz angemessen, mit Fichte'n das ruhende Seyn und Bestehen der Seele, als etwas Todtes (nicht im Werden Begriffenes) zu verwerfen; und dem Ich nur in so fern Realität beyzulegen, als es lauter innere Thätigkeit, lauter Leben (lauter absolutes Werden) sey; welchem gleichwohl die zeitliche Entwickelung müsse abgesprochen werden, indem die Zeitlichkeit nur zur Erscheinung gehöre: — nach der am Ende des §. 129. erwähnten Vorstellungsart.

Das absolute Werden und der Idealismus stehen und fallen demnach Eins mit dem andern; und die Widerlegung eines jeden von beyden trifft beyde zugleich.

Drittes Capitel.

Vom absoluten Seyn, und dessen Gegentheilen.

§. 132. Seyn und Scheinen zu unterscheiden, ist nach allem Vorhergehenden nothwendig. Niemand wird glauben, daß gar Nichts sey; denn es ist klar, daß alsdann auch nichts erscheinen würde. Was aber sey, soll aus dem gegebenen Schein auf ähnliche Art in der Metaphysik erforscht werden, wie in der Astronomie aus den scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper die wahren gefunden werden. Unsern Vorstellungen, wie sie schon sind, steht eine Umwandlung bevor, welche in besserer Erkenntniß künftig endigen soll.

Ganz eine andere Frage ist, wie unsere jetzt vorhandenen Vorstellungen entstanden seyn mögen. Diese zweyte Frage, welche in die Vergangenheit zurück schaut, wurde schon oben berührt, als die Möglichkeit, die Formen der Erfahrung wahrzunehmen, Zweifel erregte. (§. 29.) Damals schon wurde diese Frage der Psychologie zugewiesen. Jetzt kann man ihr ein Paar andre beyfügen, nämlich, wie die sinnlichen Empfindungen entstehen mögen (§. 131.) und wie es zugehe, daß in den Begriffen von jenen Formen Widersprüche gefunden werden. Es ist nicht überflüssig, diese psychologischen Fragen, welche oft mit den metaphysischen vermengt vorkommen, hier mehr auseinander zu setzen. Dazu veranlaßt besonders Kant; der den Raum und die Zeit zu den Formen der Sinnlichkeit rechnete, hingegen die Begriffe von Substanz und Ursache dem Verstande zuwies, und für das Ich eine reine, ursprüngliche Apperception annahm. Verbindet man dies mit dem vorigen, so lassen sich fünf psychologische Fragen unterscheiden, in folgender Ordnung:

1) Wie entstehen die Empfindungen? (die Materie der Erfahrung.)
2) Wie die Reihenformen? (wohin außer Raum und Zeit auch Zahl und Grad gehören.)
3) Wie die gemeinen Erfahrungsbegriffe? (Kategorien, §. 73. Anm. 2.)
4) Wie das Selbstbewußtseyn? (welches vom innern Sinne, der Auffassung des in Uns Wechselnden, noch unterschieden wird.)
5) Wie die Reflexionen, mit welchen die Geschichte der Metaphysik begonnen hat?

Nimmt man hierzu noch die Fragen vom Ursprunge des logischen Denkens, und vom Entstehen des mannigfaltigen Vorziehens und Verwerfens, dessen bey Gelegenheit der ästhetischen Urtheile erwähnt ist, sammt den dabey vorkommenden Gemüthsbewegungen (§. 82—87.), so sieht man, daß alle Theile der Philosophie von psychologischen Fragen *begleitet* werden. Wie aber diese Fragen nicht in die Logik gehören, und wie sie von der Aesthetik schon mußten zurückgewiesen werden: eben so nöthig war es hier, zu erinnern, daß die *bevorstehenden* metaphysischen Untersuchungen nicht mit *Rückblicken* auf den Ursprung unserer Vorstellungen dürfen verwechselt werden. Wüßte man auch *hier* schon, was die Psychologie von der bis auf den gegenwärtigen Punct *abgelaufenen* Geschichte unseres Vorstellens lehrt: so würde noch immer die Vorschrift fehlen, wie unser jetziges Denken fortzusetzen und *weiter* auszubilden sey. Davon spricht die Metaphysik.

Anmerkung. Mit Recht erinnerte Kant, in der Vorrede zur Vernunftkritik, an den Copernicus. Aber unrichtig setzte er hinzu: „wenn die Anschauung sich nach der Beschaffenheit der Gegenstände richten müßte, so sehe ich nicht ein, wie man a priori von ihr etwas wissen könne; richtet sich aber der Gegenstand (als *Object* der Sinne) *nach der Beschaffenheit unseres Anschauungsvermögens*, so kann ich mir diese Möglichkeit ganz wohl vorstellen." Diese Meinung ist ähnlich der, als ob Jemand den Fehler in der Erscheinung vom Auf- und

Untergange der Sonne, der freylich an der Sonne nicht liegen kann, dagegen in der Einrichtung des menschlichen Auges suchen wollte. Die Augen sind so wenig Schuld als die Sonne. Das Unwahre der Erscheinung liegt an der **Stellung** des Beobachters gegen Das, was er zu beobachten hat. Was in dieser Stellung erscheint, bedarf einer Berichtigung; und diese Berichtigung vollzieht die Wissenschaft. Anstatt dies zu begreifen, übertrieb Fichte den kantischen Idealismus; und hiermit war die Philosophie auf eine falsche Bahn geleitet. Die Entdeckung der Widersprüche im Begriff des Ich versprach etwas Besseres; aber Fichte's Gesichtskreis war zu beschränkt: er kannte die Natur nicht.

§. 133. Während nun die Fragen vom Werden unserer Vorstellungen nicht eher wieder hervortreten können, als bis der Begriff vom Werden überhaupt seine Berichtigung empfangen hat: ist es dagegen die nächste Angelegenheit der Metaphysik, das reine Seyn von denjenigen Wirklichkeiten zu unterscheiden, welche den Eigenschaften, Verhältnissen, und Verneinungen zukommen mögen. Von dem Versuch, die Eigenschaften, abgesondert von den Gegenständen, als das Reale zu betrachten, handelt das nächstfolgende Capitel. Hier aber wird dem reinen Seyn zuerst der Begriff der Bewegung entgegentreten, welcher aus Verhältnissen und Verneinungen zusammengesetzt ist. Denn indem das Bewegte selbst ganz unbestimmt bleibt, wird ihm doch ein Ort, oder ein räumliches Verhältniß der Lage unter andern Gegenständen, dergestalt zugeschrieben, daß es diesen Ort nur habe um ihn zu verlassen, indem es im Durchgange durch denselben begriffen ist. Daß nun der Begriff der Bewegung in der Metaphysik ganz anders müsse behandelt werden als der des Realen, könnte zwar unmittelbar einleuchten. Allein zwischen Bewegung und Veränderung ist eine täuschende Analogie, welche Vermengungen, und hiermit falsche Systeme veranlaßt hat, wovon ein Paar Proben hier nicht dürfen übergangen werden. Historische Anknüpfungspuncte bieten uns die Eleaten, Leukipp (nebst Demokrit und Epikur), Bruno und Spinoza.

§. 134. Sehr würdige Männer des Alterthums, die Eleatischen Philosophen und Platon (vielleicht vor dem letztern schon Sokrates), suchten sich mit reiner Wahrheitsliebe in dem Gedanken zu bevestigen, daß nur ein unwandelbares Seyn den Gegenstand des Wissens ausmachen, und daß von allem Wechsel nur als von einem Wahn, aufs gelindeste als von einer Meinung, die jedoch vom Wissen streng zu scheiden sey, geredet werden könne. Auch schließen sich die Grundgedanken der Eleaten und des Platon zu einem solchen Ganzen, daß sie die beyden nächsten Vorstellungsarten, welche nach Verwerfung des Wechsels möglich sind, vollständig angeben.

§. 135. Die Eleaten können angesehen werden als die Erfinder des metaphysischen Hauptsatzes:

Die Qualität des Seyenden ist schlechthin einfach: und darf auf keine Weise durch innere Gegensätze bestimmt werden.

Der zweyte Theil dieses Satzes, obgleich im ersten schon enthalten, ist dennoch demselben ausdrücklich beygefügt worden, um anzudeuten, daß die gewöhnlichen Erfahrungsbegriffe vom Seyn müssen abgehalten werden.

Der Beweis liegt schon im §. 122, wo bemerkt worden, daß jeder Versuch, eine Mehrheit von Bestimmungen in die Qualität des Seyenden hineinzubringen, immer die Frage nach dem Einen aufrege, welchem, als dem Seyenden, das an sich Viele, da es doch nicht als Vieles Seyendes soll gedacht werden, eigentlich zuzuschreiben sey. Indessen mag noch folgende Auseinandersetzung hinzukommen.

Gesetzt, das Seyende A enthalte in seiner Qualität die, gegenseitig unabhängigen, Merkmale a und b; so sind diese schon durch bloße Verschiedenheit, vollends aber, wenn sie einen conträren Gegensatz bilden, die Urheber des contradictorischen Gegensatzes a und non a, b und non b.

Nun entsteht zwar dieser Gegensatz nur im Denken, welches a mit b vergleicht; ohne daß darum die Prädicate von a und von b dem A beyzulegen wären. Aber es verhelfen uns dieselben zu der Bemerkung, daß, wenn dem a das Seyn zugeschrieben wird, es darum noch nicht dem b, und rückwärts, wenn dem b, es darum noch nicht dem a zugeschrieben ist. Da nun beyde, a und b in A befaßt sind, so sollen beyde verschiedene Behauptungen, a sey, und b sey, zugleich Statt finden. Dieses heißt zunächst soviel, als, es giebt zwey Seyende, erstlich a, und zweytens b. Allein das ist gegen die Meinung. Nicht dem a, sofern es unverbunden mit b gedacht würde, noch dem b, als gesondert von a, vielmehr der Verbindung beyder, wird Ein Seyn beygelegt. Hier sind sowohl a als b, ihrer Verbindung entgegengesetzt worden. Auf die Frage: was ist das Seyende? erfolgt demnach die Antwort: weder a als a, noch b als b, sondern die Verbindung beyder. Dieses hat, genau genommen, gar keinen Sinn, denn die Verbindung ist eine bloße Form; und ihr das Seyn zuschreiben, heißt gerade soviel als es dem a und dem b zuschreiben, welches wieder zwey Seyende statt eines einzigen giebt. Aber man denkt sich statt der Verbindung, der bloßen Form, ein Etwas, — jenes A, — welches eigentlich Eins sey, obschon es durch die Merkmale a und b könne gedacht werden. Hier stehn einander entgegen die Einheit im Seyn, und die Vielheit im Gedacht-Werden. Dieses kann in der That sehr wohl mit einander bestehen, aber es darf das eine mit dem andern nicht verwechselt werden. A, sofern es gedacht wird, d. h. der Begriff von A, kann allerdings in mehrere und verschiedene Merkmale sich auflösen und gleichsam übersetzen lassen; diese Mehrheit aber muß wieder verschwinden, sobald vom Seyn die Rede ist. Denn das Seyn wird Einem, folglich nicht Vielem als solchem zugeschrieben; und darin liegt die Foderung, daß, wenn der

Begriff A sich als Begriff in a und b übersetzen (durch beyde zusammengenommen richtig ausdrücken) läßt, dann auch wieder a und b sich müssen in A, als einen einfachen Begriff, zurück übersetzen lassen, wofern das Seyn darauf soll bezogen werden, ohne daß eine Mehrheit von Dingen herauskäme.

Es ist gleich Anfangs vorausgesetzt worden, a und b seyen gegenseitig unabhängig. Wären sie es nicht oder nicht ganz, so würden sie gerade in so fern auch keine wahre Mehrheit ausmachen, wie doch sollte angenommen werden.

§. 136. Der vorstehende Beweis muß sich auf einen Einwurf gefaßt halten, den manche für wichtig genug ansehn, um ihm bedeutenden Einfluß auf ihr ganzes System zu gestatten.

Es ist nämlich offenbar, daß in dem geführten Räsonnement alles auf den Begriff von dem, Was Ist, ankommt; welcher consequent soll vestgehalten werden, so daß nicht der Voraussetzung Eines Seyenden die Angabe eines vielfachen Was, unvermerkt untergeschoben werde. Diese Consequenz im Denken, was kann sie helfen, um das außer dem Denken, außer uns vorhandene Seyende selbst, zu erkennen? Warum sollte das, was wahrhaft und an sich Ist, sich nach unserer subjectiv nothwendigen Vorstellungsart richten?

Die ganze Erwiederung ist eine Gegenfrage: Wie kann man sich einfallen lassen, eine solche Frage aufzuwerfen? Der Fragende unternimmt, sich vorzustellen, daß etwas sey, welches von unserer nothwendigen Vorstellungsart abweiche: er unternimmt also, in sein eignes Denken diejenige falsche Vorstellungsart wirklich aufzunehmen, welche er sich so eben verboten hatte. Dazu gebraucht er den Vorwand, von Dingen zu reden, die unabhängig vom Denken

vorhanden seyn könnten; während es eben so ungereimt ist, Möglichkeiten anzunehmen, die für Unmöglichkeiten sind erkannt worden, als Dinge an sich zu sehen ohne Augen, und zu fühlen ohne irgend ein Organ des Fühlens.

Demnach muß ein für allemal bemerkt werden, daß die Gültigkeit und reale Bedeutung dessen, was wir über das Seyende in einem nothwendigen Denken vestsetzen, gar nicht kann bezweifelt werden, weil der Zweifel nichts anders ist, als ein Versuch, sich dem nothwendigen Denken zu entziehen. Wir sind in unsern Begriffen völlig eingeschlossen; und gerade darum, weil wir es sind, entscheiden Begriffe über die reale Natur der Dinge. Wer dies für Idealismus hält (wovon es ganz und gar verschieden ist), der muß wissen, daß nach seinem Sprachgebrauche es kein anderes System giebt als Idealismus.

Anmerkung. Fichte, in der Wissenschaftslehre S. 273 (Ausgabe von 1794), sagt sehr richtig: „daß der endliche Geist nothwendig „etwas Absolutes außer sich setzen muß (ein Ding an sich), und „dennoch von der andern Seite anerkennen muß, daß dasselbe „nur für ihn da sey (ein nothwendiges Noumen sey): dies ist „derjenige Cirkel, den er ins Unendliche erweitern, aus welchem „er aber nie herausgehn kann.“ Es ist der Mühe werth, daß die ganze Stelle im Zusammenhange gelesen werde. Fichte hat sich, wider seinen Willen, im Idealismus vestgehalten gefunden; weil er glaubte, bey der absoluten Position des Ich beharren zu müssen, während er das Nicht-Ich immer nur in der Relation zum Ich, demnach nicht als ein wahres Ding an sich, dachte. Aber das Ich ist widersprechend, folglich nichts weniger als real, sondern bloße innere Erscheinung; das Substrat dieser Erscheinung, die Seele, kommt keinesweges allein durch sich, sondern nur in Verbindung mit solchen Wesen, die von ihr schlechthin unabhängig sind, zu dem, was wir Selbstbewußtseyn nennen. Warum werden nun diese Wesen, diese Dinge an sich, behauptet? Vermöge einer Reihe von Schlüssen aus dem Gegebenen. Wie aber, wenn vielleicht diese Schlüsse nur Produkte des Denkens, mithin jene Dinge an sich, Gedankendinge wären? — Das sind sie ganz unfehlbar; es ist gar nicht nöthig und nicht angemessen, dieses bloß zweifelnd auszudrücken; vielmehr verräth der Zweifel hier, mehr als irgendwo, den Anfänger. Alles, was die Skepsis wollen kann, ist ihr im Voraus zugegeben. Damit aber fallen die Schlüsse nicht um, die auf ein von uns unabhängiges Reales geführt haben; nimmt man die Ueberzeugung

von diesem Realen hinweg, so kommen alle die alten Ungereimtheiten wieder, welche zu den schon angestellten Untersuchungen getrieben und genöthigt haben; sie treiben und nöthigen noch einmal, und man muß den schon betretenen Weg zu demselben Ziele noch einmal gehn.

§. 137. Aus dem Satze des §. 135. folgt unmittelbar, daß dem Seyenden als solchem weder räumliche noch zeitliche Bestimmungen zukommen können.

Wäre das Seyende ausgedehnt: so enthielte es ein Vieles; und zwar außer einander; und der Gegensatz in diesem Außer, — daß dieses hier, sich nicht dort, und jenes dort, sich nicht hier befinde, — wäre sogar ein Prädicat von dem Was des Ausgedehnten. Es bestünde also die Realität zum Theil in einer Verneinung, und die Setzung derselben in einer Aufhebung. — Hiemit wird nicht geläugnet, daß mehreres Seyendes sich neben einander befinden könne. In diesem Falle liegen die Gegensätze des Außereinander bloß im Denken, und zwar so, daß sie gar nicht als Prädicate des einzelnen Seyenden in dasselbe hineingedacht, sondern als bloße Form der Zusammenfassung im Vorstellen angesehen werden.

Wäre das Seyende dauernd, in dem Sinne nämlich, als ob die Dauer eine innere Eigenschaft desselben ausmachte: so enthielte es ein Vieles; und zwar Nacheinander; und der Gegensatz des Aufhörens und Wiederbeginnens, der sich in jedem Augenblick der Zeit wiederholt, wäre mit seinen Verneinungen ein Prädicat des Seyenden, wobey wiederum die reine Affirmation des Seyn durch Negationen verdorben wäre. — Hiemit wird nicht gefodert, daß sich das Seyn auf einen Augenblick, einen Punct in der Zeit, beschränken solle. Vielmehr, wenn auf irgend eine Weise das Geschehen als etwas im Seyenden kann gerechtfertigt werden, folglich das Seyende in dieser Beziehung in die nämliche Zeit, welche dem Geschehen gehört, hineingedacht werden muß: so ist es nothwendig,

ihm die ganze unendliche Zeit einzuräumen, damit nicht die Negationen des Noch=nicht=seyn und Nicht=mehr=seyn in das Seyende hineinkommen. — Es ist hier ein Unterschied zwischen dem Raume und der Zeit. Eine Stelle im Raume ist nicht nur bleibend, sondern sie kann auch unabhängig von ihren Gränzen, sie kann als Anfangspunct einer beliebig fortzusetzenden oder abzubrechenden Raumauffassung, und wenn man will als Mittelpunct des unendlichen Raums gedacht werden. Ein Zeitpunct dagegen ist als solcher ein Durchgang, ein Anfangen und Aufhören; er setzt das Vergangene voraus und das Zukünftige hinter sich, man muß durch jenes zu ihm gelangen und in dieses von ihm fortschreiten. Daher kommt dem Seyenden im Raume eine einfache Stelle, ein mathematischer Punct, zu; in der Zeit aber die ganze Ewigkeit, jedoch ohne Unterscheidung der Momente; beydes damit das Seyn im Raume sowohl als der Zeit die ihm gebührende Gleichheit mit sich selbst behaupte; aber keins von beyden als reales Prädicat, sondern nur in der Zusammenfassung theils mit anderem Seyenden im Raume, theils mit dem Geschehen in der Zeit.

§. 138. Völlige Abwesenheit aller Negationen, vom Seyn, als dem rein Positiven, ist der Hauptgedanke bey den Eleaten, und namentlich beym Parmenides. Um diesen vestzustellen, erinnert der letztere, das Nichtseyn sey nicht; als ob der Begriff des Nichts sich selbst aufhöbe; — eine unrichtige Meinung, deren Stelle dadurch ersetzt wird, daß wenn Nichts wäre, auch Nichts erscheinen sollte, denn ein bloßer, realer Schein ist ein Unding. — Um nirgends das Nichts zuzulassen, und um dem Seyenden keine Gränzen zu geben: versetzen die Eleaten das Seyende eben so continuirlich (ohne Absatz und Scheidung der verschiedenen Stellen) in den unendlichen Raum, wie es in der unendlichen Zeit ohne Unterschied der Momente muß gedacht

werden; wobey übersehen ist, daß das Räumliche als eine Summe neben einander steht, während das Zeitliche keine Vielheit ergiebt, sobald der Wechsel der Momente, welcher sich nur auf das Geschehen bezieht, von dem keines Wechsels fähigen Seyn hinweggedacht wird. — Die Bedeutung der Raum-Ausfüllung aber, so wie der zeitlichen Ewigkeit; daß sie nämlich nicht als reales Prädicat, sondern bloß als ein Ausdruck der Freyheit von aller Negation soll angesehen werden: ergiebt sich aus der geforderten Einheit, Untheilbarkeit, und Homogeneität im Raume*), und aus der Verneinung der Vergangenheit und Zukunft für das gleichwohl nicht entstehende noch vergehende**). Ja man kann noch zweifeln, ob die Ausdehnung nicht bloßes Bild seyn soll, denn ein andrer Ausdruck scheint vielmehr Intension anzukündigen, und zwar um alle Vielheit abzuwehren, und reine Identität gelten zu machen***). Ein reales Prädicat bekommt das Seyende, und dieses ist das Wissen****): ohne Zweifel von sich selbst, denn alle gewöhnlichen Vorstellungsarten sind als bloßer Wahn aufs entschiedenste verworfen. Und eben hierin liegt die größte Vortrefflichkeit dieser alten Speculation, daß sich das Bedürfniß, den Widersprüchen der Erfahrungswelt zu entgehen, in seiner vollkommensten Reinheit zeigt, und zu einer Naturlehre auch nicht die geringste ernstliche Anstalt

---

*) v. 76. *οὐδὲ διαιρετόν ἐστιν, ἐπεὶ πᾶν ἐστιν ὅμοιον — οὐδέ τι χειρότερον, πᾶν δὲ πλέον ἐστὶν ἐόντος.*

**) v. 59. *Οὐδέποτ' ἦν, οὐδ' ἔσται. ἐπεὶ νῦν ἔστιν ὁμοῦ πᾶν, Ἓν συνεχές.*

***) v. 83. *Ταὐτόν τ' ἐν ταὐτῷ θέμενον. καθ' ἑαυτό τε κεῖται.*

****) v. 45. *χρὴ τὸ λέγειν τὸ νοεῖν τὸ ὂν ἔμμεναι.* d. h. nicht wie Fülleborn übersetzt: das Sagen, Denken, und das Seyn hat also Realität, sondern: Das Denken und Erkennen muß das Seyende seyn. Die beygefügte Stelle des Simplicius selbst konnte zur Erklärung dienen. Es folgt aber noch weiter v. 88. *Ταὐτὸν δ' ἐστὶ νοεῖν τε καὶ οὕνεκέν ἐστι νόημα. Οὐ γὰρ ἄνευ τοῦ ἐόντος — Εὑρήσεις τὸ νοεῖν. οὐδὲν γὰρ ἔστιν ἢ ἔσται Ἄλλο πάρεξ τοῦ ἐόντος.*

gemacht, vielmehr das unvermeidliche Meinen über die Natur, als trüglicher Wortschmuck (*κόσμος ἐπέων ἀπατηλός*) von dem Vortrage der Wahrheit (*πιστὸς λόγος ἠδὲ νόημα Ἀμφὶς ἀληθείης*) gänzlich abgesondert wird *).

§. 139. Das Bestreben, der gemeinen Erfahrung gegenüber die Behauptung des reinen Seyn zu vertheidigen, hat die merkwürdigen Gründe des Zeno von Elea, gegen die Bewegung herbeygeführt. In dem nämlichen Zusammenhange wird der Gegenstand auch hier seine passende Stelle finden.

Das Bewegte kann nicht von der Stelle kommen; denn von jedem endlichen Raume muß es eher die Hälfte als den ganzen Weg, von dieser Hälfte abermals zuerst die Hälfte, und so fort immer die Hälfte der Hälfte früher, als auch nur das kleinste Ganze durchlaufen. So kann es nie anfangen, weil kein Anfang klein genug ist. — Von zweyen Bewegten auf einerley Bahn durchläuft das vordere, langsamere, anstatt sich einholen zu lassen, immer noch einen Raum, während das hintere, schnellere zu dem Puncte vorrückt, wo nur eben zuvor jenes sich befand. — In jedem Augenblicke ruht das Bewegte in der Stelle seines Weges, wo es gerade jetzt sich befindet; also ruht es immer.

Dieser letztere Satz des Zeno ist offenbar irrig, aber eben durch den Irrthum geeignet, die wahre Natur des Gegenstandes ins Licht zu setzen. Ruhete wirklich das Bewegte jemals auch nur einen Augenblick an der Stelle, wo es sich befindet; so würde es da liegen bleiben, nach dem Satze der Physiker, daß kein Körper aus der Ruhe von selbst in Bewegung übergeht. Umgekehrt also, jede Stelle

---

*) Man nehme noch hiezu v. 92. *πάντ' ὄνομ' ἔστιν, Ὅσσα βροτοὶ κατέθεντο πεποιθότες εἶναι ἀληθῆ, Γίνεσθαί τε καὶ ὄλλυσθαι, εἶναί τε καὶ οὐχὶ, Καὶ τόπον ἀλλάσσειν, διά τε χρόα φανὸν ἀμείβειν.*

des Weges ist nur ein Durchgangspunct; das Bewegte ist unaufhörlich im Kommen und Gehen begriffen; man kann gar nicht sagen, daß es während der Bewegung irgendwo sey, denn es ist, und ist auch nicht mehr in der Stelle, aus der es kommt, und es ist, und ist auch noch nicht in der Stelle, in die es eintritt. Dieser Widerspruch, der nämliche, welcher das absolute Werden trifft, ist aus dem Begriff der Bewegung nicht wegzubringen.

Die ersten beyden zenonischen Gründe lassen sich ebenfalls benutzen, um tiefer in die Sache einzudringen. Sie beruhen auf der vorausgesetzten unendlichen Theilbarkeit des Raums; und man glaubt sie gewöhnlich zu heben durch die entsprechende unendliche Theilbarkeit der Zeit. Dadurch nun werden sie gar nicht gehoben (so wenig als in der Metaphysik der Weg eines Körpers geradezu für unendlich theilbar darf genommen werden). Sollen hier Zeit und Raum einander entsprechen: so muß man zwey unendliche Größen vergleichen. Wie viele wahrhaft außer einander liegende Stellen dem Wege zukommen mögen, so viele gerade müssen auch der Zeit zugeschrieben werden: damit das Bewegte in jedem neuen Zeitpuncte eine neue Stelle erreiche. Nun habe ein anderes Bewegtes in derselben Zeit eine größere oder kleinere Geschwindigkeit; z. B. die doppelte oder die halbe. Die Zeit soll allem dem Successiven entsprechen, was sich in ihr ereignet, aber das Quantum der Succession, welches durch die Länge der zu durchlaufenden Wege gemessen wird, zeigt sich hier als etwas von der Zeit völlig Verschiedenes. Die Zeit, als Quantum des Nacheinander, müßte demnach nicht bloß ins Unendliche theilbar, sondern auf unendlich vielerley Weise ins Unendliche theilbar seyn, wenn sie allen in ihr möglichen Bewegungen entsprechen sollte, deren jede auf eigne Weise ihre unendliche Theilbarkeit in Anspruch nähme. Da nun im Gegentheil die Zeit

für alles, was in ihr vorgeht, dieselbe ist, so entspricht sie keiner einzigen von den verschiedenen möglichen Bewegungen. Sie wird zwar für die Form des Nacheinander gehalten, aber dieser Begriff geräth in Verwirrung, wenn zwischen den nämlichen Zeitgränzen ganz verschiedene Quanta des Successiven, mit gleich vollkommener Continuität liegen sollen; wenn ferner von dem Unterschiede dieser Quantitäten abstrahirt, und dennoch die Vorstellung einer bestimmten Zeit zwischen den gegebenen Gränzen soll vestgehalten werden. Die Zeit wäre auf die Weise gar nicht mehr als Quantum bestimmt, sondern nur durch die, gleichsam zufällig, und ohne ihren Verlauf in sie hineinkommenden, Abschnitte; ihr selbst könnte kein Ablaufen mehr zugeschrieben werden; und dennoch ist eben dieses Ablaufen, diese beständige Folge des Vorher und Nachher, welche zwischen bestimmten Gränzen als eine nicht größere noch kleinere Menge gedacht wird, mit Abstraction bloß von dem, was verläuft und einander folgt, — die Zeit selbst!

Die Berichtigung dieser Schwierigkeiten geschieht in der Metaphysik vermittelst des Begriffs der Geschwindigkeit; welcher von der Zeit, die ihn multiplicirt, gänzlich muß unterschieden werden. Er enthält aber selbst noch eine Bestimmung durch Succession ohne Zeit, und hiemit einen Widerspruch. Eine solche Auflösung würde beym absoluten Werden, welches qualitativ seyn soll, nicht hinreichen; hier genügt sie, weil Bewegung kein reales Prädicat des Bewegten ist.

§. 140. Eben so, wie der Begriff der Bewegung, kann gegen die Erfahrung der von ihr gleichfalls gegebene, aber in Widersprüche sich verwickelnde, Begriff des organischen Lebens aufgestellt werden; während man in neuern Zeiten gehofft hat, durch ihn über die andern Schwierigkeiten erhoben zu werden. Zwar der historischen

Anordnung wäre es gemäß, hier zuerst von der Atomen-Lehre des Leukipp und Demokrit zu sprechen; allein diese kann mit der Lehre des Spinoza in so fern zusammengestellt werden, als weder die Atomen noch die spinozistische Substanz gegebene Gegenstände sind; während dagegen die Bewegung und das organische Leben zu dem erfahrungsmäßig Gegebenen gehören.

Organismen (Pflanzen und Thiere) sind nicht unpassend mit Maschinen verglichen worden, an denen jeder Theil, bis ins Unendliche, wieder Maschine wäre. Man muß aber, der Erfahrung gemäß (so weit hier Beobachtung möglich ist), hinzudenken, daß kein Theil sich gegen die in ihm vorgehende Bewegung und Veränderung bloß leidend verhalte, sondern jeder selbstthätig mit einwirke. — Schon in dem Begriff der Maschine liegt das Merkmal des Zusammenwirkens aller Theile zu Einem Totaleffect: im Organismus hat das Ganze nur Ein Leben; der abgesonderte Theil erstirbt.

Allein das Wirken der zerlegbaren Theile ist dennoch diesen Theilen nur fremd und geliehen. Denn man zerlege wirklich: so hört zwar das Leben auf, aber nichtsdestoweniger bleibt die todte Masse, der Stoff: und eben derselbe war auch zuvor schon in Form von Nahrungsmitteln vorhanden, aus denen erst der Organismus sich selbst seine lebendigen Glieder gebildet hat.

Stoff und Leben sind demnach zweyerley in dem Organismus; und während dem einen die Mannigfaltigkeit und das zufällige Beysammenseyn zukommt, kann man nur das andre als Eins und als das Vereinigende betrachten.

Aus diesem Gegensatz entsteht vorläufig eine dualistische Ansicht; die aber schon ihre Schwierigkeiten hat. Fragt man: was ist das Leben? so kann nicht eine einfache Antwort erfolgen, wie sich gebührte, wenn das Leben für sich etwas wäre (§. 122, 135.); sondern die Antwort

setzt sich zusammen nach allen den vielen und verschiedenen, ja entgegengesetzten Thätigkeiten, welche das Leben in den verschiedenen Gliedern des lebenden Leibes, also in den verschiedenen Theilen des von ihm beherrschten Stoffes auszuüben scheint. Ueberdies bezieht sich die ganze Antwort auf den Stoff, also auf etwas vom Leben Unterschiedenes, dergestalt, daß wiederum das Leben nichts für sich, sondern nur etwas in einem Andern ist. (Vergl. §. 127.)

Da nun nicht einmal der Begriff des Lebens für sich allein kann gedacht werden; so wäre es vollends ungereimt, ihm ein selbstständiges Daseyn beylegen zu wollen (so oft auch gemeinhin Dinge als mit allerley Vermögen und Kräften, die auf ein äußeres Wirken zielen, ausgerüstet, und dennoch als für sich bestehend gedacht werden).

Dasselbe gilt von dem Stoffe. Hat dieser Empfänglichkeit für die Belebung, und ist diese Empfänglichkeit wirklich eine reale Eigenschaft in ihm: so kann er, als das, was er vermöge dieser Eigenschaft ist, nicht unabhängig von dem Leben gedacht werden, viel weniger von ihm unabhängig seyn.

Wir müssen also den obigen Dualismus aufgeben, und statt dessen dem Stoff und dem Leben ein einziges Seyn beylegen. — Aber hier verfallen wir in ganze Massen von Widersprüchen. Der mannigfaltige Stoff, zusammen genommen mit dem mannigfaltig sich offenbarenden Leben, sollen das Was zum Seyn hergeben, — ein Seyendes mit der buntesten Qualität, und voll von Gegensätzen. Statt der Thätigkeit und des Leidens kommt absolutes Werden zum Vorschein, indem der Organismus seine Regsamkeit in sich selbst besitzt, und das Thätige und Leidende jetzt in Eins verschmolzen sind. Aber nicht einmal ein consequent fortlaufendes Werden, wobey das Werdende wenigstens dem Scheine nach seine Identität behauptete: sondern Assimilation und Excretion, vermöge deren die trägen Mas-

sen der Nahrungsmittel für eine Zeitlang, in ein anfangendes und aufhörendes Werden sich versetzt finden; wider die erste Bedingung, unter welcher des absoluten Werdens überhaupt nur darf gedacht werden (§. 129.).

Anmerkung. An dieser Stelle kommt es nur darauf an, den allgemeinsten Fragepunct in Ansehung des Lebens richtig aufzufassen; und zu erkennen, daß sich darin die frühern Fragen wiederholen. Zur genauern Betrachtung muß man in den Schriften der Physiologen die Versuche vergleichen, welche sie machen, um das Leben zu definiren. Hier nur ein Paar Proben. Treviranus, (Biologie I, S. 18.) wo er das Leben von mechanischer, chemischer, geistiger Wirksamkeit unterscheidet, führt folgende Erklärungen an: 1) von Stahl: Derjenige Zustand eines, vermöge seiner Mischung zu baldigster Verderbniß geneigten Körpers, in welchem jene Mischung unverändert bleibt; 2) von Humboldt: belebte Körper werden ungeachtet des ununterbrochenen Strebens ihre Gestalt zu ändern, durch eine gewisse innere Kraft daran gehindert. 3) seine eigne Erklärung: Leben ist ein Zustand, den zufällige Einwirkungen der Außenwelt hervorbringen und unterhalten, und in welchem dennoch eine Gleichförmigkeit der Erscheinungen herrscht. Ueberall ein Ungeachtet und ein Dennoch. Fast als ob Jemand sagte: ungeachtet ich zu wissen meinte was Materie ist, so paßt mein Begriff von ihr doch nicht auf die belebte Materie. Dem ähnlich könnte ein Anderer, welcher das Leben nach der Analogie der geistigen Regsamkeit aufgefaßt hätte, nun das Bekenntniß aussprechen: obgleich ich das Geistige als ein lediglich Inneres kenne, so sehe ich dennoch, daß es auch Bestimmungsgrund des Aeußeren seyn kann. Hieran erinnert eine Stelle, welche Treviranus dort von Jakob aufführt: Nichts könne Leben heißen, als wo Vorstellungen die Bewegungen verursachen. Kein inneres reales Princip sey uns bekannt, außer den Vorstellungen. — Rudolphi (Physiologie I, §. 224.) sagt: Die Schriftsteller treten gewöhnlich zuerst sehr bescheiden auf, als meinten sie mit dem Worte Lebenskraft nichts als das unbekannte Ursachliche des Lebens; allein bald verläßt sie diese Bescheidenheit, sie thun als wäre die Sache damit klar. — Obgleich er die Annahme mehrerer Lebenskräfte tadelt, (wegen der mangelnden Einheit, die gleichwohl statt finde) unterscheidet er doch Spannkraft, Muskelkraft, Nervenkraft; verwirft dagegen die absondernde, Blut-antreibende, widerstehende, Kälte machende Kraft. Besser wäre gewesen, das Annehmen von Kräften überhaupt zu verwerfen. Mit dem Annehmen ists nicht gethan; man muß untersuchen, und zwar von Grund aus.

Es ist eine schwache Nothhülfe, wenn Einige das ganze Universum ins absolute Werden versetzen möchten, worin die sämmtlichen Bedingungen des Lebens einzelner Organismen eingeschlossen seyen: denn oben ist schon gezeigt,

daß die Ungleichförmigkeit des Laufs der Erscheinungen sich gar nicht auf die strengen Foderungen von beständiger Geschwindigkeit und Richtung reimen lassen, ohne welche nicht einmal ein bestimmter Begriff vom absoluten Werden möglich ist. Macht man aber gar Anspruch darauf, das Werdende als ein sich selbst gleiches Seyendes darzustellen, so wird das widersprechende Werden mit dem nicht widersprechenden Seyn identificirt, nach Art des Spinoza.

Das Phänomen des Lebens hätte demnach dem Zeno von Elea weit besser zur Unterstützung seiner Ansicht dienen können, als es dem Jordan Bruno *), und den Neuern, die mit ihm nach der Weltseele forschten, gedient hat, ein haltbares System zu entwerfen.

Anmerkung 1. Das Vorstehende ist gegen Diejenigen gesagt, welche, indem sie das reine Seyn aufsuchen, demselben durch den Erfahrungs-Begriff des organischen Lebens näher zu kommen glauben, als durch irgend einen andern in der Erfahrung sich darbietenden Begriff. Dadurch hat dieser Gegenstand hier seine Stelle bekommen. Wünscht man ihn näher kennen zu lernen, so gehören folgende Bemerkungen zu den Präliminarien der Untersuchung:

1) Im ganzen Pflanzenreiche zeigt sich organisches Leben ohne das geistige. Im Thierreiche sieht man ein Minimum des geistigen Lebens in Verbindung mit dem rasch fortschreitenden organischen Leben des Embryo; dagegen im Alter das erste noch lange fortschreitet, während das andre dem Erlöschen sich nähert. Endlich läßt sich das eine nicht ohne Raumbestimmungen, das andre nicht durch dieselben denken. Die Begriffe müssen also streng gesondert werden.

2) Schon durch die Raumbestimmungen aber unterscheidet sich die lebende Materie von der unorganischen. Sie ist weder vollkommen starr, noch vollkommen flüssig, sondern schwebt zwischen beyden in beständigen Uebergängen.

3) In erstorbenen Organismen, deren ponderable Masse man chemisch untersucht, finden sich nicht bloß die nämlichen Stoffe, welche aus der unorganischen Natur bekannt sind, sondern in jedem finden sich deren mehrere verschiedene, und zwar in gehörigem Verhältniß der Menge. Rudolphi (Physiologie 1, §. 134.) giebt in der Anthropochemie an: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Kohle, Eisen, Natrium, Kalium,

*) Man vergleiche die erste Beylage zu dem Werke von F. H. Jacobi: Ueber Spinoza's Lehre.

Calcium, Talcium, Chlor. Diese verschiedenen Stoffe konnten durch einerley chemische Behandlung der Masse nicht hineinkommen: die Verschiedenheit mußte schon da seyn. Hiemit verschwindet die eingebildete reale Einheit des zweckmäßigen Zusammenwirkens, sobald man aus dem Vorigen begriffen hat, daß eine Lebenskraft für sich allein, ohne Stoff, Nichts ist.

4) Anstatt der bestimmten Configuration der Elemente, wodurch jede unorganische Materie eine solche oder andre ist, (§. 119, Anmerkung) findet sich in jedem Organismus ein Gesetz, wornach die Configuration der in den Stoffwechsel eingehenden Nahrungsstoffe sich ändern muß. Hat man nun aus dem Vorigen begriffen, daß dem Realen, welches als Stoff der Materie zum Grunde liegt, die Räumlichkeit an sich **gar nicht** zukommen kann, daß vielmehr bey bloß chemischen Verhältnissen die Form ihren Grund in der Mischung haben muß, so sieht man sogleich soviel, daß im Organismus die Elemente noch besondere Bestimmungen ihrer Qualität müssen angenommen haben, welche als innere Zustände ein Gesetz der Veränderung in sich tragen, wovon die veränderliche Configuration nur die äußere Folge ist. (Rudolphi, indem er §. 223. gesteht, daß das Leben nur aus der Form und Mischung organischer Materie hervorgehe, fügt das zweyte Geständniß hinzu, die organische Materie werde hier schon vorausgesetzt. Kurz vorher erinnert er, es sey unrecht, die Form deshalb wegzulassen, weil sie schon aus der Mischung entspränge. Er hätte hinzu setzen können, daß schon bey bloß chemischen Verhältnissen nicht die Chemie, sondern die Metaphysik die Erklärung liefern muß, wie es möglich sey, daß aus der Mischung bestimmter Elemente auch die Bestimmung folgt, welche Form die Materie bey freyem Erstarren annehmen müsse. (Man vergleiche hierüber Metaphysik II, §. 274.)

5) Durch den Tod kehrt die früher belebte Materie noch keinesweges zurück in das Gebiet des ursprünglich unorganischen. Holz, Knochen, Zucker, Fett, mancherley Gift, behält sehr lange seine Eigenthümlichkeit, die ohne vorgängiges Leben nirgends vorkommt. Die Chemie hat ihre eigenen Processe, in welchen sie verhütet, diese Eigenthümlichkeit zu zerstören.

6) Dieses Behaupten der Eigenthümlichkeit bekommt eine nähere Bestimmung da, wo die schon früher belebte Materie zum bessern oder selbst einzig brauchbaren Nahrungsmittel für einen noch lebenden Organismus wird. Sie hätte dazu nicht getaugt, wenn der Tod das Leben völlig zerstörte.

Man kann hieraus schließen, daß die Untersuchung zuerst von der starren und flüssigen Materie beginnen, dann die Möglichkeit eines Schwankens zwischen beyden, einer Aufbewahrung solcher Eigenschaften, die nicht an Raumbestimmungen gebunden sind, und eines Uebergangs zu höhern Lebensstufen begreiflich machen muß. Der Gegenstand gehört daher gewiß nicht zu den ersten, womit begonnen werden kann, sondern zu den letzten und schwersten. — Rudolphi ist im Vorhergehenden deshalb vorzugsweise angeführt worden, weil er von den schwär-

merischen Meinungen, denen manche Physiologen zugänglich sind, sich sehr fern gehalten hat. Er hätte tiefer sehen können, wenn er sich nicht gleich anfangs (§. 3.) den Satz erlaubt hätte: Der Organismus sey nicht bloß die Quelle der körperlichen, sondern auch der geistigen Thätigkeit. Gleich darauf spricht er von einer „psychischen Seite des Lebens“; und scheint ganz zu vergessen, daß das Pflanzenleben keine psychische Seite darbietet; und daß die Rudimente von psychischem Leben bey der großen Mehrzahl der Thiere, gegen ihr ausgebildetes leibliches Leben gar nicht in Vergleich kommen. Soviel aber ist wahr, daß die vorerwähnten veränderlichen innern Zustände der Elemente, von welchen die äußere Veränderlichkeit nur die Folge ist, von uns nur dann klar und in wissenschaftlichem Zusammenhange können aufgefaßt werden, wenn wir uns solcher Analogien bedienen, die von der Psychologie herzunehmen sind. Die Psychologie giebt der Physiologie weit mehr Licht, als sie von ihr empfangen hat und jemals empfangen kann. Nur der frühere Zustand der Psychologie war Schuld, daß man dies verkannte. Freylich wo sie in Ansehung der im §. 132. aufgestellten Fragen noch im Dunkeln tappt, da hat sie selbst kein Licht, und kann keins geben. Und eine Metaphysik, die nicht das Daseyn der Körper zu erklären weiß, kann das Licht der Psychologie, auch wenn es vorhanden ist, nicht gebrauchen.

Anmerkung 2. Wer die, in der Note angeführte, Darstellung der Lehre des Bruno nachlesen will, der wird gleich im Anfange sich durch einige Reste aristotelischer Philosophie aufgehalten finden. Daher mag hier mit zwey Worten bemerkt weroen, daß Aristoteles, indem er das ὑποκείμενον erfand, — den Träger der mehrern Merkmale, welcher eben als solcher den Namen Substanz führt (vergl. §. 122.), — diesem die ganze Beschaffenheit, unter der Benennung εἶδος oder μορφή gegenüber stellte; und nun jedes wirkliche Ding als aus beyden bestehend dachte. Das ὑποκείμενον enthielt nun bloß die Möglichkeit, die μορφή that die Wirklichkeit des Dinges hinzu; und so entstand eine Trennung und Zusammensetzung der Möglichkeit und Wirklichkeit, die erst durch Kant und Jacobi ist vertrieben worden, indem beyde fast zugleich dem Begriff des Seyn, welches unmittelbar die absolute Position des Gegenstandes bezeichnet, seine wahre Bedeutung zurückgaben. Jenen falschen Gedanken des Aristoteles erkennt man ganz deutlich in seiner Definition der Seele, oder vielmehr der Lebenskraft, womit er die Seele verwechselt: ἡ ψυχὴ οὐσία ἐστιν, ὡς εἶδος σώματος φυσικοῦ δυνάμει ζωὴν ἔχοντος· ἡ δὲ οὐσία ἐντελέχεια· τοιούτου ἄρα σώματος ἐντελέχεια. (De anima II. cap. 1.) Hiemit ist ein Dualismus gesetzt, den Bruno aufhob.

§. 141. Noch eines speculativen Hauptgedankens aus dem Alterthume muß ganz kurz Erwähnung geschehn, der von einer auffallenden Wahrheit ausgeht, sich aber sehr bald in Irrthümer verstrickt; und der während aller folgen=

den Zeiten sehr viel gewirkt, aber fast mehr durch sein Irriges geschadet als durch sein Wahres genützt hat. Er ist neuerlich als ein Versuch, das eleatische System zu verbessern, angesehen worden; und er mag als solcher hier eine Stelle finden, die ihm ohnehin gebührt, weil durch ihn der Irrthum, als könnte man das Reale unmittelbar wie ein Räumliches denken, zu seinem bestimmtesten Ausdrucke gelangt; und weil eben dieser Irrthum auf dem Wege zur Naturphilosophie unmöglich kann unberührt bleiben, vielmehr zu den Puncten gehört, gegen die man sich stemmen muß, um weiter zu kommen.

Offenbar nämlich wird die eleatische Lehre von dem Vorwurf niedergedrückt, daß sie das Seyn von der Erscheinung gänzlich losreiße, und diese durch jenes nicht erkläre. So preiswürdig die Consequenz im Denken, während das Band zwischen beyden noch nicht gefunden war, so ungenügend ist jede Vorstellungsart, welche dieses Band nicht aufzuzeigen vermag. Denn die Erscheinung eben deutet aufs Seyn; und wenn nichts erschiene, würden wir vom Seyn nichts zu reden haben.

Aus dem wahrhaft Einen, sagte Leukipp, wird nie Vieles; aus dem wahrhaft Vielen nie Eins. Vieles aber ist gegeben; also muß ein ursprünglich Vieles zum Grunde gelegt werden.

Sehr natürlich, und in gewissem Sinne nothwendig (nämlich in Beziehung auf das zusammenfassende Denken), wird dies Viele in den Raum neben einander gestellt. Aber hier ist auch schon die Uebereilung nahe, reale Prädicate jedes einzelnen Seyenden vom Raume abzuleiten: den verschiedenen Wesen Ausdehnung durch einen, wenn auch nur sehr kleinen Raum, verschiedene Figuren, und ursprüngliche Bewegung beyzulegen; alsdann aber alle Veränderung aus Anhäufung und Trennung der verschieden gestalteten Atomen zu erklären.

Daß hiebey die räumlichen Gegensätze in das Was des Seyenden hineinkommen, daß die angefochtene Bewegung ohne Vertheidigung wiederum zugelassen wird: braucht kaum einer Erinnerung. Zu erwähnen ist noch, daß hier der Ursprung des Materialismus sich findet, nämlich der thörichten Meinung, daß auch das Denken sammt allen geistigen Phänomenen, aus Bewegungen von Atomen zu erklären sey; die doch nur an einander, niemals in einander gelangen können, vielweniger aber die Einheit des Bewußtseyn zu erzeugen vermögen.

§. 142. Seyn, Werden, Ausdehnung, Bewegung, und Vorstellen, findet man bey Spinoza nicht untersucht, sondern dergestalt verkettet, als ob es, um allen Fragen auf einmal zu genügen, nur nöthig wäre, sich eine Substanz zu denken, in welcher Ausdehnung und Vorstellen sich in paralleler Entwickelung befänden; nach dem Satze: ordo et connexio idearum idem est, ac ordo et connexio rerum. Seine Körperlehre beruht auf dem Satze: corpora ratione motus et quietis, celeritatis et tarditatis, sed non ratione substantiae ab invicem distinguuntur. (eth. II, erstes lemma hinter prop. 13.) Es giebt bey ihm corpora simplicissima; und er kommt den Atomisten so nahe, daß er Härte und Weichheit aus den größern oder kleinern Berührungsflächen der Körpertheile erklären will. Der beständige Stoffwechsel im menschlichen Leibe (eth. II, prop. 19.) ist bey ihm der eigentliche Grund, weshalb die Seele, obgleich sie nichts Anderes als das Vorstellen des Leibes seyn sollte (II, pr. 11 und 13.), doch keine adäquate Kenntniß der Theile des Leibes besitzt. (prop. 24.) Dies muß man sich stets gegenwärtig halten, um seine Lehre von den Affecten (den Mittelpunct seines Hauptwerks) zu verstehen, deren Hauptsatz dieser ist: mentis actiones ex solis ideis adaequatis oriuntur, passiones autem a solis inadaequatis pendent. (III, 3.) Hierauf beruht die Erklä-

rung am Ende des dritten Theils: affectus est confusa idea, qua mens maiorem vel minorem sui corporis existendi vim, quam antea, affirmat; et qua data ipsa mens ad hoc potius, quam ad illud cogitandum determinatur. Der Affecten=Lehre folgen die beyden Theile de servitute und de libertate humana; mit der Freyheit ist es aber bey ihm so übel bestellt, daß er behauptet: qui credunt, se ex libero mentis decreto loqui vel tacere, vel quicquam agere, oculis apertis somniant. (III, prop. 2. schol. am Ende.) Zur Begründung der Lehre von den Affecten hat er die beyden Theile de Deo und de mente vorangeschickt, nach welchen die unendliche Ausdehnung, in Verbindung mit dem unendlichen Denken, die Gottheit seyn soll, oder auch die Natur; (aeternum et infinitum ens, quod deum seu naturam appellamus, eadem, qua existit, necessitate agit; IV, praefatio). Wie aber das Endliche sich dazu verhalte, sieht man aus dem Satze: idea rei singularis, actu existentis, Deum pro causa habet, non quatenus infinitus est, sed quatenus alia rei singularis actu existentis idea affectus consideratur; cuius etiam Deus causa est quatenus alia tertia affectus est, et sic in infinitum. — Spinoza war ein jüdischer Aufklärer, der in Lessing's Aufklärungs=Periode Beyfall fand, nachdem er früher unbillig war geschmähet und beynahe vergessen worden. Seine Lehre heißt mit Recht Pantheismus. (Man vergleiche darüber das Werk des Hrn. Staatsrath Jäsche. Ueber die Philosophen des Alterthums das Handbuch der Geschichte der Griechisch=Römischen Philosophie von Brandis.)

Viertes Capitel.

Von den absoluten Qualitäten, oder den platonischen Ideen.

§. 143. Zwar ein beträchtlicher Schritt der Annäherung zur Wahrheit wird gewonnen, indem man den Begriff des reinen Seyns nach Anleitung der eleatischen Philosophen auffaßt. Aber dieselbe, scheinbar unübersteigliche, Kluft, welche das Seyn von den Erscheinungen trennt, läßt auch keine Verbindung zwischen dem Wissen vom Seyn, und demjenigen Wissen zu, das sich auf sittliche, oder überhaupt auf ästhetische, und auf mathematische Wahrheiten bezieht. Vielmehr, diesen Wahrheiten ist ihr ganzes Gebiet weggenommen, wenn alles das, wovon sie gelten, in den Abgrund des Scheins versinken muß; denn auf das einförmige, alle inneren und äußeren Verhältnisse ausstoßende Seyn, können sie nicht angewendet werden. Aber die Evidenz dieser Wahrheiten ist zu groß, und beschäfftigt gerade den speculativen Denker zu lebhaft, als daß eine Vorstellungsart, die sich mit ihnen nicht verträgt, neben ihnen bestehen sollte. Ohne Zweifel hat dieser Grund mehr noch als der Andrang der Erfahrung, dazu beygetragen, die Lehre der Eleaten um den Beyfall der spätern Zeiten zu bringen.

Die Natur der Dinge, wie sie uns erscheint, wird theils durch das Schöne und Zweckmäßige, was sie enthält, theils durch ihre mathematische Gesetzmäßigkeit, so stark gegen die oben aufgezeigten, allerdings in ihr selbst liegenden, und gegen sie geltend gemachten Widersprüche, vertheidigt: daß selbst vortreffliche Denker es sich lieber eine Inconsequenz haben kosten lassen, der Natur wenigstens irgend eine Art von Wahrheit zu erhalten, als daß sie dieselbe gänzlich hätten verwerfen sollen. — Nun ist zwar der Irrthum die Folge der Inconsequenz gewesen;

und auf ein ächtes Begreifen der Erfahrung ist nicht zu hoffen, so lange man nicht die nämlichen Begriffe, in welchen die Widersprüche liegen, auf eine methodische Weise verbessert, — zunächst nach Anleitung des oben angeführten logischen Satzes, daß aus der Unrichtigkeit eines Gedankens allemal die Richtigkeit seines contradictorischen Gegentheils zu erkennen sey. — Dennoch belohnt es die Mühe, und gehört mit zu den Vorbereitungen auf eignes Forschen, daß man wenigstens einen von den vielen geistreichen Versuchen, die verschiedenen Theile des philosophischen Wissens einander näher zu bringen, nach seinen Hauptzügen kennen lerne. Der Vorzug aber gebührt hier der platonischen Lehre. Das Originelle und Paradoxe ihres Grundgedankens (welches vielfach verfälscht ist, um es verständlicher zu machen) bedarf schon an sich der Erläuterung; aber es erläutert auch selbst die vorhergehenden Untersuchungen; indem es sie ergänzt, ja sogar auf den ersten Blick die Vorstellungsart der Eleaten unnöthig zu machen scheint. Dazu kommt der Einfluß des Platon auf die spätern, und selbst auf die heutigen Philosophen. Dieser Einfluß des Platon zunächst auf Aristoteles, dann auf die Stoiker, später auf die Neu-Platoniker und hiemit auf Darstellungen des Christenthums; in neuester Zeit entfernter auf Leibnitz und Kant, näher auf Jacobi, auf Schelling und Hegel, — ist der entscheidende Grund, weshalb in einer Einleitung in die Philosophie die platonische Lehre nicht fehlen darf. Ein anderer sehr wichtiger Grund liegt in dem Kunstwerthe der platonischen Schriften, durch welchen ihre sittliche und religiöse Gemüthlichkeit einen eigenthümlich wohlthätigen Reiz gewinnt, den alle Zeitalter empfunden haben. Er geht nicht verloren, wenn man auch in der Ideenlehre, speculativ betrachtet, nur den Versuch eines frühern Zeitalters erkennt, zu welchem wir nicht zurückkehren können.

Im Uebergange zwischen Leukipp und Platon kann

beyläufig noch des Anaxagoras gedacht werden; dessen Homoiomerien, in so fern sie nicht der Figur nach bestimmt waren, sondern andre eigenthümliche Qualitäten besitzen sollten, einen Irrthum weniger enthielten, als Leukipp's und Demokrit's Atomen; dessen νοῦς hingegen (der ordnende Weltgeist) schon die Auffassung der Welt als eines durch Weisheit und Macht gebildeten Ganzen verräth; eine ästhetische Auffassung, während die vorhergehenden Weltbetrachtungen rein metaphysisch waren. Uebrigens ist die Lehre des Anaxagoras in so fern merkwürdig, als sie einen Gedanken veranlaßt, den wir mit dem Ausdrucke: chemische Zerlegbarkeit der Materie ins Unendliche, bezeichnen könnten. (Man sehe Aristot. Phys. III, c. 4, §. 9, und Phys. I, c. 5, §. 7.) In der That ist die unendliche Theilbarkeit in ungleichartige Elemente um nichts ungereimter, als die bloß räumliche; wer die letztere annimmt, mag sich auch mit jener vertragen. Die Materie erfüllt aber den Raum überhaupt gar nicht als ein gleichförmiges Continuum, sondern mit ungleicher Intensität, wie man aus den Krystallisationen längst hätte schließen sollen.

§. 144. Nach Platon besteht der Gegenstand des wahren Wissens in den Ideen; welches Wort aber nur durch einen sehr allgemeinen Misverstand der platonischen Lehre, die Bedeutung von Vorstellungen irgend welches denkenden Wesens, bekommen hat. Cicero (in den Akademischen Untersuchungen, im achten Capitel des ersten Buchs) übersetzt es durch species, und beschreibt die Ideen durch id, quod semper est simplex, et uniusmodi, et tale, quale est. Der Geist, sagt er, sieht (cernit) die Ideen; sie selbst sind folglich nicht Vorstellungen, sondern Gegenstände der Erkenntniß; als Widerspiel der sinnlichen Gegenstände, welche durch ihre Untreue (durch das continenter labi et fluere) ihre Unwahrheit dem Geiste verrathen,

der sie durchschaut (als iudex rerum). Diese Andeutungen stimmen mit Platon's eigenen, vielfältigen Aeußerungen eben so genau, als mit derjenigen, fast nicht zu verfehlenden Ansicht zusammen, welche sich aus dem Obigen von selbst ergeben muß.

Anmerkung. Es wird die Auffassung des Nachfolgenden erleichtern, wenn wir hier zuerst eine der populärsten Darstellungen, die Platon selbst von den Ideen gegeben hat, einschalten, ohne uns noch um den Ursprung der ganzen Lehre näher zu bekümmern. Im Anfange des zehnten Buchs über die Republik findet sich folgendes Beyspiel: Es giebt viele Stühle und Tische; aber nur zwey Ideen davon: eine des Stuhls, eine des Tisches. Der Handwerker blickt auf jede von beyden, indem er Tische und Stühle macht; aber die Ideen selbst kann er nicht machen. Aber es giebt Einen, der nicht bloß Tische und Stühle, und alle andern Geräthe machen kann, sondern der auch Pflanzen, Thiere, — ja sich selbst macht; und überdies die Erde und den Himmel und die Götter und Alles im Himmel und in der Unterwelt. Oder glaubst Du, es gebe keinen solchen Werkmeister? — Du selbst könntest gewissermaaßen das alles machen. Nimm nur einen Spiegel, und trage ihn überall umher. — Ja, da werde ich Bilder machen, doch nicht wirkliche Dinge. — Richtig; so wie der Maler, der auch den Stuhl macht, nämlich im Bilde. Und wie denn der Stuhlmacher? Verfertigt er etwas anderes als Bilder? Den Stuhl selbst, den Einen, macht er ja nicht, sondern nur irgend einen. — Es giebt also dreyerley Stühle; den wahren, der in der Natur ist, — diesen, möchten wir (glaube ich) sagen, hat Gott gemacht; den andern macht der Stuhlmacher, den dritten der Maler. Aber der Stuhl der ersten Art, der wahre, ist nur einmal vorhanden, sey es nun, daß Gott nur einen machen wollte, oder daß eine Nothwendigkeit im Spiele war. Denn wären zwey vorhanden, so gäbe es wiederum einen höhern, von dem jene beyden die Beschaffenheit an sich trügen; dann wäre dies der wahre Stuhl. Das wußte Gott; und weil er den wahren Stuhl machen wollte, so machte er nur einen. — — Daß diese fast wörtlich ausgezogene Darstellung höchst populär ist und seyn soll, fühlt gewiß Jeder; eben deshalb taugt sie nichts, wenn man beweisen will, Platon habe ganz eigentlich, und in wissenschaftlichem Ernste, die Ideen für Geschöpfe Gottes gehalten. Gleichwohl führt Tennemann (Geschichte d. Philos. B. 2, S. 370.) diese Stelle zu solchem Zwecke an. Doch über die Misverständnisse dieses Geschichtschreibers etwas mehr in den folgenden Anmerkungen.

Man stelle sich auf den Standpunct, auf welchem die Veränderung, ihrer innern Ungereimtheit wegen verworfen wird (oben §. 120. vergl. Platon's Timaeus pag. 342.

ed. Bip. und republ. VII. pag. 144. und andre Stellen.) Man nehme hiezu die Evidenz des Schönen, Guten, Rechten, des mathematisch Wahren: so kann man das einförmige Seyn eben so wenig genügend finden; als die sinnlichen Wahrnehmungen. Die ästhetische und mathematische Erkenntniß steht als Factum da; es kommt darauf an, dies Factum gehörig zu deuten; wie mit diesen Erkenntnissen, so wird es sich ohne Zweifel mit noch mehrern verhalten. (Dies ist leitender Gedanke bey Platon wie bey Kant.) Wer nun erkennt, der erkennt Etwas; dieses Etwas Ist (de rep. V. pag. 59, *πῶς γὰρ ἂν μὴ ὄν γέ τι γνωσθείη;*). Folglich sind zum wenigsten die Gegenstände der Geometrie und Arithmetik, so wie der sittlichen und überhaupt der ästhetischen Beurtheilung, reale Gegenstände. Wie verhalten sich nun diese zu den sinnlichen Dingen? Sie sind deren Vorbilder, Muster (*παραδείγματα*), oder dasjenige, was als Qualität (*εἶδος*) an den Dingen zu bemerken seyn würde, wenn in der Erscheinung etwas anderes als eine unreine Nachbildung jener Vorbilder Platz finden könnte. Im Sinnlichen ist Alles nur halb, und mit innern Widersprüchen das, was es ist (de rep. V. p. 64 und an vielen Orten). Der Arzt heilt Kranke, aber nicht alle; der Steuermann lenkt Schiffe, aber er läßt deren auch scheitern; der Regent leitet die öffentlichen Angelegenheiten: aber er hegt auch Privatabsichten, u. s. w. Man lasse also, um nun die Ideen vollständig zu finden, aus dem Sinnlichen die Widersprüche weg, indem man die einzelnen Qualitäten rein hervorhebt; — dieselben Qualitäten, welche sich unter einander aufheben, so lange sie Einem und demselben Dinge zugleich oder im Wechsel zugeschrieben werden.

Man führe diese Qualitäten auf ihre allgemeinen Begriffe zurück; denn wie jeder allgemeine Begriff nur Einmal vorhanden ist (§. 35.), so auch jedes

Muster als solches. Man betrachte endlich diese allgemeinen Begriffe als Erkenntnisse realer Gegenstände, nach Analogie jener ästhetischen und mathematischen Begriffe (der Zahlen, des Triangels, Cirkels, u. s. w.); diese realen Gegenstände, deren jeder in seiner Art gleich dem entsprechenden Begriffe, nur einmal vorhanden ist, sind die platonischen Ideen.

Kürzer: Man zerlege das Sinnliche in das Seyn und das Was. Das letztere so wenig wie das erstere wird einen Widerspruch enthalten, sobald man nur nicht mehr ein mannigfaltiges, und entgegengesetztes Was in Ein Ding zusammendrängt. Indem nun die Dinge verworfen werden, kann man entweder das Seyn (mit den Eleaten) oder das Was (mit Platon) absolut setzen; wodurch dort der Satz: das Seyn ist; hier: die Qualitäten sind, herauskommt. Beyde Vorstellungsarten zusammengenommen schließen den Kreis des strengen Rationalismus, der die Erfahrung geradehin verwirft Aber es wird sich bald zeigen, daß hierin die zweyte Form nicht so consequent seyn kann wie die erste; und eben ihrer Inconsequenz wegen ist sie mehrern Misverständnissen ausgesetzt, wie jene.

Anmerkung. Die platonische Lehre steht nicht einzeln in der Geschichte, sondern es zeigt sich in ihrem Ursprunge, so wie in ihrem Uebergange in die des Aristoteles, die ganz natürliche Weise, wie ein System aus dem andern zu erwachsen pflegt. Seit Thales und Anaximander war das Entstehen und Vergehen der Punct, den man entweder zu erklären suchte, oder, weil der Stein des Anstoßes sich nicht aus dem Wege räumen ließ, lieber umgehen und möglichst vermeiden wollte. Platon hatte in jüngern Jahren die heraklitischen Meinungen gekostet; wie aber ein Jeder sich späterhin über frühere Vorurtheile zu erheben sucht, so auch Er, da ihm durch die Pythagoräer und durch den Sokrates eine andre Art der Forschung bekannt wurde. Eine dunkle Andeutung hiervon findet sich in der letzten Hälfte des Phädon (pag. 218. ed. Bip.). Der Zusammenhang mit der pythagoräischen Lehre aber läßt sich wohl am deutlichsten erkennen beym Sextus, Pyrrh. H. III, cap. 18. Hier wird gesagt: die unkörperlichen Elemente der Dinge seyen nach den Pythagoräern σχήματα καὶ ἰδέαι καὶ ἀριθμοί. Es kommt ferner vor eine ἀόριστος δυάς, mit der Erklärung: ἧς κατὰ μετ-

ουσίαν αἱ κατὰ μέρος γίγνονται δυάδες, δυάδες; welche Worte nichts anders bedeuten können, als die platonische Lehre der Zweyheit, die sich zu allen Paaren, und zu allem, was sich als ein Zwiefaches betrachten läßt, wie die Gattung zur Art verhält. Es findet sich eben daselbst eine Nachweisung, daß die Zahlen etwas an sich, außer den zählbaren Dingen seyen, indem sonst nicht verschiedenen Gegenständen einerley Zahl zukommen könnte. Sind diese Ansichten älter als Platon, so durfte er sie nur von Zahlen auf Qualitäten erweitern.

§. 145. Während die eleatische Lehre auf einen einzigen positiven und ein paar negative Sätze ihrer Natur nach beschränkt ist; breitet sich die Lehre von den absoluten Qualitäten in eine unabsehliche Weite aus. Jedoch die Form der Untersuchung ist immer dieselbe; es ist die Frage nach der Definition des Begriffs, in welchem die Erkenntniß der Idee enthalten seyn soll. (Was ist das Rechte? Was ist das Wissen? Was ist das Schöne? Was ist das Fromme? Was ist das Wissen? Was ist das Seyn? Was ist Dasselbe [*ταὐτόν*]? Was ist das Andere [*ἕτερον*]? und so weiter ohne Ende.)

Bey diesen Untersuchungen aber müssen sich alle logischen Verhältnisse der Begriffe fühlbar machen. Da die Ideen für real gehalten werden, so erscheint es nun als ein Wunder, und die Bemerkung als höhere Offenbarung, daß Eine Idee in Vielen, ja rückwärts Unendlich-Viele unter einer einzigen enthalten, gemäß den Verhältnissen der Begriffe nach Inhalt und Umfang, angetroffen werden. (Man sehe die prächtige Ankündigung im Philebus pag. 219.)

Der offenbare Widerspruch, daß Viele Seyende in gewisser Rücksicht Ein Seyendes ausmachen sollen, ist unvermeidlich, nachdem einmal die logischen Verhältnisse der Arten zu ihrer Gattung, für reale Verhältnisse gehalten werden. Bedarf die Ideenlehre einer Widerlegung, so findet sie dieselbe in diesem Puncte. Den einmal befangenen Denker blendet hier das im §. 127. erwähnte Staunen.

Zum Verstehen der platonischen Schriften ist indessen die Bemerkung nothwendig, daß hier, wo an eigentliche Naturlehre gar nicht zu denken ist (weil die Veränderung verworfen ist), logische (und teleologische) Betrachtungen durchgängig den Platz der physikalischen einnehmen müssen.

§. 146. Für die logischen und moralischen, überhaupt ästhetischen Entwickelungen einzelner Hauptbegriffe, ist die Ideenlehre in hohem Grade vortheilhaft. Schon das längere Verweilen bey einem einzigen Begriffe, in der Voraussetzung, daß ihm ein realer Gegenstand entspreche, ist nützlich, um die Merkmale, Gegensätze, Beyspiele zu demselben zu finden. Aber vorzüglich das Herausheben des Begriffs aus allem Beschränkenden, was ihn in der Sinnenwelt verdunkeln kann, ist ganz unentbehrlich bey den moralischen Begriffen, welche in der Erfahrung kein einziges genaues Beyspiel antreffen, sondern im reinen Denken erzeugt werden müssen. Die Ansichten von der Bestimmung des Menschen, der Liebe, der Erziehung, der Gesetzgebung (in Hinsicht deren beym Platon sehr viel höchst Vortreffliches gefunden wird, was kein Zeitalter wird vergessen dürfen), können nicht eher berichtigt werden, als bis man den Ideen Realität (oder statt deren die Gültigkeit der Musterbegriffe, welche aber Anfangs sehr natürlich mit jener verwechselt wird) zugesteht. — Nicht minder wohlthätig wirkt die Ideenlehre auf Religion, indem sie zuerst einen vollkommen würdigen Begriff vom höchsten Wesen darbietet; wobey sie jedoch eine Veränderung ihrer eigenen Grundlage erleidet, wiewohl keine so große, daß das gewöhnliche, in die platonische Lehre hineingetragene Misverständniß dadurch gerechtfertigt würde. (Diesem Misverständniß zufolge sollen nämlich die Ideen weder selbstständig noch real seyn, obgleich Platon dieses an sehr vielen Stellen ausdrücklich fodert, z. B. im Symposium pag. 247; sondern sie sollen lebendige Gedanken der Gott-

heit seyn, wodurch die Ideenlehre ihren eigenthümlichen speculativen Charakter ganz und gar verlieren, und sich in einen Versuch verwandeln würde, die Ansicht des Anaxagoras ein wenig zu verbessern, ohne Kenntniß der Schwierigkeiten, welche seit den Zeiten des Heraklit und Parmenides bekannt genug seyn mußten. Bey der Lesung der platonischen Schriften kann man diese Ansicht nur dann vesthalten, wenn man sich jeden Augenblick erlauben will, etwas in den Schriftsteller — der von *selbstständigen* Ideen redet, — hineinzutragen, was nicht da steht; und die nothwendigsten Aeußerungen der Ungewißheit in den zahlreichen Fällen, wo er über die Ideenlehre hinausgeht, für übergroße, ja für angenommene Beschaffenheit zu nehmen *); die eines Platon höchst unwürdig wäre.)

Anmerkung. Nichts ist denjenigen, die ein fremdes System studiren, bequemer, aber auch nichts führt sie so sicher auf Misverständnisse, als das Ausgehn von ihren alten, einmal angewöhnten Meinungen. Wie viel Platon vom wahren Gott möge gewußt haben? — das war von jeher die Frage, womit man die Werke des Philosophen aufschlug; ohne daran zu denken, daß man mit gar keinen Fragen und vorgefaßten Meinungen kommen, sondern sich bereit halten müsse, einen ganz neuen Unterricht zu empfangen. — Mit Andern hat dem eingewurzelten Vorurtheil von den Ideen, als Gedanken im göttlichen Verstande, auch Tennemann gehuldigt; merkwürdig ist die Verlegenheit, in welche ihn deshalb Aristoteles setzt, der sowenig, wie Sextus und Cicero, von jener Grille etwas weiß; noch merkwürdiger die Dreistigkeit, mit der er sich herauszieht: Aristoteles habe *misverstanden*; daß Platon die Ideen für real gehalten, sey nicht *erweislich* (vermuthlich soll Aristoteles gegen Tennemann die Last des Beweises übernehmen!), widerspreche vielmehr allem, was wir von Platon aus seinen eignen Schriften wissen; ja Aristoteles soll gar sich selbst in diesem Puncte widersprechen! Aristoteles sagt, wie sichs gebührt, die Ideen seyen *Nirgends*; daraus schließt der *Kantianer* Tennemann, sie seyen keine Substanzen; statt daß jeder Unbefangene schließen

*) Ein auffallendes Beyspiel giebt die Wiedererinnerung, wodurch Wahrheiten a priori erkannt werden sollen. Diese ist bloß eine annehmliche Hypothese beym Platon; keinesweges ein Lehrsatz des Systems. An der Hauptstelle, im Menon, findet sich der Schluß: οὐκ ἂν πάνυ ὑπὲρ τοῦ λόγου διισχυρισαίμην. Die Bewunderer des Platon sind viel minder behutsam.

würde, *hier* wenigstens hätte Aristoteles hinzufügen müssen, *zwar nirgends im Raume, aber im göttlichen Verstande*; wie dieses Platon selbst an unzähligen Orten beyfügen müßte (z. B. im Symposium), wenn ihm etwas der Art in den Sinn gekommen wäre. — Die Wahrheit ist kurz diese: der Stellen im Aristoteles, wo er von Ideen im göttlichen Verstande sprechen *müßte*, wofern etwas daran wäre, sind so viele, daß sie sich kaum zählen lassen. Sextus (Pyrrh. H. II. cap. 20.) spricht und schweigt wie Aristoteles. Cicero kennt wohl Ideen, aber keine im göttlichen Verstande. Endlich Platon selbst müßte seinen Untersuchungen eine durchaus andre Wendung geben, wie er überall thut; er sollte *ausgehn* vom göttlichen Verstande, ungefähr wie Schelling vom Absoluten; er thut es nicht.

Der Philosoph findet die Vorstellung von der Gottheit vor, als allgemein verbreitet unter dem Volke; ihm selbst ist es Anfangs ein Problem, in welcher Gestalt dieser noch ungeschliffene Edelstein ihm erscheinen solle; aus seinen eigenen Ueberzeugungen muß diese Frage beantwortet werden; und dem erhabensten seiner Begriffe wird er den erhabensten Namen nicht versagen wollen; vielmehr mit dem Namen zugleich von bekannten Vorstellungsarten so viel aufnehmen als sich aufnehmen läßt. Dieses ist der natürliche, ja unvermeidliche Gang der religiösen Vorstellungen eines denkenden Menschen; und so unrecht es ist, daß Einer den Andern wegen der mit gleicher Wahrheitsliebe gebildeten Religionsbegriffe verketzere und verfolge, eben so wenig schickt es sich, daß Einer dem Andern wegen der Gleichheit des Namens auch die gleiche speculative Bedeutung unterschiebe.

Die religiöse Gesinnung, welche jedem nur etwas zartfühlenden, und nicht ganz roh aufgewachsenen Menschen, höchst natürlich ist, ihn niemals im Leben verläßt, ihm vielmehr stets theuer und werth bleibt, — diese nimmt in verschiedenen Systemen eine verschiedene Form an; und sie bricht in denselben sich oftmals eine Bahn, welche die schon vorhandenen Gänge durchkreuzt, und dadurch zu erkennen giebt, daß in dem einzelnen Menschen, wie in dem Menschengeschlechte, die Religion älter ist, als die Philo-

sophie. Wer nun ein fremdes System — nicht etwan sich aneignen, sondern — fürs erste wenigstens, — als eine Thatsache kennen, und dessen Construction begreifen lernen will: der muß das Religiöse in dem System nicht gleich Anfangs mit den theoretischen Grundlagen verwechseln und vermengen; sondern da, wo sich die religiöse Gesinnung wirksam zeigt, sorgfältig die hieraus entstandene Abänderung von dem Veränderten und zum Grunde Liegenden unterscheiden. Sonst lieset man ein philosophisches Buch wie ein Erbauungsbuch, welches zwar an sich nicht zu tadeln, doch aber dem Zwecke, mit welchem man gerade ein solches Buch und nicht lieber ein absichtlich der Erbauung wegen geschriebenes, zur Hand nahm, nicht ganz angemessen ist. Für manche Leser des Platon scheint diese Erinnerung sehr nothwendig zu seyn.

Die Ideenlehre kann keine populären Begriffe von Gott, als einem Geiste nach Analogie der menschlichen Seele, als einem Wesen in nothwendiger Verbindung mit der Welt, zulassen. Sie muß unter den Ideen Eine finden, welche hervorrage unter den andern; und dadurch, wenn überhaupt ein Uebergewicht, dieses zu allererst in der Mitte der Ideen selbst sich erwerbe. Von einer Welt ist hier überall noch nicht die Rede.

Nun findet sich die Idee des Guten; als diejenige, welche vermöge der Bedeutung des Wortes unmittelbar für die absolute Vortrefflichkeit erkannt wird. Die erste Frage ist hier wie bey allen Ideen: was ist das Gute? Und die erste Antwort setzt dasselbe in das ästhetische Gebiet, mit Hinzufügung einiger specifischen Merkmale. (Im Philebus wird das Gute definirt durch Schönheit, Maaß und Wahrheit; aber es finden sich auch schon hier die Bestimmungen der Vollendung und absoluten Zulänglichkeit; — *ἱκανὸν τἀγαθὸν, καὶ πάντων γε εἰς τοῦτο διαφέρει τῶν ὄντων.* pag. 227.) Aber das Gute, sofern

es noch mehr ist als das Würdige, führt eine Beziehung mit sich auf etwas anderes, dem es gut sey. Dies verbunden mit der Zulänglichkeit, die ihm zugestanden werden muß, damit nicht die Güte selbst von äußern Bedingungen abzuhängen scheine, führt auf den Begriff des Wohlthuns, und zwar des absoluten Wohlthuns; welches diejenigen selbst schafft, denen es wohlthut. So finden wir es wieder als die Sonne im Gebiete der Ideen. (Es kommt hinzu das βασιλεύειν νοητοῦ γένους.) Es übersteigt selbst die Realität an Würde, und ist der Ursprung der Realität (de rep. VI. pag. 120.). Es trägt das Reale, es erhält es im Seyn. (Dazu paßt die Definition: ἀγαθὸν, αἴτιον σωτηρίας τοῖς οὖσι. Definit. p. 296.) Mit einem Worte, das Gute ist Gott: so wie rückwärts, auf die Frage, warum schuf Gott die Welt? die Antwort erfolgt: er ist gut. (Timaeus pag. 305.)

Anmerkung. Die Stelle im sechsten Buche der Republik (pag. 112 — 125.) ist im ganzen Umfange der platonischen Schriften wohl einzig in ihrer Art. Es wird darin die Idee des Guten, welche sonst nur als eine unter den übrigen Ideen betrachtet werden kann, über alle gesetzt; und es ist kein Zweifel, daß darunter die Gottheit verstanden werden muß. Zugleich wird darin gefodert, das eigentliche wahre Wissen solle vom Princip des Ganzen ausgehn, und das Gebiet der Ideen von hieraus durchlaufen. — Wenn man diese Stelle aufmerksam liest, so sieht man: das Gute ist das Verknüpfende, und darum das Lebensprincip der Ideenwelt. Denn erstlich: das Gute ist nicht selbst das Seyn, aber es ertheilt dasselbe allen Ideen. Was heißt dieses im genauen Zusammenhange der Ideenlehre? Nichts anders als dies: da die andern Ideen in so fern sind, als sie an der Idee des Seyn Theil nehmen (man vergleiche hier den ganzen Sophista), so ist das Gute das Vermittelnde dieser Gemeinschaft. Zweytens: das Gute giebt Erkenntniß dem Erkennenden, und Wahrheit dem Erkannten, gleich dem Lichte der Sonne. Um dies zu verstehn, muß man wissen, daß (nach der Darstellung im Timäus) die Intelligenzen selbst aus Ideen bestehn, demnach das Wissen wiederum nur eine Gemeinschaft der Ideen untereinander ist. Auch hier also ist das Gute das Vermittelnde dieser Gemeinschaft. Eben darum aber steht es, drittens, höher, als alle andern, und ist das Princip des Wohlthuns im Ideenreiche, weil sie sonst starr und vereinzelt stehn, und den Werth nicht haben würden, der im

Erkennen und Erkanntwerden (in der φρόνησις) liegt. — Weit entfernt nun, daß die Idee des Guten, sammt den übrigen Ideen, im göttlichen Verstande sich befände: liegt, gerade umgekehrt, der göttliche Verstand in dem Guten, welches selbst das Princip alles Verstandes, und eben darum die Gottheit und das erhabenste der Wesen ist.

§. 147. So fern nun also von den Ideen geredet wird mit Rücksicht auf das Gute (dessen letzte Bestimmung als ein zu der vorigen Theorie neu hinzukommender, und schon deshalb nicht überall durchgreifender Aufschluß anzusehen ist), besitzen sie nicht mehr, wie ursprünglich, ein selbstständiges Seyn; sie nehmen vielmehr jetzt die Realität zu Lehn von der aus ihrer Mitte emporgestiegenen höchsten Idee. Dennoch sind und bleiben sie real; sie verwandeln sich keinesweges in bloße Gedanken; und brauchen nicht erst realisirt zu werden durch ihre Nachbilder in der Sinnenwelt.

Das System aber, welches auf diese Weise schon seine erste Veränderung erlitten hat, wird sich selbst noch viel mehr ungetreu werden, indem auch noch von der Weltbildung die Rede seyn soll. Es geräth bey diesem Puncte in große Verlegenheit wegen der Einstimmung mit sich selbst. Auf der einen Seite beruht es ursprünglich ganz und gar auf dem Gegensatze gegen das Wandelbare und Wechselnde; auf der andern Seite finden sich mitten im Wandelbaren zahllose Gegenstände, an welchen die Nachahmung der Ideen gar nicht zu verkennen, und eben so wenig gering zu schätzen ist; ja der Mensch, der die Ideen erkennt, und der Staat, der ihnen eine glänzende Darstellung bereiten soll, gehören selbst mit zu der wechselnden sinnlichen Welt. Da nun eine so harte Verurtheilung des Scheins, wie bey den Eleaten, hier gar nicht angebracht seyn würde; so muß es zuvörderst ein Mittelding geben zwischen Seyn und Nichtseyn (de rep. V, p. 56; ein Begriff, dessen völlige Ungereimtheit eben so offenbar ist als seine Unentbehrlichkeit an dieser Stelle). Dieses Mittelding ist aber nur Gegen=

stand des Meinens, nicht des Wissens; und aller weitern Theorie wird sorgfältig der Satz vorangeschickt: wie das Seyn zum Wechsel, so verhält sich die Wahrheit zum Glauben (Timaeus pag. 303.; de rep. VII, pag. 166.).

Es kann nun die Welt nicht ohne die Ideen, aber auch nicht bloß aus Ideen (denen der Wechsel fremd ist) zusammengesetzt werden. Schon indem die nöthigen Ideen mit einander verbunden werden, braucht es Gewalt (Timaeus p. 312, *τὴν θάτέρου φύσιν δύσμικτον οὖσαν εἰς ταὐτὸ ξυναρμόττων βίᾳ*); welche Gewalt wäre erspart worden, wenn die Welt, diese wunderliche Mischung des Sich-selbst-Gleichen und des Gegensatzes, nicht für etwas Halb-Reales hätte gelten sollen. Aber es bedarf nun auch noch der Materie (*μικτέον τὸ τῆς πλανωμένης εἶδος αἰτίας, χαλεπὸν καὶ ἀμυδρόν*, Timaeus pag. 340. 341.). Genau gemäß dem oben (§. 126.) aufgestellten Begriffe des Stoffes. Also als etwas völlig Formloses (*ἄμορφον*), eigentlich als ein Seyn ohne Was, ist diese Materie ursprünglich noch außer und neben den Ideen vorhanden; diese letztern werden alsdann darin nachgebildet durch die Gottheit; — wobey denn freylich weder eine gesetzmäßige Natur, noch eine Theodicee, noch ein consequentes System gewonnen wird.

Alles Weitere muß hier wegbleiben, nachdem das System auf seinen drey verschiedenen Stufen, als reine Ideenlehre (welche in allen platonischen Schriften die Grundlage macht), als Lehre vom Guten, dem Haupte erstlich des Ideenreiches und dann der Sinnenwelt (welche Vorstellung sich allmählig scheint ausgebildet zu haben, und nur an wenigen Stellen sich deutlich ausspricht), endlich als ein Versuch, von der Sinnenwelt eine annehmliche Meinung vorzubringen (im Timäus, der ausdrücklich nur für einen solchen Versuch will genommen seyn), — in den

einfachsten Grundzügen ist nachgewiesen worden. Belehrend ist das System in speculativer Hinsicht vorzüglich durch seine Inconsequenz, worin es sich mit vielen neueren und neuesten Systemen vergleichen läßt. Die allgemeinen Hauptgedanken zu solcher Vergleichung sollen hier folgen.

Anmerkung. Wäre die mythische Beschaffenheit des Dialogs, der vom Timäus benannt ist, gehörig beachtet worden: so hätte die platonische Lehre niemals so sehr misverstanden werden, ja sie hätte nie so dunkel und schwer scheinen können, als der Fall gewesen ist. Gleich der Anfang des Dialogs verräth den mythischen Geist. Er erinnert an die heilsame Lüge, durch welche Platon im dritten Buche der Republik (pag. 319.) die Bürger seines Staats zu überreden wünscht, sie seyen Erdgeborne mit allen ihren Werkzeugen und Einrichtungen. Ganz in diesem nämlichen Geschmack ist die vorgebliche Erzählung des Solon von dem, was er in Aegypten gehört habe (Timäus pag. 289.). Indessen leuchtet Platon's Gesinnung und Meinung überall durch. Wie er im Phädon äußert, er habe die teleologische Welterklärung beym Anaxagoras zu finden vergeblich gehofft (pag. 221.), so liefert er sie nun selbst im Timäus, unbekümmert um eigentliche Naturgründe. Wie er im Sophista (pag. 265.) die κινήσις nöthig hat, um sich das Leben zu denken, übrigens aber das ταὐτὸ und das ἕτερον zu Repräsentanten des Wahren und des Scheins macht, so mischt er auch im Timäus die Seele aus diesen beyden Ideen, welche hier Vernunft und Sinnlichkeit vorstellen, sammt der des Seyn, ohne welche das Ganze nicht real seyn könnte; dann aber setzt er das Gemischte in Bewegung, damit im Umschwunge die Gegenstände der Erkenntniß angetroffen, und innerlich aufgenommen werden. Hier sind nun Ideen in dem lebenden Wesen, und das ist kein Wunder; denn es besteht aus ihnen, wie etwa nach unsrer Chemie Wasser aus Sauerstoff und Wasserstoff, so daß diese Bestandtheile das Reale in dem Zusammengesetzten sind; aber auch hier ist an Ideen im heutigen Sinne, als Vorstellungen in einem vorstellenden Wesen, als Attribute einer Substanz, — nicht aufs entfernteste zu denken.

§. 148. Jedes System, dessen Urheber nicht ohne vorgängigen Unterricht gearbeitet hat, sucht irgend welche Schwierigkeiten und Irrthümer zu vermeiden, in welche die Früheren verfallen waren. Zum Verstehen ist es die erste Bedingung, diese vermiedenen Klippen zu kennen. Daraus ersieht man nicht bloß die Bedeutung der ersten Grundsätze, sondern man lernt auch die Anfangspuncte des Systems unterscheiden von den Zusätzen, welche spä-

terhin, oftmals folgewidrig genug, hineingekommen sind, und welche, wenn sie vorangestellt werden, das Ganze unbegreiflich machen. (So ist durchs Voranstellen der Meinungen im Timäus die platonische Lehre von den Meisten unverständlich vorgetragen worden.) Die Aufmerksamkeit hierauf ist um so nöthiger, je beschränkter bey den meisten Denkern die erste Auffassung der philosophischen Probleme zu seyn pflegt: und je mehrern, oft höchst dringenden, Rücksichten auf das zu spät bedachte sie weiterhin nachgeben.

Ferner, jedes System, das nur mit irgend einiger Kenntniß der Probleme gearbeitet ist, entfernt sich Anfangs von der Erfahrung, und sucht sich ihr am Ende wieder zu nähern. Das erstere kann nicht fehlen, weil eben die Unmöglichkeit, es bey der Erfahrung bewenden zu lassen, das Philosophiren hervortreibt; das zweyte wird nicht leicht fehlen, weil jeder am Ende Bestätigungen und Rechnungsproben sucht. — Hieran sind nun wiederum die spätern Theile des Systems von den frühern zu unterscheiden. Die gezwungenen Erklärungen der Phänomene gehören immer ans Ende hin; und um so sicherer, je weniger Scharfsinn, je mehr Ermüdung im Denken, je mehr gespaltene Rücksichten auf Vielerley zugleich, sie verrathen.

Endlich und hauptsächlich: jedes System, welches seinen praktischen Theil nicht ganz bestimmt vom theoretischen sondert, hat verborgene Quellen, die der Urheber selbst nicht recht kennt; die aber bey der Prüfung aufgedeckt werden müssen. Es sind nämlich die ästhetischen Urtheile ihrer Natur nach unabhängig von aller Theorie; es ist eben so die Reihe der metaphysischen Probleme unabhängig von jenen Urtheilen. (Vergl. §. 94, 102.) Jeder Denker nun, der diese Unabhängigkeit nicht anerkennt, wird, sich selber unbewußt, von zweyen Kräften getrieben, indem er zugleich erklären will, und Vorschriften geben; zugleich das Wahre sucht, und das Vortreffliche. Wie dem Platon das Gute

zum Realprincip wurde, welches die Ideenlehre in ihren ersten Gründen verdarb; so sehen wir durchgängig die theoretische Philosophie von der praktischen verdorben; wir sehen in neuern Systemen, wider die Consequenz, Dinge an sich beybehalten, damit praktische Postulate Raum haben; wir sehen eben so folgewidrig eine Mehrheit von Vernunftwesen zugestanden, damit für Recht und Pflicht nicht der Boden verloren gehe. Nicht minder sehn wir umgekehrt das Praktische unter dem Theoretischen leiden; es wird der Musterbegriff des Guten im Dunkeln gelassen, weil eine strahlende Sonne allzuvoreilig sich daraus erhob; so wie anderwärts (bey Spinoza) sogar dem Recht und der Macht einerley Gränzen gesetzt werden, weil alle Macht, theoretisch betrachtet, für eine Aeußerung des höchsten Wesens gehalten wird.

Jedes System der beschriebenen Gattung hat eben deshalb eine doppelte Einseitigkeit, eine praktische, und eine theoretische. Denn sobald die ästhetischen auf die metaphysischen Grundgedanken, und rückwärts, einen Einfluß verlangen, so hindern sie sich unfehlbar gegenseitig in ihrer Entwickelung, und daher können sie am wenigsten zu derjenigen gesetzmäßigen Vereinigung gelangen, zu der sie am Ende sollten verknüpft werden.

Anmerkung. Vorzüglich um zu diesem letzten Paragraphen Gelegenheit zu geben, und außerdem um der historischen Wichtigkeit willen, ist im vorstehenden Capitel die platonische Lehre mit mehr als verhältnißmäßiger Ausführlichkeit behandelt worden. Denn für die Metaphysik hat sie weiter kein Interesse, als in so fern sie auf ziemlich bestimmter Auffassung des Widersprechenden in der Sinnenwelt beruht. Uebrigens ist die Ideenlehre eine Mythologie, die man theils, weil sie eine sehr wichtige Stufe der Erhebung zum philosophischen Denken historisch bezeichnet, theils aus demselben Grunde, wie andre Mythologien, studiren mag, nämlich weil sie den Schlüssel zu so vortrefflichen Kunstwerken, wie mehrere Werke des Platon unstreitig sind, darbietet; z. B. zu dem Phädon und dem Symposium. Wer aber in der Bewunderung des Platon gefangen ist; wer sich nichts Besseres wünscht, als mit diesem philosophiren zu können; der hat es in der Philosophie nicht gar weit gebracht. Bewun=

dert man ihn als Religionslehrer? Wenn seine Schriften neben das neue Testament gelegt werden, so erbleicht der Mond vor der Sonne. Oder als Staatslehrer? Die äußersten Umrisse der Staatslehre beym Platon sind vortrefflich (unendlich besser als bey Rousseau); aber das reicht nicht zu, um die politische Schwärmerey abzuhalten; hiezu muß man den Staat einerseits als eine Rechtsgesellschaft, andererseits als ein nothwendiges, und nothwendig wandelbares Erzeugniß der menschlichen Natur kennen. Oder bildet man sich gar ein, zur Naturlehre, — gleichviel ob zur geistigen oder zur körperlichen — beym Platon die Schlüssel zu finden? Freylich hat Schelling den Misgriff gemacht, sich nicht bloß an Kant und an Spinoza (diese konnten zwar nichts helfen, aber doch nicht so auffallend schaden), sondern auch an den Platon anzulehnen, der die Teleologie nicht etwan neben die Naturbetrachtung stellt, sondern deren Platz hierdurch ganz und gar ausfüllen will! — Kein Hauch des Platonismus darf die eigentliche Naturforschung anwehen; diese beruht unwandelbar auf den Begriffen der Substanz, der Kraft und der Bewegung; nicht auf einer Verbindung von Ideen und formloser Materie.

Fünftes Capitel.

Vorblick auf Resultate metaphysischer Untersuchungen.

§. 149. Nachdem Aristoteles sich zu sehr an die Erfahrung gehalten hatte, um einem ernstlichen Mistrauen gegen sie Raum zu geben, und zu sehr der bloß logischen Bearbeitung der Begriffe geneigt gewesen war, ohne doch selbst hierin etwas Vollendetes zu liefern: blieben lange Jahrhunderte beschäfftigt in dem einmal vorhandenen Gedankenkreise; sie mischten und modificirten den empfangenen Vorrath, ohne daß recht bedeutende speculative Erfindungen zum Vorschein gekommen wären.

Auch selbst die glückliche Zeit, in welcher die Algebra sich erhob, die Rechnung mit veränderlichen, und mit Verhältnissen unendlich kleiner Größen erfunden wurde, — ist für die Metaphysik nicht sehr fruchtbar gewesen. Wohl aber hat die, der empirischen Physik so nützliche Reform des Baco bedeutenden Nachtheil für die Metaphysik ge=

bracht, indem man verachten lernte, was man nicht erreichen konnte; und sich gewöhnte zufrieden zu seyn mit Erfahrungskenntnissen, zu denen ohne Metaphysik immerfort die Denkbarkeit der Begriffe fehlt.

Sehr natürlich zogen sich jetzt die Philosophen von der Naturbetrachtung, die einen kostbaren Apparat, oder weitläuftige Rechnungen erfoderte, mehr zurück zu der Betrachtung *innerer* Thatsachen; und schon deshalb mußte allmählig alles Philosophiren einen vorherrschenden *psychologischen* Charakter annehmen. — Indem man nun das Erkennen selbst zum Gegenstande des Nachdenkens machte, entstand der Gedanke, mit Hülfe der zuvor bestimmten Gränzen des Erkenntniß-Vermögens die Anmaaßungen der Metaphysik immer weiter zurückzuweisen, damit nicht länger Zeit und Mühe mit Untersuchungen verdorben werde, welche außer der Sphäre des menschlichen Verstandes lägen. — Daß dieser Gedanke von einer gänzlich falschen Ansicht der Metaphysik ausging, muß aus dem vorigen von selbst klar seyn. *Die Metaphysik hat keine andre Bestimmung, als die nämlichen Begriffe, welche die Erfahrung ihr aufdringt, denkbar zu machen.*

Anmerkung. Wenn der Sinn eines Worts sich nach dem Gebrauche richten sollte, den dieser oder Jener davon macht, so wäre *Metaphysik* ein höchst vieldeutiges, und darum kaum verständliches Wort. Wer wissen will, welche Bedeutung dieses Namens uns die frühere Zeit überliefert hat; der sehe die älteren Metaphysiken durch, von Aristoteles bis Wolff und dessen Schule: es wird sich finden, daß die Begriffe vom Seyenden, von dessen Qualität, von der Ursache und ihrer Wirkung, vom Raume, und von der Zeit, überall den Gegenstand dieser Wissenschaft ausgemacht haben; es wird sich finden, daß diese Begriffe als aus der Erfahrung bekannt, und in ihr gegeben, sind vorausgesetzt worden, daß man alsdann versucht hat, sie logisch zu bearbeiten, und daß man hierüber in Streitigkeiten aller Art gerathen ist. Diese Streitigkeiten, und ihr in den Erfahrungsbegriffen verborgener Grund, — nicht aber die Künste, durch welche man hie und da dieselben zu umgeben oder zu überspringen gesucht hat, weil man zum strengen Denken zu schwach oder zu träge war, — bestimmen den Begriff der Metaphysik.

Was nun das Unternehmen anlangt, erst die Gränzen des menschlichen Erkenntnißvermögens auszumessen, und dann die Metaphysik zu kritisiren: so setzt dieses die Täuschung voraus, als ob das Erkenntnißvermögen leichter zu erkennen sey, denn das, womit die Metaphysik sich beschäfftige. Es liegt aber vor Augen: daß alle Begriffe, durch die wir unser Erkenntnißvermögen denken, selbst metaphysische Begriffe sind. Erlauben wir uns, von unserem Geiste zu reden, als ob in ihm eine Mannigfaltigkeit von Vermögen (wenn auch nur der Sensation und Reflexion) vorhanden sey: so verfallen wir in den Widerspruch des §. 122. Sprechen wir von der Wirksamkeit dieser Vermögen, von der Veränderung unserer Gedanken durch das Denken: so gerathen wir in das Trilemma, welches der Veränderung überhaupt entgegen steht; und welches schon die Eleaten müssen durchschaut haben, da sie die Veränderung so entschieden läugneten. Halten wir unsere Seele für eine unbeschriebene Tafel, auf welche durch Hülfe der Sinne Eindrücke von äußern Dingen gemacht werden: so stehn uns die Widersprüche in den Begriffen des Thätigen und Leidenden im Wege.

Locke in seinem Werke über den menschlichen Verstand, erklärte die Absicht, der menschlichen Erkenntniß ihre Gränzen nachzuweisen, deutlich genug gleich auf den ersten Blättern. Bey ihm konnte ein scheinbarer Erfolg der Absicht um so leichter entsprechen, indem er die Leser zu keinem besonders scharfen Nachdenken anregte. Als aber ein ohne Vergleich tieferer Denker unter uns, als Kant denselben Weg noch einmal betrat: da erwachte die Metaphysik, anstatt einzuschlafen; denn eine so kräftige Aufregung war ihr seit Jahrhunderten nicht zu Theil geworden. Gerade darin liegt Kant's Ruhm, daß seine Nachfolger bey dem Ziele, wohin er sie führte, unmöglich still stehn konnten.

Anmerkung. Noch immer hofft Mancher, das Geheimniß zu finden, in einer Besinnung auf sich selbst, einer innern Anschauung, den Stein der Weisen zu gewinnen. Daß es den Menschen der früheren Zeit auch frey gestanden habe, sich auf sich selbst zu besinnen, und sich innerlich wahrzunehmen, dies vergißt man entweder, oder man sucht die wahre Selbstanschauung in so weiter Ferne (bey den Indiern, oder bey den ältesten Vätern des Menschengeschlechts), daß keine klare Geschichte mehr verhindert, beliebig zu deuten und zu dichten.

§. 150. Schon oben ist angegeben worden, weshalb sich die kantische Lehre zu dem strengen Idealismus Fichte's hinüberneigt. Es kommen noch mehrere Gründe hinzu, warum jene Lehre, oder eine ihr ähnliche, nicht genügen kann; darunter lassen sich folgende hier kurz anzeigen, und dem im vorigen §. Gesagten beyfügen.

1) Der speculative Charakter des kantischen Systems wird durch dessen Grundfrage bestimmt: woher kommen die Formen der Erfahrung? und mit welchem Rechte werden sie auf die Erscheinungen übertragen? — Allein es fehlt viel daran, daß in dieser Frage die Auffassung der metaphysischen Probleme vollständig enthalten wäre. Das Motiv der Forschung ist zu beschränkt gewesen, um die Wissenschaft gehörig begründen zu können.

2) Die Grundfrage ist durch das System nicht aufgelöst. Man mag Raum und Zeit, Kategorien und Ideen als im Gemüth liegende Bedingungen der Erfahrung ansehn: damit erklärt sich nicht die *Bestimmtheit* jedes *einzelnen Dinges* in der Erscheinung. *Das Gemüth hält für alles Gegebene dieselben und die sämmtlichen Formen bereit.* Will man jedem Gegebenen überlassen, sich nach *seiner Art* diese Formen gehörig zu bestimmen oder *auszuwählen*: so müssen im Gegebenen *gerade so viele Beziehungen auf unsre Formen* vorkommen, als wir Figuren, Zeiträume, zusammengehörige Eigenschaften Eines Dinges, zusammengehörige Ursachen und Wirkungen, u. s. w. in der Erfah=

rung bestimmt finden. Da nun das Gegebene (die Materie der Erfahrung) am Ende von den Dingen an sich hergeleitet wird: so bekommen diese eine eben so große Mannigfaltigkeit von Prädicaten, als wir mannigfaltige Bestimmungen in der Erscheinung wahrnehmen; wider den kantischen Satz, daß wir die Dinge an sich nicht erkennen. — Das Unrichtige der Auflösung verräth sich aber auch dadurch, daß der schwierigste Fragepunct dadurch gar nicht getroffen wird. Wie nehmen wir die Formen wahr, da wir diese Wahrnehmung weder in noch außer der Materie des Gegebenen nachzuweisen vermögen? Daß wir sie wahrnehmen, ist sehr gewiß (man sehe das erste Capitel dieses Abschnitts), aber es kommt noch darauf an zu erklären, daß wir hier eine runde, dort eine viereckige Figur darum wahrnehmen müssen, weil in der Art und Weise, wie uns das Farbigte gegeben wird, gewisse (von Kant nicht aufgezeigte, aber aufzuzeigende) Bedingungen enthalten sind. Wie in diesem Beyspiel, so in den übrigen.

3) Es kann gar nicht zugestanden werden, daß im Gemüth eine ursprüngliche Mannigfaltigkeit von Formen enthalten sey, wegen §. 122.*).

4) Die psychologischen Voraussetzungen, nach welchen die verschiedenen Seelenvermögen angenommen sind, und worauf die ganze Kritik des Erkenntnißvermögens gebaut ist, sind selbst als Auffassungen der Thatsachen des Bewußtseyns in jedem Puncte unsicher, und voll von Erschleichungen. — Die

*) Auf Einheit der Seelenkraft drang zwar schon Wolf, (psych. rat. §. 57.) er erwähnt, daß aus Annahme mehrerer Kräfte unauflösliche Schwierigkeiten in der Bestimmung ihres gegenseitigen Causalverhältnisses entstehen würden. Dennoch ist er von derjenigen Einheit, worauf es in der Psychologie ankommt, weit entfernt geblieben. Er nimmt eine Menge von Gesetzen der verschiedenen Seelenvermögen aus der empirischen Psychologie herüber. §. 76. 77.

wahren Thatsachen des Bewußtseyns sind die ganz individuellen und momentanen innern Ereignisse in dem Gemüth eines Jeden; diese können nicht nur schlechterdings nicht vollständig angegeben werden (indem neue Culturzustände auch neue innere Erscheinungen hervorbringen), sondern sie verdunkeln sich ohne Ausnahme schon während der Auffassung, so daß alle innere Wahrnehmung nur Bruchstücke liefern kann, die um so mehr verstümmelt ausfallen, je absichtlicher die Selbstbeobachtung war. — In die hieraus gebildeten Begriffe von Seelenvermögen mischen sich die Erklärungen, welche wir hinzudenken, und der Wahrnehmung unvermerkt unterschieben. Dahin gehört Kant's Voraussetzung, daß zur Verbindung des gegebenen Mannigfaltigen eigene Handlungen des Gemüths, mithin Seelenvermögen nöthig seyen: während die Erfahrung nur das schon Verbundene, aber niemals eine ganz rohe, formlose Materie des Gegebenen, noch weniger eine Handlung des Verbindens eines noch formlosen Stoffes, zu erkennen giebt.

Ueber die unrichtige Behandlung der Aufgabe, synthetische Sätze a priori zu rechtfertigen, desgleichen über die damit zusammenhängenden Irrthümer in Hinsicht des Raums, der Zeit und der Kategorien, ferner über den unbehutsamen Gebrauch mancher in sich selbst widersprechenden Begriffe; als der ursprünglichen Repulsion und Attraction der Materie, des absolut-nothwendigen Wesens, der transscendentalen Freyheit; über die unrichtige Voraussetzung vom Sittengesetze als einem ursprünglichen Gebote (statt einer ursprünglichen Beurtheilung), vom Rechtsbegriff als einer Norm bloß für äußere Handlungen (während er wesentlich zur Berichtigung der Gesinnungen gehört): über diese und viele andre Puncte läßt sich nicht füglich anders etwas Deutliches sagen, als unter Voraussetzung eines systematischen Vortrags der Philosophie. Ungeachtet alles dessen aber,

was hier und anderwärts gegen Kant's Lehre vorgetragen worden, gehören seine Schriften noch heute zur gegenwärtigen Philosophie. Das Studium derselben muß Diejenigen, welche sich auf Philosophie legen wollen, noch nöthiger und anhaltender beschäfftigen, als Spinoza und Platon; ja selbst mehr als die älteren und besseren Schriften Fichte's; während Unzähliges, worin etwa durch eine scharfe Frömmigkeit der Mangel an wissenschaftlicher Schärfe soll bedeckt werden (wie in Fichte's Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters, die jedoch durch ihre, nun glücklich verschwundene, Zeit konnten entschuldigt werden), seinen Tag lebt und dann verschwindet. Uebrigens muß es in Ansehung der Systeme seit Kant hier genügen, auf dasjenige zu verweisen, was über Idealismus, absolutes Werden und Organismus schon oben ist gesagt worden.

Anmerkung. Um die kantische Philosophie mit der schuldigen Billigkeit zu beurtheilen, darf man nicht vergessen, welchen Gegenstand Kant vom Anfang an im Auge hatte. Er wollte eine Kritik der Vernunft zu Stande bringen; d. h. er wollte diejenigen Untersuchungen, welche nach einem Wissen streben, das man nicht erreichen kann, abschneiden durch Nachweisung der Unzulänglichkeit unserer Mittel. Er sah ein, daß die sogenannten Beweise für das Daseyn Gottes, für die Unsterblichkeit der Seele, für die sittliche Fähigkeit des Willens (denn als solche betrachtete er das, was er Freyheit nannte), nicht Ueberzeugung, sondern ihrer Schwäche wegen nur Zweifel hervorbrachten. Nun bewog ihn das Interesse für das Wohl der Menschheit, den Uebermuth der Schulen, in ihrem vorgeblichen Wissen, einzuschränken, damit der Glaube der Menschen desto muthiger werden möchte. (Man sehe z. B. Krit. d. r. V. S. 769: „ich bin zwar nicht der „Meinung, daß man hoffen könne, man werde dereinst noch „evidente Demonstrationen der Sätze: es ist ein Gott, es ist „ein künftiges Leben, erfinden. Vielmehr bin ich gewiß, „daß dies niemals geschehen werde. Denn woher will „die Vernunft den Grund zu solchen Behauptungen, die sich „nicht auf Gegenstände der Erfahrung und deren „innere Möglichkeit beziehen, hernehmen? Aber es ist „auch apodiktisch gewiß, daß niemals irgend ein Mensch auftreten werde, der das Gegentheil mit dem mindesten Scheine „behaupten könne.") Mit wahrer Weisheit entwickelte nun Kant das Bedürfniß des Glaubens in praktischer Hinsicht; und zwar, welches die höchste Billigung verdient, obgleich man es nachmals verworfen hat, für den ganzen, den sinnlich-vernünftigen Menschen; der ganz, und vollständig, in der Religion muß

ruhen können. Zugleich schaffte Kant hierdurch dem speculativen Denken die nöthige Freyheit; denn nun erst hörte die Philosophie auf, die Magd der Theologie zu seyn, da es sich zeigte, daß sie die aufgegebene Arbeit nicht verrichten könne. — Um nun zu diesen, praktisch wichtigen Resultaten zu gelangen, würde ein Anderer nicht so weitläuftige Vorbereitungen gemacht haben, wie man sie in der transscendentalen Aesthetik und Logik findet. Kant aber verdient hierdurch das Lob eines ganz vorzüglichen und seltenen Strebens nach Gründlichkeit; obgleich man eben diese transscendentale Aesthetik und Logik für sich allein, und ohne Rücksicht auf die Endabsicht, voll von Schwächen findet.

§. 151. Die Philosophie muß anfänglich die Frage, ob wir die Dinge an sich, oder nur Erscheinungen erkennen können, unentschieden bey Seite setzen. Zuerst ist nöthig, den Realismus in seiner Art zu vollenden, nämlich durch gehörige Bearbeitung der widersprechenden Erfahrungsbegriffe, wenigstens der allgemeinsten unter denselben, des Begriffs der Veränderung und des Dinges mit mehrern Merkmalen, an welche die Untersuchungen über Raum Zeit, und Bewegung sich von selbst anschließen. Nachdem, hierüber eine denkbare Vorstellungsart auf dem Wege eines nothwendigen Denkens ist gewonnen worden: läßt alsdann das idealistische Problem sich auf eben dem Wege entscheiden, wie die vorigen; nämlich durch gehörige Behandlung derjenigen Widersprüche, die in den Begriffen des Ich, und eines Subjects mit vielen Vorstellungen, gefunden werden.

Anmerkung. Der Idealismus richtet sich jederzeit nach dem Realismus, den er vorfindet. Diesen sucht er umzukehren. Alsdann ergiebt sich, ob der vorhandene Realismus schwach genug ist, sich umkehren zu lassen, oder nicht. Der wahre Realismus (der freylich nicht die Materie für ein räumliches Reales nimmt,) darf die Probe nicht scheuen; und sich ihr nicht entziehen. Eben durch die Unmöglichkeit eines haltbaren Idealismus erlangt er seine ganze Stärke. Um aber dies einzusehn, muß man die wechselnden Gestalten des Idealismus zu unterscheiden wissen von seinem Grundcharakter. Dieser liegt nicht etwan in jenen kantischen Meinungen von den Erfahrungsformen a priori: sondern in der, jedem Realismus entgegentretenden Behauptung: das für real Gehaltene sey nur Vorstellung, und der Grund dieser Vorstellung liege einzig in dem Vorstellenden selbst, ohne Zuthun irgend eines Realen außer ihm. Solchergestalt aber entsteht ein

ungereimter Begriff von dem Vorstellenden; und dies ist der Punct, worauf Alles ankommt.

§. 152. Es entscheidet das idealistische Problem sich dahin: daß es wirklich eine Menge von Wesen außer uns giebt, deren eigentliches und einfaches Was wir zwar nicht erkennen, über deren innere und äußere Verhältnisse wir aber eine Summe von Einsichten erlangen können, die sich ins Unendliche vergrößern läßt.

Und die Probleme von der Veränderung und den mehrern Eigenschaften Eines Dinges werden aufgelöst durch die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen der Wesen. Nämlich von dem an sich unerkennbaren, einfachen Was der Wesen, läßt sich so viel bestimmen, daß dasselbe nicht bloß bey verschiedenen verschieden sey, sondern daß es auch conträre Gegensätze bilde. Diese Gegensätze sind nun an sich nicht reale Prädicate der Wesen; daher muß noch eine formale Bedingung, das Zusammen mehrerer Wesen, hinzukommen, damit die Gegensätze einen realen Erfolg haben können. Der Erfolg ist Leiden und Thätigkeit zugleich, ohne Uebergang irgend einer Kraft aus dem einen ins andre. Die Wesen erhalten sich selbst, jedes in seinem eignen Innern, und nach seiner eignen Qualität, gegen die Störung, welche erfolgen würde, wenn das Entgegengesetzte der mehrern sich aufheben könnte. Die Störung gleicht also einem Drucke, die Selbsterhaltung einem Widerstande.

Damit man im Denken die Begriffe hievon gehörig auseinandersetzen könne, sind zweyerley Hülfsbegriffe nothwendig, erstlich von zufälligen Ansichten, zweytens vom intelligibeln Raum, sammt der ihm entsprechenden Zeit und Bewegung.

Zufällige Ansichten gebraucht schon die Mechanik, wenn sie Kräfte zerlegt und zusammensetzt. Die Richtung der Schwere z. B. ist an jedem Orte nur Eine, aber sie kann

und muß auf unendlich verschiedene Weise in mehrere Richtungen zerlegt gedacht werden, damit die Phänomene der aus der Schwere entstehenden Bewegungen erklärt werden. So kann und muß auch das einfache Was der Wesen zerlegbar gedacht werden in mehrere Begriffe, die gleichwohl keinesweges eine Vielheit in dem Seyenden bilden dürfen. Ohne die Voraussetzung einer solchen Zerlegbarkeit würde von den Gegensätzen, von den Störungen und Selbsterhaltungen nicht mit Bestimmtheit geredet werden können.

Der intelligible Raum ist ein Hülfsbegriff, welcher entspringt, indem von dem nämlichen Wesen sowohl das Zusammen als Nicht-Zusammen soll gedacht werden. Dieses aber ist nothwendig, weil Bewegung der Veränderung muß vorausgesetzt werden. Es giebt eine ursprüngliche Bewegung, bloß darum, weil der Raum, und folglich die Ruhe an einem Orte, gar kein reales Prädicat der Wesen seyn kann, daher es ein Wunder ist, wenn sich nicht Alles gegen einander auf alle mögliche Weise (jedoch ein jedes gleichförmig) bewegt.

Die Widersprüche im Begriff der Bewegung bedürfen, anerkannt und gehörig entwickelt zu werden; sie schaden nichts, weil die Bewegung nichts Reales ist. Eben dasselbe gilt von den Widersprüchen im Gebiete des Raums und der Zahlen, deren es verschiedene giebt, die mit den Begriffen der Continuität, der Irrationalität, der Auflösbarkeit in Factoren u. s. w. zusammenhängen; und welche der Gültigkeit der Mathematik so wenig Abbruch thun, daß vielmehr die sichersten Rechnungen mitten durch sie hindurch ihren Weg nehmen.

Alle diese Hülfsbegriffe sind eben so wenig real, als die Logarithmen, die Sinus und Tangenten, aber sie dienen, wie diese, zu Durchgängen für das Denken, welches seinen eignen Weg verfolgen muß, um in den erkenn-

baren Hauptpuncten mit der Natur der Dinge wieder zusammenzutreffen.

Anmerkung. Diesen Paragraphen ganz erläutern, hieße, die allgemeine Metaphysik selbst vortragen; aber er steht hier nur, damit diejenigen, welche das ganze Vorhergehende sorgfältig durchdacht haben, ihre Kräfte nunmehr prüfen können.

Zuerst muß man eingesehen haben, daß an Veränderungen, und schon an simultane Mehrheit der Attribute eines Wesens, nicht in dem Sinne zu denken ist, als ob in der That das eigentliche Was des Realen sich mehrte oder änderte. Man muß eingesehen haben, daß der Satz: in allem Wechsel beharrt die Substanz, nicht eine wirkliche Trennung der Substanz von dem, was an ihr wechselt, auch nicht ein Wechseln in ihr, also gar keinen Wechsel in Beziehung auf das, was sie eigentlich ist, ausdrücken dürfe. Für das Seyende giebt es gar keinen Wechsel; und das wirkliche Geschehen ist demnach für das wahre Reale so gut als völlig nicht geschehen.

Was heißt denn nun wirkliches Geschehen? Bildlich kann man antworten, es heißt Uebersetzung des Was der Wesen in eine andre und andre Sprache; in andre, gleichbedeutende Ausdrücke.

Ein solches Geschehen wäre ein bloßes Gedankending, und nichts, in irgend einem Sinne, Wirkliches, wenn nicht mehrere Wesen einander dahin brächten, auf bestimmte Weise wider einander als das bestehen, was sie sind. Daher der Ausdruck: Selbsterhaltung; und daher die Voraussetzung eines Zusammen derjenigen Wesen, die einander stören, mithin (da es zu einer wirklichen Abänderung der Qualität nicht kommt) jedes eine Selbsterhaltung des andern bestimmen. Daher ferner die Veränderlichkeit dieses Zusammen im intelligibeln Raume. Daher endlich die Mannigfaltigkeit des Geschehens in Einem Wesen.

Vom wirklichen Geschehen ist nun noch zweyerley zu unterscheiden. Erstlich: die Hemmung, in die es sich versetzt, wenn ein mehrfaches entgegengesetztes Geschehen in einem und demselben Wesen statt findet. Zweytens, die Raumbestimmungen, die damit zusammenhängen. Die letztern sind bloße Erscheinungen im engsten Sinne des Worts. Auf diesen beruht die sichtbare Natur; auf jenen Hemmungen das Geistige; auf beyden zusammen das organische Leben.

§. 153. Nachdem auf die angedeutete Weise die allgemeine Metaphysik ist bevestigt worden, kann man fortschreiten zur Psychologie und Naturphilosophie.

Unter diesen beyden Wissenschaften nimmt nothwendig die Psychologie die erste Stelle ein. Denn ihr erster und nächster Gegenstand ist das wirkliche Geschehen, von wel-

chem man in der Naturlehre nur den Widerschein erblickt. Alle unsre einfachen Vorstellungen, und hiemit der ganze Grundstoff unseres Bewußtseyns, sind wirkliches Geschehen in unserer Seele, nämlich deren Selbsterhaltungen; in der Naturlehre aber giebt es nichts, was frey wäre vom Begriffe der Bewegung; und diese geschieht nicht wirklich, sondern bloß für den Zuschauer; auch sind ihre Bestimmungen meistens nur entfernte Folgen der innern Zustände der einfachen Wesen.

Anmerkung. In einem andern Sinne kann man allerdings sagen, die Bewegung geschehe wirklich. Nämlich sie ist nicht in dem Sinne bloße Erscheinung, als ob man sie auf idealistische Weise lediglich als eine unserer Vorstellungsarten, und einzig aus der Natur des denkenden Wesens erklären müßte. Vielmehr muß zuvor die allgemeine Metaphysik Wesen in den intelligibeln Raum setzen, und annehmen, daß sich dieselben darin auf bestimmte Weise bewegen; ehe die Psychologie Rechenschaft geben kann von denjenigen Verschmelzungen unserer Vorstellungen, um derentwillen wir nicht bloß etwas Räumliches überhaupt, sondern Körper in bestimmten Distanzen, und diese Distanzen in bestimmter Veränderung, uns vorstellen. Aber die Wesen bekommen dadurch keine realen Prädicate, daß sie im intelligibeln Raume hier oder dort sind; es ist auch nicht eine Veränderung ihrer innern Zustände, wenn sie sich bewegen (wenigstens nicht unmittelbar, obgleich die Veranlassung zu neuen Causalverhältnissen derselben unter einander, in ihren Bewegungen liegt); ja man kann nicht einmal bestimmt sagen, welches von beyden da, wo ihrer zwey sich einander nähern, eigentlich die Bewegung gemacht habe; kurz, die Bewegung ist bloß so zu denken, daß ein Zuschauer, der die Wesen kennte, in seiner zusammenfassenden Vorstellung derselben ihnen eine bestimmte gegenseitige Lage, und eine Abänderung dieser Lage zuschreiben müßte. Dies alles findet sich gerade so in der Sinnenwelt, es ist nichts Neues, und schwer zu Begreifendes.

Die Seele ist die erste Substanz, auf deren bestimmte Annahme die Wissenschaft führt. Sie ist nämlich dasjenige einfache Wesen, welches um der ganzen Complexion willen gesetzt wird, die wir vor Augen haben, indem wir alle unsre Vorstellungen als die unsrigen betrachten (§. 28 und 124). Die Einheit dieser Complexion erfodert ein einziges Wesen; welches schon, weil es real ist im strengsten Sinne des Worts einfach seyn muß (§. 135). Die

Unsterblichkeit der Seele versteht sich wegen der Zeitlosigkeit des Realen von selbst.

Die Psychologie geht demnach aus der allgemeinen Metaphysik hervor, indem die Foderung erfüllt wird, die Andeutung zu verfolgen, welche der Schein auf das Seyn giebt. Sie allein aber kann dieser Andeutung nicht hinreichend entsprechen, sondern sie wird ergänzt durch die Naturphilosophie, mit der sie eben deshalb in nothwendiger Verbindung steht; und überdies noch durch die Religionslehre, weil die Zweckmäßigkeit, womit im Menschen (ja sogar in den edlern Thieren) der psychische Mechanismus sich entwickelt, nicht aus Naturgründen allein zu erklären ist; indem er auch anderer, verkehrter Entwickelungen fähig wäre, wovon im Traume und im Wahnsinn sich die Spuren zeigen.

Die Psychologie wirkt auch auf die allgemeine Metaphysik zurück, indem sie den Ursprung der Formen der Erfahrung erklärt, welche dort bloß als gegeben angenommen worden. Daher dient sie der allgemeinen Metaphysik als Rechnungsprobe. Sie zeigt, daß, und warum diese Formen mit allen den Widersprüchen behaftet seyn müssen, wodurch sie den Stoff zur Metaphysik hergeben.

Anmerkung. Die Absonderung der empirischen Psychologie von der rationalen war ursprünglich ein Nothbehelf. Wolf, der Urheber dieser Sonderung, sagt in der Vorrede: si quis hebetioris fuerit ingenii, quam ut psychologiam rationalem capiat, is eadem seposita ad philosophiam practicam statim progrediatur. Hiervon abgesehen macht sich das logische Bedürfniß fühlbar, das Mannigfaltige der innern Erfahrung übersichtlich, so weit dies gelingen kann, zusammenzufassen, bevor die genauere Untersuchung beginnt. Dazu bedient sich Wolf in beyden Werken der doppelten Eintheilung in unteres und oberes Erkenntniß- und Begehrungsvermögen; in der rationalen Psychologie kommt alsdann noch eine ausführliche Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Seele und Leib hinzu; desgleichen eine Erweiterung der Psychologie auf Geister überhaupt und auf Thierseelen. In der empirischen wird zuerst Perception und Apperception unterschieden. Jene ist Vorstellen überhaupt, diese das Bewußtseyn, daß man vorstelle. Auf Beydes bezieht sich der Unterschied der Klarheit und Dunkelheit. Dann wird vom Sinn, von der Einbildungs-

kraft, dem Dichtungsvermögen, von Gedächtniß und Erinnerung, als den untern Vermögen gehandelt. Einbildungen gleichen (aequipollent) schwächern Sinnesvorstellungen; sie können verdunkelt, aber auch hervorgerufen werden. (Hierbey vom Traume.) Das Dichten beruht auf dem Theilen und Verbinden der Einbildungen. (Hierbey von Hieroglyphen.) Gedächtniß soll die Fähigkeit seyn, das Reproducirte wiederzuerkennen; die Reproduction selbst war der Einbildungskraft zugeschrieben. Die Meinung, das Gedächtniß sey ein Behältniß der Vorstellungen, wird verworfen. Das Gedächtniß ist verschieden nach der nöthigen Dauer der Auffassung, der Menge des Wiedererkannten, dem öfter oder seltner nöthigen Wiederholen, der Zeit, wie lange das Eingeprägte behalten wird. Mittelbare Reproduction und Anerkennung soll Erinnerung heißen. Zum obern Erkenntnißvermögen wird der Weg gebahnt durch Betrachtungen über Aufmerksamkeit und Reflexion. Die Apperception vermag, aus zusammengesetzten Perceptionen Theile hervorzuheben; dies heißt Aufmerken; das umher wandelnde Aufmerken heißt Reflectiren; die Vorstellung des Gegenstandes wird dadurch deutlich. Vergleichung verschiedener deutlich gemachter Gegenstände ergiebt Vorstellungen von Arten und Gattungen. Die Fähigkeit, deutlich vorzustellen, heißt der Verstand, der um desto größer ist; je mehr jemand sich deutlich vorstellen kann. (Doch klagt schon Wolf über die Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit dieses Worts.) Er ist rein, in so weit den Vorstellungen nichts Verworrenes und Dunkles inwohnt; denn das Verworrene (Ungeschiedene) gehört dem Sinne und der Einbildung. Doch ist er niemals ganz rein. Könnten wir die Erscheinungen der Körperwelt aus den Begriffen der einfachen Substanzen a priori ableiten, so würden wir uns der göttlichen Welterkenntniß annähern. (psych. emp. §. 315.) Vernunft ist die Fähigkeit, den Zusammenhang allgemeiner Wahrheiten zu durchschauen. Je mehr allgemeine Wahrheiten im Zusammenhange, und je länger die Reihen dieses Zusammenhanges, desto größer die Vernunft. Die Erwartung ähnlicher Fälle ist ein Analogon der Vernunft. — Was das Begehren anlangt, so entsteht aus Erkenntniß zuerst Vergnügen oder Unlust; daraus das Urtheil, der Gegenstand sey gut oder übel; hieraus Begierde oder Abscheu. Nämlich zuvörderst ist Vollkommenheit die Zusammenstimmung im Mannigfaltigen; Zusammenstimmung aber ist Richtung auf einerley Ziel. Vergnügen ist Anschauung wahrer oder scheinbarer Vollkommenheit. Je gewisser das Urtheil über die Vollkommenheit, desto größer das Vergnügen am Gegenstande. Gemischte Vollkommenheiten geben ein gemischtes Vergnügen; dabey kann Verdunkelung des Vergnügens oder der Unlust vorkommen. Deutliche Erkenntniß gewährt besonderes Vergnügen. Beyfall und Misfallen richtet sich nach Vergnügen und Unlust; schön ist, was gefällt; gut, was unsern Zustand vollkommner macht; nicht immer, was vergnügt, denn es giebt scheinbare Vollkommenheit. Sinnliche Begierde entsteht aus verworrener Vorstellung eines Gutes. Zwischen Begierde und Abscheu, giebt es einen Zustand der Indifferenz; sobald wir aber etwas als ein Gut vorstellen begehren wir. Affecten sind heftige sinnliche

Begierden. Selbstzufriedenheit ist der angenehmste Affect. Vernünftige Begierde entsteht aus deutlicher Vorstellung eines Gutes; und heißt Wille. Das conträre Gegentheil ist das Zurückweisen (noluntas), wozu besondere Gründe gehören. Hinreichende Gründe zum Wollen oder Zurückweisen sind Motive; und ohne Motive giebt es kein Wollen und kein Zurückweisen; dagegen wollen wir sogleich, wann wir etwas deutlich als ein Gut vorstellen. — Zu diesem kurzen Abrisse von Wolf's empirischer Psychologie mag man nun immerhin solche Verbesserungen hinzudenken, wie die Unterscheidung der Gefühle von den (nicht immer damit verbundenen) Begehrungen, der Affecten von den Leidenschaften, der reinen Apperception vom innern Sinne. Alsdann aber vergleiche man sie mit den an die Psychologie ergehenden Fragen, (§. 132.) und es wird sich leicht zeigen, wie wenig sie fähig ist, dieselben zu beantworten. Nicht einmal dem Idealismus ist sie gewachsen, der eine Ableitung sämmtlicher geistiger Thätigkeiten aus dem Ich, als einzigem Princip, fodert. Die rationale Psychologie bleibt immer Bedürfniß. Zwar bemerkte Kant richtig, die Auffassung des denkenden Subjects im Bewußtseyn, sey weit entfernt von der Erkenntniß der Seele als Substanz. Aber ihm selbst begegnete ein Paralogismus, indem er auf diese Weise die rationale Psychologie umzustürzen gedachte. Er verwechselte das Ich, welches das Behältniß unserer sämmtlichen Vorstellungen zu seyn scheint, indem wir sie alle Uns zuschreiben, — mit der Durchdringung dieser Vorstellung unter einander, vermöge deren sie verschmelzen oder einander verdunkeln, sich gegenseitig als größer und kleiner, als ähnlich und unähnlich bestimmen. Hierin liegt die Einheit der Complexion, um derentwillen eine einzige Substanz für alle anzunehmen ist; jenes Ich, welches nur als Subject des Denkens, und nicht als Prädicat gedacht werden kann, ist dabey überflüssig. Will man es gebrauchen, um auf die Substanz der Seele zu kommen, so muß man es anders auffassen wie Kant; man muß die Widersprüche aufdecken, die es einschließt; alsdann zeigt sich, daß es nichts als ein Resultat anderer Vorstellungen ist, die aber, um dies Resultat zu ergeben, in einer einzigen Substanz beysammen seyn, und einander durchdringen müssen.

§. 154. Die Naturphilosophie geht aus der allgemeinen Metaphysik schon auf dem realistischen Standpuncte, einstweilen mit problematischer Gültigkeit, hervor; und zwar an der Stelle, wo die Lehre vom Raume und der Bewegung auf die Annahme eines unvollkommenen Zusammen der einfachen Wesen hinführt. Hieraus entspringt eine scheinbare Attraction und Repulsion, und aus dem Gleichgewichte beyder etwas, das ein Zuschauer Materie nennen würde; mit räumlichen Kräften, dergleichen es der Wahr=

heit nach nicht geben kann, während für die Erscheinung die bestimmtesten Gesetze der Bewegung sich aus den metaphysischen Gründen ableiten lassen.

Eine bloß realistische Naturphilosophie aber würde sich selbst nicht verbürgen können. Erst in der Verbindung mit der Psychologie erklärt sie die Erscheinungen, welche für uns, das heißt, in uns, vorhanden sind. Weil aus der Seele, dem einfachen Wesen, für sich allein, auch nicht das Mindeste von den psychologischen Erscheinungen erklärbar wäre, darum geht die Andeutung des Seyn durch den Schein noch weiter; sie führt zu andern einfachen Wesen außer der Seele, und zu dem Zusammen und Nicht-Zusammen derselben. Hier vereinigt sich diese Betrachtung mit der vorerwähnten realistischen Naturphilosophie; die nun in dem Kreise unseres nothwendigen Denkens eingeschlossen bleibt; und denjenigen Theil desselben ausmacht, wodurch wir uns bestimmte Complexionen von Merkmalen, sammt deren in der Erfahrung gegebenen Veränderungen, durch die Annahme bestimmter Substanzen erklären, — oder wenigstens durch Voraussetzung bestimmter Verhältnisse unter den uns übrigens freylich unbekannten Substanzen.

In der allgemeinen Metaphysik könnte nämlich nur von Substanzen überhaupt, nicht von diesen und jenen, die Rede seyn, weil darin von der Thatsache, daß die uns erscheinenden Dinge sich als Complexionen von mehrern und veränderlichen Merkmalen darstellen, nur der allgemeine Begriff vorkommt, der auf die allgemeine Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen hinführt. Hingegen wird diese Theorie schon in der Psychologie dadurch weiter bestimmt, daß die möglichen Gegensätze und Hemmungen zwischen mehrern Selbsterhaltungen in Einem einfachen Wesen zur Untersuchung kommen; aber in der Naturphilosophie tritt nun noch die Betrachtung von der Verschieden-

heit der möglichen Gegensätze unter den einfachen Wesen selbst, — oder, welches eben soviel ist, von der Verschiedenheit der Substanzen, — hinzu. Und hiedurch entwickelt die Lehre von den Störungen und Selbsterhaltungen erst ihre ganze Geschmeidigkeit; vermöge deren sie fähig ist, das Natürliche eben so wohl als das Geistige zu erklären; nämlich innerhalb des Umfangs menschlicher, auf irdische Erfahrung gebauter Wissenschaft.

Anmerkung 1. Hier endlich ist die rechte Stelle, wo das Streben nach Einheit, was in der Philosophie der neuern Zeit die größten Irrthümer veranlaßt hat, sich gelten machen kann und soll.

1) Am unrechten Orte ist dies Streben, wo es ein ungleichartiges Vieles als gleichartig behandeln will. Logische Formen der Begriffe, ästhetische Formen dessen, was gefällt und misfällt, metaphysische Formen der Erfahrung, wie sie gegeben ist oder gedacht werden muß, lassen sich nicht wie ein Gleichartiges verknüpfen. Seit ein paar Jahrtausenden ist klar geworden, daß Logik, Ethik, ja die gesammte Aesthetik, Gegenstände zu behandeln haben, worin eine unmittelbare Evidenz hervortritt, welche der Metaphysik ihrer ganzen Natur nach fremd ist, denn in ihr muß alles Wissen erst durch Beseitigung des Irrthums erworben werden. Was aber Geist und Materie anlangt, (letztere nach Art des rohen, falschen Realismus im vollen Ernste als ein räumliches Reales betrachtet,) so werden Physiologen und Idealisten den Streit, worin sie einerseits den Geist der Materie, andererseits die Materie dem Geiste unterzuordnen sich bemühen, niemals durch einen wahren Sieg zu beendigen im Stande seyn.

2) Hat man aber einmal begriffen, daß weder lebende noch todte Materie ein räumliches Reales seyn kann: so kommt es nun allerdings darauf an, Raumbestimmungen, als Formen der Zusammenfassung für den Zuschauer, mit den an sich unräumlichen, realen Wesen zu vereinigen. Dahin gehört das, im §. erwähnte, unvollkommene Zusammen, welches mit der Dichtigkeit in Verbindung steht, die man erfahrungsmäßig der Materie zuschreibt. Dieser Begriff ist zwar der Psychologie fremd; allein er macht es möglich, Aeußeres mit dem Innern, scheinbares Wirken im Raume mit wahrhaft innerlicher Regsamkeit dergestalt zu verbinden, daß die niedern Stufen dieser innern Regsamkeit der Physiologie, die höhern der Psychologie zufallen; und daß in so fern allerdings die Physiologie zum Mittelgliede wird, welches Physik und Psychologie verknüpft. So gelangt man allmählig zur gesuchten Einheit, die man dagegen sicher verfehlt, sobald man meint, sie dreist postuliren zu dürfen. Aufschlüsse dieser Art wollen erworben seyn; sie liegen nicht auf der Oberfläche. Sie können auch nicht mit kurzen Worten gegeben werden, sondern es ist deshalb auf die Metaphysik zu verweisen.

Anmerkung 2. Erst durch Widerlegung des Idealismus löst sich die Naturlehre von der Psychologie; von der sie sonst verschlungen werden würde. Und auch dann noch liegt sie von den Quellen der Evidenz weiter entfernt, als die Seelenlehre, indem sie ganz ins Gebiet der bloßen Erscheinung fällt, wenn man abrechnet, daß sie ihre Erklärungsgründe aus dem Realen und dem wirklichen Geschehen hernehmen muß. Endlich (was jeder Anfänger wissen kann, und was dennoch berühmte Männer vergessen haben) bleibt sie nothwendig unvollkommen wegen der Gränzen irdischer Erfahrung. Deshalb aber heißt sie besser Naturphilosophie, als mit dem alten stolzen Namen, Kosmologie. Diese war vor Kant ungefähr das, was die gemeine Beschauung des Himmels ist, in welcher man die Größe der Sonne und des Mondes, desgleichen die Entfernungen der Sterne, unmittelbar zu sehen glaubt; und an die Gesichtslinien, und deren Winkel am Auge des Beobachters, gar nicht denkt. Die Dürftigkeit dieser Kosmologie verräth sich noch in Kant's Antinomienlehre; einer sonst geistreichen Zusammenstellung, die freilich durch Kant's eigne Ansichten stark gefärbt ist; z. B. von der gleichförmigen Erfüllung des continuirlichen Raums durch die Materie; von der Causalität als einer Regel für die Zeitfolge. Auch hat er den Paralogismus darin aufgenommen, die Welt müsse dem Raume nach unendlich groß seyn, damit es ihr nicht begegne, in ein Verhältniß zum leeren Raume zu gerathen, — eine Gefahr, die eben darum, weil der leere Raum leer ist, bloß in der leeren Einbildung besteht, und zu keinem Argumente dienen kann.

Anmerkung 3. Was den Streit zwischen Physiologen und Idealisten am meisten unterhält, und die richtige Vereinigung der Naturphilosophie und Psychologie verzögert, das ist das ungleichartige Interesse auf beyden Seiten. Der Idealismus, an sich rein theoretisch, wurzelt dennoch in der Sittenlehre, wie Fichte's Schriften deutlich an den Tag legen; und selbst abgesehen vom Idealismus soll die Psychologie einen Werth darauf legen, daß sie dem praktischen Interesse für Menschenbildung dienen könne, nachdem sie in ihren eignen Untersuchungen unbefangen zu Werke gegangen ist. Dagegen wird die Physiologie theils vom Interesse für Arzneykunde, theils von dem rein theoretischen der Naturforschung belebt. Der Philosoph aber soll nicht einseitig seyn; sondern alle diese Interessen in sich aufnehmen können.

Uebrigens versteht sich nach allem bisher Vorgetragenen nun schon von selbst, daß bey unserm Vorstellen, also im ganzen Gebiete unseres Erkennens, an kein eigentliches Abbilden der Dinge, wie sie an sich sind, zu denken ist; es genügt auch vollkommen, wenn wir die Verhältnisse und Zusammenstellungen richtig erkennen. Selbst dieses darf nicht nach Art des spinozistischen Satzes: ordo et connexio rerum idem est ac ordo et connexio idearum, so ausgedrückt werden, als ob es sich allgemein so verhielte; auch wird Niemand, der sich besinnt, das logische, mathematische, metaphysische Gefüge unserer Gedanken in

die Dinge selbst hinein tragen wollen; und noch viel weniger den Irrthum der Meinungen, oder gar des Traums und des Wahnsinns. Das Gebiet dessen, was in uns geschieht, ist deutlich genug verschieden von dem, was sich außer uns ereignet.

§. 155. Der Fortgang einmal angefangener Reihen des Naturlaufes bleibt, nach den Erklärungen, die man davon zu geben im Stande ist, nicht mehr wunderbar; weder im Innern der Seele, noch in der äußern Welt; weder im organischen Reiche, noch am Himmel.

Wunderbar ist eben so wenig der Anfang irgend einer Reihe von Begebenheiten im allgemeinen; dieser mußte hervorgehn aus den ursprünglichen Bewegungen (§. 152.).

Aber wunderbar im höchsten Grade ist und bleibt das Beginnen eines zweckmäßigen Naturlaufes.

Diese Verwunderung würde verschwinden, wenn es erlaubt wäre, der Seele eine inwohnende Vernunft, der Vernunft eine Reihe von ursprünglichen Maximen beyzulegen, und anzunehmen, daß sie ihre eigene Idee der Zweckmäßigkeit selbst in die Auffassung der Natur hineintrage *). Vollends dem strengen Idealismus bleibt gar nichts übrig, als nur die Frage, nach welchen Gesetzen unseres Denkens wir uns die Natur als ein zweckmäßiges Ganzes vorstellen. — In der That ist durch solche Untersuchungen die teleologische Welt-Ansicht in neuern Zeiten so sehr in ihrem Ansehn gesunken, daß man sich nur wundern muß, wie doch eine angeblich in der Vernunft liegende Idee so leicht könne in ihrer Wirksamkeit geschwächt werden, und das bloß durch die Vorstellungsarten eines gewissen Systems?

Es gehört hierher die allgemeine Frage, welche schon oben in Beziehung auf alle vorgeblich der Seele inwohnen-

*) Man sehe hauptsächlich den Schluß von Kant's Kritik aller speculativen Theologie, in dessen Kritik der reinen Vernunft.

den Formen erhoben wurde: wie geht es zu, daß nicht alles Gegebene auf gleiche Weise in die Formen fällt, welche wir zu jedem Gegebenen auf gleiche Weise mitbringen? — Wie geht es zu, daß namentlich das Zweckmäßige nur in einigen, verhältnißmäßig seltenen, Fällen sich mit unwiderstehlicher Evidenz ankündigt; daß sehr vieles andre uns zwar anreizt, die Idee der Zweckmäßigkeit anzuwenden, wir aber dabey in unauflösbaren Zweifeln stecken bleiben; daß endlich ganze große Massen von Naturgegenständen uns eine bloße Regelmäßigkeit des Mechanismus, oder auch bloße Thatsachen, ohne alle Gründe, darbieten? — Wäre die Vorstellung des Zweckmäßigen eine inwohnende Form der Seele, so sollte sie mindestens eben so allgemein zur Anwendung kommen, als die Formen des Raums und der Zeit! Es fehlt also hier den Systemen, welche die teleologische Weltansicht niederdrücken, sogar an der Consequenz.

Anmerkung. Es ist fast unbegreiflich, wie sich mehrere höchst achtungswerthe Männer haben verleiten lassen können, zu behaupten, „der Mensch sey in sich reicher als Himmel und Erde, „und habe, was sie nicht geben können. Die Weisheit und „Ordnung, die er in der sichtbaren Natur finde, lege er mehr „in sie hinein, als er sie aus ihr heraus nehme;“ u. s. w. (Man sehe Jacobi's Werke Band 3, S. 269, wo diese Worte, nicht etwa von Kant, sondern — von Matthias Claudius angeführt werden.) Bey der mindesten Besinnung mußten diese Männer finden, daß sie keine allgemeine factische Wahrheit aussprachen. Die teleologische Welt-Ansicht ist keinesweges die gemeine, natürliche, gewöhnliche; sie ist ganz und gar nicht dem menschlichen Geiste angeboren: vielmehr ist sie spät gewonnen (in der Schule des Sokrates), und geht nur gar zu leicht wieder verloren. *Πᾶν θεῖον φθονερόν*, — das ist die natürliche Meinung der Menschen; dahin gleiten sie immer wieder zurück. Das Bessere verdankt man der Aufmerksamkeit einer kleinen Anzahl seltener Männer auf diejenigen Naturgegenstände, die das gerade Gegentheil des *φθόνος* zu Tage legen; man verdankt es überdies dem Christenthum, welches die Gemüther umstimmte, und dadurch die falsche Natur-Ansicht schwächte, — ohne doch eigentlich in der sichtbaren Welt das Zweckmäßige nachzu-

weisen, da es vielmehr die Betrachtung von der Natur ganz ab, und über dieselbe hinaus lenkte.

Ist aber der Idealismus überhaupt widerlegt: so muß die bekannte Betrachtung ihre vorige Stärke wieder erlangen, nach welcher man in der zweckmäßigen Einrichtung den Finger Gottes in der Natur erkennt.

Die Voraussetzung, daß das Zweckmäßige nicht bloß treffe zum Zweck, sondern ausgehe vom Zweck, welcher zuvor gedacht, gewollt, und ausgeführt wurde von einem wirksamen Geiste: mag man im Zusammenhange strenger Speculation immerhin eine Hypothese nennen, zum Unterschiede von der Demonstration. Wie stark aber diese Hypothese den Glauben zu tragen vermöge: das beweist eine andre Anwendung derselben unwidersprechlich. Woher wissen wir, daß Menschen, nicht bloß menschliche Gestalten, uns umgeben? Wir erklären uns ihre zweckmäßigen Handlungen aus vorausgesetztem Denken, Wollen und Handeln. Niemand kann sagen, er habe dieses Vorausgesetzte wahrgenommen; Niemand kann läugnen, daß er es hinzudenkt, es hineinträgt in die Wahrnehmung.

Aber freylich, nicht in jede Wahrnehmung menschlicher Gestalten wird das Gleiche hineingedacht. Wir unterscheiden den Wahnsinnigen vom Verständigen, und beyde vom Kinde; wir beurtheilen das Maaß und die Art des Verstandes nach den Handlungen. Demnach ist wirklich das Gegebene die Grundlage dieser Vorstellungsart, und es wird dem Idealismus nie gelingen, auch nur zum Schein dieselbe durch Gesetze unseres Denkens (wozu Fichte Versuche machte) zu erklären.

So gewiß nun unsre Ueberzeugung veststeht, daß den Erscheinungen menschlichen Handelns auch menschliche Absicht, menschliches Wissen und Wollen vorangeht; eben so gewiß muß es erlaubt seyn, die teleologische Naturbetrach=

tung zur Stütze des religiösen Glaubens zu machen, welcher übrigens viel älter ist, und viel tiefere Wurzeln im menschlichen Gemüthe hat, als alle Philosophie.

Freylich kann auf diese Weise nicht ein wissenschaftliches Lehrgebäude der natürlichen Theologie zu Stande kommen, welches als Erkenntniß betrachtet sich dem vergleichen ließe, was Naturphilosophie und Psychologie durch ihre, in der That ins Unendliche sich erstreckenden, möglichen Fortschritte zu werden bestimmt sind. Allein die Anmaaßungen solcher Systeme, die von Gott als von einem bekannten, in scharfen Begriffen aufzufassenden Gegenstande reden, sind keine Flügel, wodurch wir uns zu einem Wissen erheben könnten, für welches uns nun einmal die Data fehlen, — und vielleicht weislich versagt sind.

Es wäre überdies noch zu beweisen, daß der Religion durch den Mangel eines solchen Wissens etwas Wesentliches abgehe; daß sie etwas gewinnen würde, wenn Gott in scharfen speculativen Umrissen, deutlich dem strengen und wahrheitsliebenden Forscher, vor uns stünde. — Religion beruht auf Demuth, und dankbarer Verehrung. Die Demuth wird begünstigt durch das Wissen des Nicht-Wissens. Die Dankbarkeit kann nicht größer seyn, als gegen den Urheber der Bedingungen unseres vernünftigen Daseyns. Die Verehrung kann nicht höher hinaufschauen, als zu dem Unermeßlich-Erhabenen. Vielleicht wird man sagen, es fehle noch das Vertrauen auf die absolute Allmacht, die freylich zu ihrer Vestsetzung ein strenges Dogma erfodert. Allein eben hier ist eine Erinnerung auf jeden Fall sehr nothwendig. Nämlich auch die Allmacht kann nicht den viereckigen Cirkel erschaffen; sie ist der geometrischen Nothwendigkeit unterworfen. In ihren Zweckbegriffen muß sie daher ungleich mehreres bloß zulassen, indem sie anderes eigentlich wählt und beschließt. Der Mensch aber unterscheidet nur schwach das Erwählte vom Zugelassenen,

er muß sich hier immer mit unbestimmten Begriffen begnügen; und darf nie sein Vertrauen dahin ausdehnen, irgend welche Ereignisse mit Sicherheit zu erwarten. — Gerade wegen der Unbestimmtheit aber, welche überhaupt bey diesem erhabensten aller Gegenstände die Speculation übrig läßt, darf immerhin der Sitte, der Gewöhnung, der Tradition, ja selbst der Phantasie, einige Freyheit gestattet werden. Und vor allem müssen die praktischen Ideen benutzt werden, um die Lehre von Gott in so fern mit vesten Strichen zu bezeichnen, als dieses nöthig ist zur Unterscheidung des vortrefflichsten der Wesen von dem bloß mächtigen, ursprünglichen Ersten, dem an sich praktisch ganz gleichgültigen Urgrunde der Dinge. Hiezu muß nun die metaphysische Speculation mancherley Dienste leisten. Sie muß Spinozismus und Idealismus entkräften, welche das außerweltliche Wesen, und dessen aus sich herausgehendes, Uns, den Gegenüberstehenden, gewidmetes Wohlwollen hinwegnehmen Die göttliche Wohlthat darf nicht erscheinen als ein Nepotismus, der nur die Seinigen, die Angehörigen erhebt; denn die Liebe, welche als Selbstliebe in sich zurückläuft, verliert ihre Würde. Es genügt nicht zur Religion, daß die Welt als ein großes Cultursystem dargestellt werde, worin der Allein-Reale nur Sich selbst vervollkommne. Sondern es fördert die Religion, daß Derjenige, der als Vater für die Menschen gesorgt hat, jetzt im tiefsten Schweigen die Menschheit sich selbst überläßt, als ob er keinen Theil an ihr habe; ohne Spur aller solchen Empfindung, welche der menschlichen Sympathie, vollends dem Egoismus gleichen könnte.

Sind diese Bemerkungen gegründet (welche zum Theil Beleuchtung von Seiten der praktischen Philosophie erfodern), so folgt allerdings, daß nicht jedes metaphysische System der Religion gleich gute Dienste leisten könne.

Dennoch ist nicht zu verkennen, daß von jeher das religiöse Bedürfniß edler Menschen die Systeme mehr benutzt, als sich ihnen unterworfen hat. Jeder metaphysischen Ansicht läßt sich eine Seite abgewinnen, wodurch sie den Glanz der erhabensten Idee auf eine eigenthümliche Weise zurückstrahle. Die Furcht vor den Neuerungen in Systemen darf daher niemals groß werden; viel wichtiger und gegründeter ist auch in religiöser Hinsicht die Sorge, daß nicht die Forschung ihre Spannung verliere, eine bequeme Vorstellungsart sich als die beste geltend mache, — daß nicht Dummheit die Köpfe verfinstern, und eigennütziger Trug die Gewissen nach Gefallen binden und lösen möge.

Anmerkung. Freylich reicht das Wissen um vieles weiter, als diejenigen zugeben wollen, die nicht Lust haben, sich um die Nothwendigkeit einer Ergänzung der Sinnenwelt durch das übersinnliche Reale, ernstlich zu bekümmern. Freylich müßten sie, um dieses einzusehn, die bisherigen Systeme nicht so unverdient als unübertreffliche Beweise von dem Höchsten, was die Speculation erreichen könne, loben und preisen, sondern die mannigfaltigen Schwächen derselben sorgfältig durchsuchen, um wahrzunehmen, wie weit alle bisherige Speculation noch hinter dem, was sie leisten kann, zurückgeblieben, und aus welchen Ursachen dies Zurückbleiben entstanden ist. Freylich müßten sie nicht so voreilig seyn in ihrem Schlusse; weil die bisherigen Versuche auf dem Wege bekannter logischer Vorschriften nicht weit geführt haben, so gebe es auch über die Logik hinaus gar keine Hülfsmittel des theoretischen Denkens mehr; alle Beziehung der Erscheinungen auf das Reale sey aufgehoben, und könne nur durch eine Art von Wunderglauben wieder hergestellt werden.

Wären sie aber im Stande, die Aussicht auf die, in der That unermeßlichen Erweiterungen, welche dem speculativen Wissen noch bevorstehn, sich zu eröffnen: dann erst würden sie auch die Erhabenheit des Gegensatzes empfinden zwischen dem, was das Wissen erreichen, und nicht erreichen kann; zwischen dem ins Unendliche hinaus mehr und mehr Erklärbaren, und dem stets auf gleiche Weise Unerklärlichen; — und sie würden nicht verlangen, daß man die Erscheinung des letztern vorbereiten solle in einer Abhandlung über das erstere; sie würden vielmehr fühlen, daß die Darstellung sich dem Gegenstande um so besser anschließe, je neuer, fremder, unerwarteter dem Wissen, dasjenige eintrete, was über das Wissen hinausgeht.

Aus theoretischen Gründen muß der Wahnsinn eben so begreiflich werden wie die Vernunft; die Krankheit wie die Gesundheit, die Unordnung wie die Ordnung. Das Verkehrteste ist eben so

natürlich wie das Rechte, die Perturbationen eben so natürlich wie die regelmäßigen Bahnen und Perioden. Warum nun ist das Bessere die Regel, das Schlimmere die Ausnahme? Meint man, die Ausnahmen zerstören sich selbst? Man blicke dahin, wo die Vorsehung keine Vorkehrungen getroffen hat; man betrachte die Staaten und deren Geschichte! Hat etwan in ihnen die Unmöglichkeit oder doch die Gebrechlichkeit der Unordnung, zu ähnlicher Ordnung geführt, wie im Planetensystem, oder wie in dem Bau der organisirten Leiber? — Das geschieht nur da, und nur in so weit, als die schwache menschliche Kunst das fortsetzt, was die unermeßlich höhere Kunst anfing und bereitete.

Zwar dem ehrwürdigen Kant ist es nicht zu verargen, daß er der Teleologie den Platz beengt hat. Das war die ganz unvermeidliche Folge seiner Ansichten von den Formen der Erfahrung, die wir, — so glaubte er, — in uns tragen, und dann in die Natur hineinschauen, während wir uns einbilden, sie in ihr zu finden. Aber diejenigen, welche von der kantischen Lehre abgewichen, welche zum Realismus zurückgekehrt sind, sie sollten sich erinnern, daß keine andre Hinweisung auf Gott den, noch unbefangenen, gesunden Verstand so willig findet, so leicht zu frommen Empfindungen stimmt, als die teleologische. Zwar kann auch sie nicht aufgegebene Arbeit vollführen. Aber wie viele Fragen sie auch aufregt, die sie unbeantwortet läßt: nichts desto weniger behalten solche Betrachtungen, wie die über den Bau des Auges, des Herzens, u. s. w. eine wohlthätige Gewalt, die selbst wider Willen denjenigen ergreift, der es seinen eingebildeten höhern Einsichten schuldig zu seyn glaubt, sich ihrer zu erwehren. In der That ist die kleinste Spur des Schönen und Schicklichen in der Natur, mehr werth, als alle innern Anschauungen, die sich von Schwärmereyen nicht unterscheiden lassen. Daß die Menschen es aushalten können, über die Grundlehren der Religion zu disputiren, verdanken sie den bald freundlichen, bald drohenden und schmerzlichen Eindrücken, wodurch die Gottheit mit ihnen redet, und sie aus ihren Träumen aufweckt.

Sechstes Capitel.

Encyklopädische Uebersicht der Psychologie und Naturphilosophie.

§. 156. Psychologie und Naturphilosophie sind die beyden Zweige des Wissens, welche die Mühe des metaphysischen Forschens belohnen. Von beyden soll hier noch etwas mehr gesagt werden, damit es in dieser Einleitung nicht zu weitern Fortschritten entweder am Reize, oder an der Richtung fehle. Am Reize aber kann es leicht fehlen;

denn die vielen Schwierigkeiten der Metaphysik, welche im Vorhergehenden mußten nachgewiesen werden, pflegen nicht nur die schwächern Köpfe zurückzuschrecken, sondern (was weit schlimmer und verkehrter ist) sie machen auch oft den Eindruck, als böte die Metaphysik nur ein negatives, und kein positives Wissen dar. An der Richtung kann es eben so leicht fehlen; nicht bloß dann, wann Jemand anstatt des religiösen Glaubens (der älter ist als alle Philosophie) ein theologisches Wissen ergrübeln will; sondern auch dann, wann der Anfänger sich zu frühzeitig in dem Studium der Systeme einheimisch machen will, anstatt, wie sichs gebührt, gerade vorwärts in seinem Nachdenken zu gehn, so wie der Stachel der aufgehobenen Probleme ihn treibt. Zwar mußte die Einleitung der verschiedenen Systeme erwähnen, als der natürlichen, vorläufigen Versuche des menschlichen Geistes; ja sie mußte einige Hauptgedanken derselben als unvermeidliche Durchgänge des Forschens nicht bloß anzeigen, sondern selbst dahindurch ihren Weg nehmen. Auch muß derjenige, dem an einem vollständigen philosophischen Studium gelegen ist, sich vorbehalten, dereinst die Systeme aus den Quellen zu schöpfen. Wer aber hofft, in ihnen die Wahrheit zu finden: der ist verloren. Die Wahrheit liegt nicht hinter uns, sondern vor uns; und wer sie sucht, der schaue vorwärts, nicht rückwärts! Wer aber vorwärts gehen will, der lege zuerst den weit verbreiteten Irrthum ab, als müßte man die Substanzen scheuen, (in der Psychologie die Substanz der Seele, in der Naturphilosophie die Stoffe); und als würde etwas für bessere Einsicht gewonnen, wenn man Kräfte dagegen einführte. Gerade in den vermeinten Kräften liegt das Feherhafte; was man dem Idealismus überlassen muß. Denn diesen charakterisirt es, daß er das Seyn aus dem Thun ableiten will. Der wahre Realismus entwickelt das Thun aus den Qualitäten des Realen.

Bey der großen Menge von Gegenständen, welche in diesem Capitel noch sollen berührt werden, versteht sich von selbst, daß nicht mit Genauigkeit ins Einzelne kann gegangen werden. Also nicht Einzelnheiten, sondern den Umriß des Ganzen, und die Stellung der verschiedenen Untersuchungen gegen einander, soll man vollständig zusammenzufassen sich bemühen; welches nicht ohne ein widerholtes Durchdenken wird gelingen können.

§. 157. Psychologie und Naturphilosophie kommen darin überein, daß beyde einen synthetischen, und einen analytischen Theil enthalten, ohne doch daß diese Theile sich ganz von einander sondern ließen. Denn beyde Wissenschaften schweben zwischen der allgemeinen Metaphysik und der Erfahrung; aus jener entspringt der synthetische, aus dieser der analytische Theil. Mit beyden Theilen muß man sich wechselsweise beschäfftigen, doch mit dem synthetischen zuerst. Ließe sich die Erfahrung für sich allein verstehn: so bedürfte es gar keiner Metaphysik; hat man aber aus der letztern die Erklärungsgründe geschöpft: so muß man das, was aus ihnen hervorgeht, sogleich unpartheyisch mit der Erfahrung vergleichen, um in ihr zu erkennen, was aus jenen Gründen begreiflich wird, und das Uebrige für neue Untersuchungen zurückzulegen. Sobald die Erfahrungsgegenstände nur in einigen Puncten auf eine präcise, und dadurch sichere Weise verständlich werden: so helfen sie auch sogleich selbst in der synthetischen Nachforschung, indem sie anzeigen, nach welchen Richtungen hin man dieselben fortführen solle.

In Ansehung der Psychologie geht nun aus der allgemeinen Metaphysik gleich so viel hervor, wofür man die Materie der Erfahrung, das erste Gegebene — das heißt, die einfachen Vorstellungen, zu halten habe. Sie können nichts anderes seyn, als die Selbsterhaltungen eines einfachen Wesens, welches wir Seele nennen. Denn auf

keine andre Weise kann sich ein Mannigfaltiges so beysammen, und in solcher gegenseitiger Durchdringung finden; da kein Reales eine ursprüngliche Vielheit in seiner Qualität verträgt, und mehrere Wesen einander ihre innern Zustände unmöglich so mittheilen können, wie sich die Vorstellungen gegenseitig bestimmen. Die allgemeine Metaphysik erlaubt auch nicht, es zweifelhaft zu lassen was die einfachen Vorstellungen seyen, und wie sie entstehn. Denn sie fodert, daß man alles, was nicht selbst real ist, auf ein Reales zurückführe; daß man, wo irgend etwas nicht das ist, was es scheint, es als Andeutung des ihm zum Grunde liegenden Realen betrachte. Endlich sind die einfachen Vorstellungen (der einzelnen Töne, Farben, u. s. f.) gerade so einfach und innerlich beziehungslos, wie die Selbsterhaltungen eines einfachen Wesens es seyn müssen, so lange sie noch keine weitere Modification erlitten haben.

Weniger deutlich spricht die allgemeine Metaphysik über den Eingang zur Naturphilosophie. Zwar veranlaßt sie sehr bald, daß man in Gedanken, Materie im intelligibeln Raume construire; aber ob man dieses Gedankending für einen richtigen Ausdruck des Realen, worauf die sinnliche Erscheinung der Körperwelt deutet, halten dürfe, das läßt sie zweifelhaft. Alles kommt auf die Frage an: ob man den intelligibeln Raum dem sinnlichen gleich setzen dürfe?

Der intelligible Raum ist so unbekannt nicht, wie man vielleicht glauben möchte; und den heutigen Philosophen würde er längst geläufig seyn, wenn sie über das Verhältniß des leibnitzischen zur kantischen Lehre vom Raume genug nachgedacht hätten. Es ist nämlich ganz irrig zu glauben, Kant, indem er die Vorstellung des Raums als eine in uns liegende Form der Sinnlichkeit betrachtete, habe dadurch Leibnitzen widersprochen. Denn genau das nämliche versteht sich in der Lehre von der prästabilirten Harmonie (§. 131.) von selbst. Nach Leibnitzen bekommt

die Seele gar keine Eindrücke von außen; sie erzeugt, wie nach der idealistischen Ansicht, alle Vorstellungen in sich selbst; — folglich auch die des Raums und der räumlichen Dinge. Also der psychologische Raum ist nach Kant und nach Leibnitz ganz dasselbe. Aber nun trennen sie sich. Denn Kant verbietet, Dinge an sich als räumlich zu denken; das heißt, er will keinen intelligibeln Raum gestatten; und dies ist sehr natürlich die Folge davon, daß er überhaupt verfehlte, die intelligible Welt als nothwendige Ergänzung der sinnlichen zu betrachten und zu bestimmen; ja daß er schon bey seiner Frage nach dem Ursprunge der Synthesis a priori die rechte Antwort verkannte, die ihm allein die Widersprüche der Sinnenwelt geben konnten. Hingegen Leibnitz, wiewohl er in Ansehung der Nothwendigkeit, das Uebersinnliche zum Sinnlichen hinzuzunehmen, nicht weiter sah wie Kant, — setzte doch voraus, es gebe für die Monaden, oder wahren, einfachen Wesen, räumliche Verhältnisse. In welchem Raume denn befinden sich die Monaden? doch wohl nicht im sinnlichen; denn der sinnliche Raum ist in uns, als unsre Vorstellung. Also in einem solchen Raume, worin eine Intelligenz, welche die Monaden kennt (etwan die Gottheit) sie erblickt: und wohinein wir, die wir sie zwar nicht anschauen, aber als intelligible Gründe der Sinnenwelt annehmen, sie in der Mitte unseres metaphysischen Denkens ebenfalls setzen. Darum ist die Theorie des intelligibeln Raumes ein unentbehrliches Hauptstück der allgemeinen Metaphysik; und die Verwechselung der Begriffe und Erklärungen, die für den intelligibeln Raum gelten, mit denen, welche den sinnlichen oder psychologischen Raum betreffen, ist einer der tiefsten Gründe der Verkehrtheit dessen, was bisher Metaphysik geheißen hat.

Nachdem man aber in der allgemeinen Metaphysik und in der Psychologie über beydes, den intelligibeln und

den sinnlichen Raum, die gehörige Rechenschaft gegeben hat, kommt nun gleichwohl für die Naturphilosophie die Frage zur Sprache: ob nicht vielleicht die Verschiedenheit beyder Räume bloß in der Erkenntnißweise liege? ob man sie nicht im Resultate als Eins und dasselbe betrachten dürfe? Diese Frage hat in Beziehung auf die leeren Räume gar keine Schwierigkeit, denn das Leere ist nichts als Vorstellung; und da das Ende der Betrachtung über den intelligibeln Raum, ihn eben sowohl zu einem Continuum macht, wie der sinnliche es ursprünglich ist, so fallen die Begriffe des einen und des andern von selbst zusammen. Ganz anders aber verhält es sich wegen der Beziehung der beyden Räume auf das, was allein ihnen Bedeutung giebt, dasjenige nämlich, was in sie gesetzt wird. Der intelligible Raum ist für einfache Wesen, für übersinnliche Monaden, die, wenn sie in ihm einander durchdringen (in einander sind), sich in Störung und Selbsterhaltung versetzen. Der sinnliche Raum ist für Körper, die nach gemeiner Meinung für einander undurchdringlich sind, und die nach den Hypothesen mancher Physiker auch in der Ferne auf einander wirken. Wenn nun diese beyden Vorstellungsarten unumstößlich wären, so möchte man nur auf alle Möglichkeit der Naturphilosophie Verzicht leisten. Jene beyden Räume könnten auf solche Weise nimmermehr gleich gesetzt werden; und alle Erfahrungen und Versuche in der Körperwelt, welche stets auf Bewegungen im sinnlichen Raume hinauslaufen, wären rein verloren für das Bemühen, sie mit wissenschaftlicher Genauigkeit auf Ereignisse in der intelligibeln Welt zurückzuführen. — Bey gehöriger Untersuchung aber verschwindet die Schwierigkeit. Die vorgebliche Impenetrabilität der Körper ist schlechterdings kein Datum der Erfahrung, welche hierüber nichts entscheidet; sondern sie ist ein Ueberbleibsel aus alter falscher Metaphysik, die nicht begreifen konnte,

wie zweyerley an Einem Orte seyn könne, und die eben so wenig jemals begreifen wird, wie irgend eine Materie ihre Dichtigkeit verändern, und dabey doch immer den Raum, in dem sie sich befindet, ausfüllen könne. Und was die vorgebliche Wirkung in die Ferne anlangt: so widerlegt diese sich selbst durch die Gesetze, an welche sie geknüpft ist. Denn die Wirkung soll abnehmen, wie das Quadrat der Entfernung wächst. Hier wird der Zwischenraum zwischen dem Thätigen und dem Leidenden nicht als unbedeutend, sondern als bestimmend das Quantum der Wirkung, als der Träger eines Gesetzes angesehen. Darin liegt das Bekenntniß: der Zwischenraum sey nicht leer. Wenn er es wäre, so wäre er Nichts, und an Nichts kann man keine Gesetze knüpfen. Mit andern Worten: gäbe es eine Wirkung durch leeren Raum, so müßte sie in allen Entfernungen gleich stark, — es müßte das Thätige für das Leidende allgegenwärtig seyn. Weil es dies nicht ist, sondern die Wirkung mit der größern Entfernung abnimmt, so beruht sie auf einer Vermittelung; um die wir uns fürs erste nicht bekümmern.

Sobald nunmehr der Satz vestgestellt ist: Vereinigung und Trennung in dem Raume, in welchem wir die einfachen Wesen denken, sey analog dem Kommen und Gehen in dem anderen Raume, in welchem wir die Körper erblicken; oder auch, man könne beyde Räume für einen und denselben nehmen: öffnet sich nicht bloß die Bahn der Naturphilosophie, sondern auch für die Psychologie kehrt die so wichtige Voraussetzung, als bestätigt, zurück: der Leib, der Wohnsitz der Seele, sey nicht bloße Erscheinung, sondern, wie alle andre Materie, ein Aggregat einfacher Wesen, deren systematische Verbindung zum Leben zwar noch im Dunkeln liegt (hierüber verbreitet sich erst dann Licht, wenn man in Psychologie und Naturphilosophie hineingedrungen ist), deren Fähigkeit aber, zwischen der Seele und

der Außenwelt das Mittelglied des Causal-Verhältnisses abzugeben, auf diesem Standpuncte der Untersuchung keinem Zweifel mehr unterliegt. Daher wird nun jede prästabilirte Harmonie (die spinozistische eben so wohl als die leibnitzische) unnütz; indessen fehlt noch viel, daß hiemit schon der ganze Ursprung unserer Erkenntniß erklärt wäre. Denn wenn auch die sinnlichen Vorstellungen sich jetzt begreiflich finden: woher kommen denn die Formen der Erfahrung, die in den sinnlichen Empfindungen gar nicht enthalten sind? (Man denke zurück an §. 23 — 28.) Woher kommen die Erkenntnisse a priori; da Erfahrung nur das Wirkliche, aber nicht das Nothwendige giebt? Woher kommen die Ideen des Uebersinnlichen? — Alle diese berühmten Fragen beweisen nichts als Mangel an psychologischer Einsicht. Wie aber diese gewonnen werde, davon gleich das Weitere.

Zuvor soll nun noch eine eben so berühmte, und weit mehr umfassende Frage aufgeworfen werden; die zwar im Vorhergehenden längst beantwortet ist, die jedoch vielleicht auf das Folgende einen Schatten werfen möchte, wenn ihrer nicht ausdrücklich erwähnt würde. Nämlich die Frage: **mit welchem Rechte überschreiten wir den Kreis der Erfahrung?**

Die Antwort ist: mit **dem** Rechte, welches die Erfahrung selbst uns giebt, indem sie uns dazu zwingt.

Das Sinnliche verhält sich zum Uebersinnlichen wie das Differential zum Integral. Das Differential für sich allein betrachtet, ist vollkommen gleich Null; und dieselbe Nullität findet sich auch in der ganzen Erfahrung ohne Ausnahme, der innern wie der äußern; sammt den eingebildeten intellectualen Anschauungen, die, wenn sie wirklich Statt fänden, nicht den geringsten Vorrang vor den sinnlichen haben würden, so fern sie nicht nachweisen könnten, frey zu seyn von den innern Widersprüchen, um derent-

willen jene einer Censur unterliegen. Aber es ist ganz unerlaubt, das Differential für sich allein zu betrachten. Es bezieht sich auf sein Integral; welches zu suchen man sogleich aufgefodert ist, indem man das Differential erblickt. So auch soll man sogleich, indem man die Erscheinungen deutlich denkt, Dinge an sich hinzudenken; wie es Kant, mit einer ihm selbst verborgenen Nothwendigkeit, wirklich that, wiewohl er sich dadurch des Tadels genug, von Jakobi und Fichten, zugezogen hat. Besser wäre es gewesen, gleich damals die Beziehung nachzuweisen, vermöge deren die Dinge an sich schlechterdings nicht vertrieben werden können, wie viele Vorwürfe man auch herbeyschaffe, um sie damit zu verscheuchen. Die Geschichte der Philosophie ist die Erzählung einer Menge von Ausflüchten und Verzögerungen, die zwischen das Auffassen der Erfahrung und das Hinzudenken der nöthigen Ergänzung sich hineingeschoben haben; und diese Erzählung klingt um desto seltsamer, weil das Gefühl, es sey irgend eine Ergänzung unentbehrlich, stets wirksam gewesen ist, um aufzubringen, was man gehörig aufzunehmen sich nicht entschließen konnte.

§. 158. In dem synthetischen Theile der Psychologie ist der Hauptgedanke dieser: die Vorstellungen, indem sie in der Einen Seele einander durchdringen, hemmen sich, wiefern sie entgegengesetzt, und vereinigen sich zu einer Gesammtkraft, wiefern sie nicht entgegengesetzt sind.

Um auf diesen Satz zu kommen, braucht man nur die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen; aber um ihn vollends zu bestimmen, ist es nöthig, die Untersuchung über das Ich hinzuzunehmen. (Von der letztern findet sich das Leichteste angedeutet im §. 124.)

Im Allgemeinen liegt die Möglichkeit vor Augen, daß in einem und demselben Wesen unzählige Selbsterhaltungen Statt finden können, und es ist zu erwarten, daß unter

ihnen einige entgegengesetzt seyn werden, andre nicht. Dieser Voraussetzung bedarf die Physiologie eben so sehr als die Psychologie. Nur würde es, wenn nicht ein andrer Aufschluß hinzukäme, schwerer zu entscheiden seyn, was aus dem Gegensatze folgen möge? Ob solche Selbsterhaltungen, die einander zuwider sind, sich vernichten, so daß nichts davon übrig bleibe? Oder ob sie sich abändern, so daß etwas Mittleres herauskomme?

Keins von beyden; sagt die Lehre vom Ich. Die entgegengesetzten Vorstellungen müssen sich dergestalt hemmen, daß das Vorgestellte ganz oder zum Theil verschwinde, als ob die Vorstellung nicht mehr da wäre, daß es aber wieder hervortrete, sich von selbst wiederherstelle, sobald die Hemmung weicht, oder durch eine neue Gegenkraft unwirksam wird. Demnach verwandeln sich Vorstellungen durch ihren gegenseitigen Druck in ein Streben vorzustellen. Dieses Streben ist das, was unter dem Namen Begehren, Leben, Trieb, reale Thätigkeit bey Fichte, fälschlich als eine zweyte, ursprüngliche Qualität, als ein eignes Vermögen, neben das Vorstellungsvermögen gestellt wurde. Dadurch entzweyte man die Seele, indem sie zwey (wo nicht noch mehr) ursprüngliche Kräfte oder Vermögen in sich tragen sollte: dadurch belastete man sie mit einem eingebildeten absoluten Werden, indem der Trieb immerfort treiben, und etwas Neues von selbst entweder fodern oder hervorbringen sollte; ja neben diesem absoluten Werden verwickelte man sich noch obendrein in ein Causalverhältniß der beyden Grundvermögen unter einander, indem nun, bald aus den Vorstellungen ein Gesetz für den Trieb, bald aus dem Triebe eine Anregung für die Vorstellungen entspringen sollte. Diese Meinungen müssen aus der Psychologie verschwinden. Die Vorstellungen ändern immerfort ihren Zustand, indem wegen abgeänderter Hemmung bald mehr bald weniger von

ihnen als ein Streben wirkt, das Uebrige aber als wirkliches Vorstellen im Bewußtseyn gegenwärtig ist.

Unmittelbar hieraus folgt weiter, daß der synthetische Theil der Psychologie eine Statik und eine Mechanik des Geistes enthalten müsse. Denn unter Kräften, die wider einander streben, giebt es ein Gleichgewicht, es giebt auch Annäherungen dahin, und Entfernungen davon durch neu hinzutretende Kräfte.

Darum muß die Mathematik zu Hülfe gerufen werden; nicht, um nach einer neuern Unsitte einige Redensarten und Gleichnisse herzuleihen, — eine unwürdige Spielerey; — sondern um ernstliche Arbeit zu liefern, indem nach der verschiedenen Stärke der Vorstellungen, nach den Graden ihres Gegensatzes, und nach der Verschiedenheit ihrer Verbindungen, auch die Erfolge der Hemmung anders und anders ausfallen müssen.

In der Statik des Geistes finden sich einige Untersuchungen, die bloß von der Stärke der Vorstellungen, andre, die bloß von dem Grade ihres Gegensatzes, noch andre, die von beyden zugleich abhängen; endlich hat auch die Innigkeit der Verbindungen verschiedene Grade, und die Anzahl der verbundenen Vorstellungen ist größer oder kleiner.

Für die Mechanik des Geistes macht es einen Unterschied, ob die Vorstellungen, welche einander hemmen, gleich Anfangs beysammen sind, oder allmählig hinzukommen, oder sich erst langsam in einer continuirlichen Wahrnehmung bilden. Die wichtigsten Untersuchungen aber betreffen die Reproduction; theils die unmittelbare, wenn eine Vorstellung sich selbst erhebt, während eine gleichartige, neu entstandene, der Hemmung entgegenwirkt; theils die mittelbare, wenn eine Vorstellung mehrere, die mit ihr in Verbindung stehn, mit sich zugleich ins Bewußtseyn hervorhebt.

Diese Untersuchungen führen auf mathematische Formeln, deren einige höchst verwickelt und schwer zu behandeln sind. Es kommt aber bey diesen Formeln nicht darauf an, einzelne Zahlen zu berechnen, oder gar die Gemüthszustände eines Individuums mathematisch zu bestimmen, welches niemals möglich ist, vielmehr zu den lächerlichen Misdeutungen gehört. Sondern man erkennt in den mathematischen Formeln die allgemeinen Gesetze der psychologischen Erscheinungen.

Anmerkung. Da es die Absicht dieses Capitels ist, mancherley darzubieten, was denkende Köpfe in Thätigkeit setzen kann; so soll hier die Gelegenheit benutzt werden, von den mathematischen Grundlagen der Statik und Mechanik des Geistes etwas vorzuzeigen, wiewohl nicht zu entwickeln.

Die Stärke dreyer, gleichzeitig ungehemmter Vorstellungen werde bezeichnet durch die Verhältnißzahlen a, b, c; worunter a die größte, c die kleinste; und es sey voller Gegensatz unter den Vorstellungen, das heißt, wenn eine ganz ungehemmt bleiben sollte, so müßten die andern völlig gehemmt werden: alsdann ist die Hemmungssumme $= b + c$; diese Summe aber wird vertheilt auf alle drey Vorstellungen, und zwar im umgekehrten Verhältniß ihrer Stärke, mit welcher sie der Hemmung entgegen streben. Also geschieht die Hemmung in den Verhältnissen $\frac{1}{a}, \frac{1}{b}, \frac{1}{c},$ oder bc, ac, ab. Daher folgende Vertheilungsrechnung:

$$(bc + ac + ab) : \begin{cases} bc \\ ac \\ ab \end{cases} = b + c : \begin{cases} \dfrac{bc \,.\, (b + c)}{bc + ac + ab} \\ \dfrac{ac \,.\, (b + c)}{bc + ac + ab} \\ \dfrac{ab \,.\, (b + c)}{bc + ac + ab} \end{cases}$$

das heißt: von a wird gehemmt ein Quantum $\frac{bc\,(b + c)}{bc + ac + ab}$, von b wird gehemmt $\frac{ac\,(b + c)}{bc + ac + ab}$ und c verliert $\frac{ab\,(b + c)}{bc + ac + ab}$. Es versteht sich, daß von c, der schwächsten, also am wenigsten widerstehenden Vorstellung am meisten gehemmt wird. Aber es kann begegnen, daß nach dieser Rechnung von c sogar mehr gehemmt werden sollte, als c selbst; welches nicht möglich ist. Das äußerste ist, daß c ganz gehemmt, oder daß die schwächste

Vorstellung ganz aus dem Bewußtseyn verdrängt werde. Um diesen Fall zu bestimmen, setze man

$$c = \frac{ab \,.\, (b + c)}{bc + ac + ab},$$

woraus $c = b \sqrt{\frac{a}{a + b}}$. Sind die beyden stärkeren Vorstellungen gleich stark, so ist $a = b = 1$, und $b \sqrt{\frac{a}{a + b}} = \sqrt{\frac{1}{2}}$. Hieraus sieht man, wie leicht schwächere Vorstellungen von stärkeren ganz aus dem Bewußtseyn verdrängt werden; ein höchst merkwürdiger Umstand, wovon im folgenden §. ein Mehreres.

Ganz anders aber fällt diese Rechnung aus, wenn entweder der Grad des Gegensatzes geringer ist, oder die Vorstellungen schon unter einander verbunden sind. Wenn z. B. $a = b = 1$, und diese beyden stärkeren Vorstellungen mit einander verschmolzen waren, ehe c dazu kam: so muß das letztere nicht bloß, wie vorhin, $= \sqrt{\frac{1}{2}} = 0,707$ seyn, sondern beynahe $= 0,9$; wenn es nicht von jenen soll verdrängt werden.

Man hüte sich, hiebey nicht an Vorstellungen von Menschen, Häusern, Bäumen, od. dgl. zu denken. Dies sind höchst zusammengesetzte Complexionen von Vorstellungen aller Theile und Merkmale; vorhin aber war von einfachen Vorstellungen die Rede. So verwickelte Complexionen kann keine Rechnung in ihrem Zusammenwirken verfolgen; wohl aber kann sie nachweisen, daß gewisse Gefühle und Begierden entspringen müssen, wenn solche Complexionen zusammentreffen, die sich in einigen ihrer Elemente stärker hemmen als in andern. Denn indem die Hemmung zum Theil übertragen wird auf das weniger entgegengesetzte, bleibt anderes, was sich unaufhörlich ansicht, ungeachtet seines Widerstreits, und mit demselben behaftet, im Bewußtseyn. Dies ist eine von vielen Quellen der Gefühle; eine andre eröffnet sich, wenn verschiedene, und zum Theil entgegengesetzte Vorstellungen zusammentreffen, die wegen ihrer partiellen Gleichartigkeit verschmelzen sollten, und es um ihres Gegensatzes willen nicht können; auch alsdann entsteht ein Streit von Kräften, den wir empfinden, ohne im gemeinen Leben den Grund davon zu ahnden. Doch genug von dem, was zur Statik gehört.

Das Leichteste und Erste in der Mechanik des Geistes ist das Sinken der Hemmungssumme. Sie ist das Resultat des ganzen Drängens der entgegengesetzten Vorstellungen wider einander; daher treibt sie alle Vorstellungen; während aber diese nachgeben, und wirklich aus dem Bewußtseyn entweichen, vermindert sich das Drängen, daher die Geschwindigkeit des Sinkens abnimmt. Die deutliche Darstellung hievon liegt in folgender Gleichung:

$$(S - \sigma)\, dt = d\sigma,$$

wo S die Hemmungssumme, also den ganzen Antrieb zum Sinken der Vorstellungen; und σ das nach Verlauf der Zeit t schon gesunkene, bezeichnet. Hieraus folgt

$$t = \log. \frac{S}{S - \sigma}$$

$$\text{und} \quad \sigma = S\left(1 - e^{-t}\right)$$

woraus sich ergiebt, daß die Hemmung zwar sehr bald beynahe, aber selbst in unendlicher Zeit nicht ganz vollendet wird, sondern die Vorstellungen stets in einem gelinden Schweben bleiben. Doch dieses Schweben trifft nur diejenigen Vorstellungen, die im Bewußtseyn sich halten können; andre, wie das obige c, werden sehr schnell daraus verdrängt. — Auch giebt es Fälle des Verdrängens auf kurze Zeit, nach welcher die verdrängte Vorstellung sich von selbst wieder aufrichtet; es giebt Stöße in den Bewegungen der Vorstellungen, ja scheinbar unregelmäßige Sprünge, deren Grund sich in den Rechnungen erkennen läßt.

Jedoch das Wichtigste in der ganzen Mechanik des Geistes ist das Gesetz, nach welchem eine von der Hemmung befreyte Vorstellung, indem sie selbst ins Bewußtseyn zurückkehrt, zugleich eine oder viele mit sich hervorzuheben strebt, die mit ihr enger oder loser verbunden sind. Zwey Vorstellungen seyen ihrer Stärke nach ausgedrückt durch die Zahlen P und π; wenn sie nicht vollkommen in Verbindung getreten sind, so seyen ihre verbundenen Theile r und ϱ; wirkt nun P auf π, so geschieht dies mit dem Theil r, und die Wirksamkeit gelangt nur in dem Verhältnisse $\varrho : \pi$ zu dieser letztern Vorstellung; desgleichen, wirkt π auf P, so ist das Ganze der Wirkung aus demselben Grunde $= \frac{r\varrho}{P}$. Hat aber diese Wirkung schon während des Verlaufs einer Zeit $= t$ gedauert: so ist der Antrieb eben dadurch, daß ihm zum Theil Genüge geschah, geschwächt worden. Das heißt: wenn P auf π wirkt, so strebt es von π den Theil ϱ ins Bewußtseyn zu bringen, denn dieser Theil ist mit ihm verbunden; wofern aber in der Zeit t schon ein kleinerer Theil von ϱ, welcher ω heißen mag, vermöge jener Einwirkung ins Bewußtseyn gebracht ist, so verhält sich die jetzt noch übrige Intensität der nämlichen Wirksamkeit zu ihrer anfänglichen Intension, wie $\varrho - \omega$ zu ϱ. Daraus ergiebt sich für das nächste Zeittheilchen

$$\frac{r\varrho}{\pi} \cdot \frac{\varrho - \omega}{\varrho} \cdot dt = d\omega.$$

Aus dem Integral

$$\omega = \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\pi}}\right)$$

wird man die äußerst merkwürdigen Folgen dieser Untersuchung dann erkennen, wenn man statt einer Vorstellung π, deren mehrere annimmt, welche durch kleinere und kleinere Theile mit

P verbunden sind. Nämlich es ergiebt sich daraus eine bestimmte Ordnung und Reihenfolge, in welcher die mehrern Vorstellungen durch jene allmählig hervorgehoben werden *). Hierauf beruht nicht bloß der Mechanismus des sogenannten Gedächtnisses (welches die Psychologen gewöhnlich für eine eigene Seelenkraft halten), sondern es entstehn auch daraus die räumlichen und zeitlichen Formen unseres Vorstellens; ferner eine ganze Classe von Gefühlen; und endlich die Verstärkung des Begehrens bey eintretenden Hindernissen.

Uebrigens ist die eben angeführte Gleichung nur darum so einfach, weil dabey verschiedene Umstände, welche die Sache genauer bestimmen, bey Seite gesetzt sind. Verfolgt man die Untersuchungen der mathematischen Psychologie weiter: so führen sie auf die schwierigsten Rechnungen.

§. 159. Im analytischen Theile der Psychologie ist das erste und allgemeinste Phänomen, worauf man die Aufmerksamkeit richten muß, dieses, daß von allen den Vorstellungen, die ein Mensch in sich trägt, und an welche man ihn erinnern kann, in jedem einzelnen Augenblicke nur ein äußerst geringer Theil im Bewußtseyn gegenwärtig ist. Will derselbe Mensch seinen Gesichtskreis erweitern, will er mehr als gewöhnlich zugleich umfassen und überschauen: so verliert er an der Menge oder doch an der Klarheit der frühern Gedanken, die ihm vorhin vorschwebten. Diese Enge des menschlichen Geistes hatte Locke (II, 10.) wohl bemerkt; es scheint nicht, daß die Neuern sich viel darum bekümmert haben; obgleich von der Frage: wie viele Gedanken und Begehrungen im Menschen zugleich lebendig seyn, und einander gegenseitig bestimmen können, das Ganze des geistigen Vermögens und Thuns offenbar abhängt.

---

*) Nach den neuesten Untersuchungen des Verfassers gewinnt die Sache noch eine andre Gestalt, als in dem größern psychologischen Werke bemerklich werden konnte. Er war nämlich dort ursprünglich von zugleich sinkenden Vorstellungen ausgegangen, wie es auch seyn mußte; nun findet sich aber, daß man außer jenen auch die frey steigenden Vorstellungen durch Rechnung verfolgen kann, und daß ihre Reihenbildung und Gestaltung manches Eigenthümliche hat. Die Untersuchung der frey steigenden Vorstellungen ist vorzüglich wichtig, weil darin dasjenige seinen Sitz hat, was man als eigene Selbstthätigkeit des Menschen anerkennt.

Der Grund dieser Enge des Geistes, die zwar immer sehr auffallend, doch aber nach den Vorstellungen, welche uns beschäfftigen, veränderlich ist, — liegt zuerst in den Wirkungen der entgegengesetzten Vorstellungen, wovon im vorigen §. (und genauer in der Anmerkung) geredet worden. Physiologische Gründe können hinzu kommen, wie es beym Blödsinn, und im Schlafe der Fall ist.

Man bemerke hier sogleich, daß der Schlaf keine absolute Unfähigkeit des Vorstellens ist; und zwar eben so wenig im physiologischen als im psychologischen Sinne. Auch aus dem tiefsten Schlaf kann der Mensch geweckt werden; eben so jedes Thier. Es gehört dazu nur eine stärkere Affection der Sinne, als gewöhnlich; selbst Krankheit bringt Schlaflosigkeit hervor. Eben so wenig nun, als der Schlaf eine veste Gränze setzt, innerhalb deren das Vorstellen unmöglich wäre, darf man die Enge des Geistes im Wachen für eine unbewegliche, dem Vorstellen ein für allemal bestimmte Gränze halten. Sondern hier ist Alles relativ; und die Relation ist gerade der Gegenstand, worauf die psychologische Untersuchung zu richten ist; aus welcher dann noch weit mehrere Relationen solcher Vorstellungen, die sich frey regen, zu andern, die unter Umständen bloß passiv hervorgerufen werden, sich ergeben. Diese Passivität wird niemals eine anhaftende Eigenschaft der Vorstellungen selbst, sondern sie resultirt jedesmal aus den eben vorhandenen Verhältnissen. Die große Wandelbarkeit dieser Verhältnisse zeigt sich auffallend in der unendlichen Vielgestaltigkeit der Träume; die man nur nicht so verkehrt deuten muß, als wären sie Producte aus Stoff und Kraft, dem Vorgestellten und der Einbildungskraft. Das Vorgestellte ist nichts außer dem Vorstellen selbst.

Was aber die sogenannten Seelenvermögen anlangt, so sind sie nichts anders, als Classenbegriffe, unter welche

man die beobachteten Erscheinungen zu ordnen, und eine Art von Naturgeschichte des Geistes zu Stande zu bringen gesucht hat. Daß eine solche Naturgeschichte schlecht ausfallen mußte, und zu allen Zeiten, so oft man den Versuch erneuern wird, eben so schlechten Erfolg haben muß, hat seinen Grund in der Continuität der Uebergänge, durch welche die Zustände der Vorstellungen zusammenhängen. Wer anstatt einer Curve, ein Vieleck zeichnen würde, das mit ihr eine entfernte Aehnlichkeit hätte, der thäte ungefähr dasselbe, was die empirische Psychologie unternimmt, indem sie ein Aggregat von Vermögen des Vorstellens, Fühlens, Wollens, und ferner einige Arten und Unterarten dieser Vermögen, z. B. Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Verstand, Urtheilskraft, Vernunft, aufzählt, über deren genauere Bestimmung man sich niemals vereinigen wird.

Um nun aus dieser Zerstückelung die Einheit wieder herzustellen: bemerke man zuerst, daß, der Erfahrung zufolge, die Gefühle und Begierden bey weitem wandelbarer sind, als die Vorstellungen. Der letztern sammeln wir die meisten in früher Kindheit, und sie bleiben bis ins späte Alter; aber die Lust so wie der Schmerz der Jugend, ist flüchtig, und jedes Jahrzehend lacht über die Wünsche und Begierden des vorigen. Diese Thatsache erklärt sich, wenn man aus dem synthetischen Theile der Psychologie die Zustände kennt, in welche die Vorstellungen einander versetzen. Es ist aber hier nicht unmittelbar die Rede von jenem Zustande des S t r e b e n s, in welchem die aus dem Bewußtseyn verdrängten Vorstellungen sich befinden; sondern von solchen Zuständen, in welche die Vorstellungen gerathen, während sie im Bewußtseyn sind. Diese sind von verschiedener Art, und fließen nicht aus e i n e r Quelle; man lernt sie allmählig kennen, wie man im Nachforschen fortschreitet. (Etwas weniges davon ist in der Anmerkung zum vorigen

§. angezeigt). Hier bemerke man nur soviel, die Gefühle und Begierden sind nichts neben und außer den Vorstellungen; am wenigsten giebt es dafür besondere Vermögen; sondern sie sind veränderliche Zustände derjenigen Vorstellungen, in denen sie ihren Sitz haben.

Damit hängt die Thatsache zusammen, daß Gefühle, und noch weit mehr Begierden, einander häufig widerstreiten. Man klagt, es gebe keine reinen Freuden; man könnte hinzusetzen, es gebe selten eine reine Trauer, und von den Begierden weiß Jedermann, wie oft die bessere Ueberlegung ihnen widerstrebt. Anstatt nun dafür einen Streit zwischen einem obern und untern Begehrungsvermögen zu erdichten, wodurch die Seele ganz zerrissen, der höchst mannigfaltige Tumult der Gefühle aber doch nicht erklärt werden würde, — genügt die Bemerkung, daß die Vorstellungen weder einzeln, noch alle gleichförmig verbunden, sondern in verschiedenen größern und kleinern Massen und Zügen im Bewußtseyn erscheinen; daß eine jede dieser Massen ihre eigenthümlichen Zustände, das ist, Gefühle und Begierden, in sich trägt; und daß in dem Zusammentreffen der verschiedenen Massen die allerreichste Quelle der mannigfaltigsten Mischungen und Gegenwirkungen verborgen liegt.

Einer der allgemeinsten Unterschiede aber zwischen den verschiedenen Vorstellungsmassen entsteht aus dem einfachen Grunde, daß einige derselben älter sind und andre jünger. In der Kindheit kann ein solcher Unterschied noch nicht merklich seyn; mit den Jahren aber nimmt er zu, indem stets die ältern Vorstellungen bleiben, und stets neue hinzukommen. Und im Laufe der Jahrhunderte wird das Menschengeschlecht immer älter; jedes Zeitalter überliefert dem folgenden seine, am meisten ausgearbeiteten Gedanken, und seinen Sprachschatz, sammt seinen Erfindungen, Künsten, gesellschaftlichen Einrichtungen. Daraus entstehn all=

mählig Phänomene, die der einfache psychische Mechanismus für sich allein nicht würde ergeben können. In jedem von uns lebt die ganze Vergangenheit! Man hat behauptet, bey den edlern Thieren fände sich wohl Verstand, aber keine Vernunft; man hätte zusehen sollen, wie viel von der letztern man denn wohl bey Buschmännern, Feuerländern, Neu-Seeländern, Neu-Holländern, antreffe? Ja man hätte alle barbarischen und halb-barbarischen Völkerschaften durchmustern mögen, man hätte damit die langsame und verschiedenartige Erhebung des menschlichen Geistes bey Juden, Griechen, Indiern, Chinesen, vergleichen können; — man würde in der ganzen Summe dieser Erfahrungen keinen Grund gefunden haben, um der menschlichen Geistes-Anlage das zuzueignen, was allein die Folge von beständigen Nachwirkungen uralter Gedankenmassen auf die jüngsten ist. Der Schöpfer gab dem Menschen Hände, Sprache, ein großes Gehirn und feine Nerven; aber in die einfache menschliche Seele Vernunft und Sinnlichkeit neben einander zu pflanzen, das ist kein Werk des Schöpfers, es ist das Kunststück der Psychologen.

Man sieht hier im Großen denselben Fehler, welcher im Kleinen bey allen einzelnen Gegenständen begangen wird. Empirische Psychologie, von der Geschichte des Menschengeschlechts getrennt, ergiebt nichts Vollständiges; eben so wenig, als man Gefühle und Begierden abgesondert von den Vorstellungen darf in Betracht ziehn wollen. Sobald die Thatsachen aus ihrer Verbindung gerissen werden, ist die Entstellung derselben schon so gut als geschehen.

Die Erschleichung aber, welche begangen wird, indem man die Erscheinungen, welche man auf dem Wege natürlicher und allmähliger Entwickelung zu begreifen nicht verstand, aus besondern Seelenvermögen zu erklären unternimmt, — diese Erschleichung läßt sich im Großen leichter und

auffallender nachweisen als im Kleinen. Denn was denken nun jene Psychologen von den Barbaren und Halb-Barbaren, von den Buschmännern und Neuholländern? Auf empirischem Wege nachweisen, daß alle diese Menschen die sogenannte Vernunft besitzen, — das können sie nicht. Sie sollten also bekennen, nur bey einem ganz kleinen Theile der Menschen bemerke man das, was ihnen Vernunft heißt; sie sollten einräumen, daß dieser kleine Theil eine überlieferte, langsam und allmählig entstandene Cultur besitze. Anstatt aber als gute Empiriker genau zu unterscheiden, was die Erfahrung unzweydeutig gebe und was sie nicht gebe: wagen sie einen Sprung. Sie nehmen an: die Vernunft schlafe noch in jenen Wilden und Barbaren; sie schlafe bey vielen Individuen während des ganzen Lebens; sie fange bey deren Kindern und Enkeln an, sich wie im Traume zu regen; endlich erwache sie bey den Urenkeln und in den spätern Geschlechtern. Es ist aber ganz offenbar, daß alle diese Redensarten vom Schlafen, Schlummern, Träumen und Erwachen nichts als leere Worte sind; bloß dazu tauglich, die Erschleichung zu bemänteln, die man begeht, indem man Vernunft da unterschiebt, wo die Thatsachen von keiner Vernunft etwas sagen.

Die nämliche Erschleichung kommt nun vollends unter verschiedenen Modificationen vor, in denen sich die besondern Eigenheiten der Systeme aufs deutlichste spiegeln. Der Eine begabt die Vernunft mit seinem kategorischen Imperative und seiner transscendentalen Freyheit; der andere mit seiner intellectualen Anschauung des Ich oder des Absoluten; der dritte mit seiner wundervollen Offenbarung der Realität der Außenwelt. So ist die Vernunft das Spielwerk der Systeme, — und die wahren Thatsachen werden dadurch so verdunkelt, daß man sich würde entschließen müssen, den ganzen Gegenstand bey Seite zu

setzen, wenn nicht die synthetischen Untersuchungen zu Hülfe kämen, und neues Licht darüber verbreiteten.

Es ist übrigens nicht die Vernunft allein, welche man als etwas von den andern geistigen Thätigkeiten Abweichendes und ihnen Widerstreitendes dargestellt hat: sondern beynahe die ganze Reihe der Seelenvermögen befindet sich nach den Meinungen der Psychologen in einem bellum omnium contra omnes. Verstand und Vernunft, Verstand und Einbildungskraft, Verstand und Gedächtniß, Verstand und Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Gedächtniß, Urtheilskraft und Einbildungskraft, — mit einem Worte, beynahe jedes Paar von Seelenvermögen hat auf irgend eine Weise Gelegenheit gegeben, ihm eine Feindschaft des einen gegen das andre anzudichten; welches zu behaupten viel leichter war, als nur irgend eine Art von Causalverhältniß unter ihnen zu erklären.

Wenden wir nun unsern Blick ab von den Systemen, und zurück auf die Thatsachen: so tritt zuerst dies unverkennbar hervor, daß es im Menschen einen Unterschied giebt zwischen einem solchen Gange der Vorstellungen, der den Ereignissen entspricht, und einem andern, der davon abweicht, indem er bloß den innern Zuständen folgt, die wir Gefühle, Launen, Einbildungen nennen. Am auffallendsten wird dieser Unterschied zwischen Wachen und Träumen. Im Traume werden häufig Vorstellungen so verbunden, daß man im Wachen findet, sie widerstreiten sich in ihren Nebenbestimmungen, und haben den Zusammenhang eingebüßt, der ihnen gebührt. Dieselbe Art von Verbesserung nun, welche der wachende Mensch anbringt bey den Träumen, nur nicht ganz so auffallend, pflegt auch der Denkende anzubringen bey manchen Einfällen des Augenblicks, und bey den Eingebungen der Launen und Begierden. Er führt sie zurück auf das, was in jeder Hinsicht zusammen paßt. Ja, wenn das Wachen des Menschen recht vollkom-

men ist, wenn jeder Zustand, der dem Schlafe oder Traume gleicht, so weit als möglich entfernt ist: dann bedarf's jener Berichtigung nicht, sondern die Gedanken gehen von selbst parallel den Ereignissen, so lange nicht diese letztern aus ihrer gewohnten Bahn durch etwas Neues und zuvor Unbekanntes herausgehoben werden. Diese Beschreibung mag erinnern an die oben (§. 34.) gegebene Erklärung des Verstandes, als des Vermögens, unsre Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten zu verknüpfen.

Eben so unverkennbar ist ein andrer Unterschied, der nicht bloß den Menschen vom Thiere, sondern auch den ganz rohen Menschen vom Gebildeten scheidet; — dies ist die Ueberlegung, und das Vernehmen von Gründen und Gegengründen; mit einem Worte: die Vernunft, in demjenigen Sinne dieses Ausdrucks, den der gemeine Sprachgebrauch kennt, obgleich die Philosophen ihn verloren haben. Diese Vernunft ist keine Feindin der andern geistigen Thätigkeiten, aber sie verknüpft und verarbeitet alles, was jene darbieten; sie bringt dadurch Alles zur höchsten Einheit, und weiset Jedem seine Stelle an. Mit dem Verstande verbunden, — das heißt, in dem völlig wachenden Menschen — erreicht sie das Beste und Vortrefflichste; ohne ihn, — im Wahnsinn, im Traume, in der Leidenschaft, grübelt sie vergeblich, und bringt nur Misgeburten hervor. Wo sie Prämissen zu Conclusionen verbindet, zeigt sie sich als logisches Denken: wo sie die Glieder einer Reihe, die nach einerley Regel ins Unendliche kann fortgesetzt werden, als Totalität zusammenfaßt, sucht sie das Unbedingte; wo sie Motive des Willens abwägt, und insbesondere indem sie unter ihnen allen die ästhetischen Urtheile über den Willen als die beharrlichsten und bestimmtesten, allen andern vorzieht, da heißt sie praktische Vernunft.

Nach diesen Namen-Erklärungen, was ist nun das wirkliche, das hinter den Worten liegt? Nichts anderes, als gewisse Arten der Wirksamkeit derjenigen Reihen und Massen von Vorstellungen, die sich in uns einmal gebildet haben. Wenn diese Reihen oder Massen nicht vollständig wirken, wenn gleichsam etwas davon abgebrochen ist, dann kann das Uebrigbleibende in solche falsche Verbindungen treten, die als unzulässig, als ungereimt, bey voller Regsamkeit der ganzen Massen sogleich erkannt werden; und dergleichen Verbindungen heißen unverständig. Dahin gehört der Traum und der Wahn. Aber auch der roheste Mensch ist verständig, sobald seine, wie immer beschränkten, Vorstellungsreihen wenigstens in ganzer Vollständigkeit, so wie sie nun einmal sind, sich regen, und einander bestimmen. Wenn die nämlichen Reihen oder Massen, zwar einzeln genommen vollständig, aber nicht die mehrern zusammentreffend wirken, — wenn eine die andern nicht zuläßt, nicht von ihnen durchdrungen wird, — oder wenn überhaupt dieser Massen und Reihen so wenige vorhanden sind, daß an eine merkliche gegenseitige Bestimmung derselben durch einander nicht kann gedacht werden: dann heißt der Mensch unvernünftig, sowohl wie das Thier, dem man eine verweilende Ueberlegung eben so wenig zutraut, als in ihm so große und reiche Gedankenmassen zu erwarten sind, deren Durchdringung eine bedeutende Zeit und Verweilung erfodern könnte *).

Mit der Vernunft hängen zwey andere psychologische Gegenstände nahe zusammen: der innere Sinn und die Freyheit des Willens.

Der innere Sinn ist eine figürliche Benennung für

*) Was diese Erklärungen Unbestimmtes haben, das liegt in der Sache; und es ist Thorheit, dasjenige in Worten scharf abschneiden zu wollen, was in dem an sich flüssigen Gegenstande keine scharfen Gränzen hat.

ein Verhältniß mehrerer Vorstellungsmassen, deren eine sich die andre auf eine ähnliche Art aneignet, wie die neuen Auffassungen des äußern Sinnes von den ältern, gleichartigen Vorstellungen aufgenommen und verarbeitet werden.

Die Freyheit des Willens wird erworben, wie die Vernunft, und ist beschränkt, gleich dieser. Denn sie ist nichts anderes, als die Möglichkeit, daß die stärksten Vorstellungsmassen der Sitz eines charakterveſten Willens werden, der sich über einzelne Reizungen und Regungen des psychischen Mechanismus erhebt. Kinder, Betrunkene, Fieberkranke, sind nicht frey; die ersten nicht, weil sie noch keinen Charakter, das heißt, noch keine mit Entschiedenheit herrschenden Vorstellungsmassen gewonnen haben; die andern nicht, weil der Durchdringung der vorhandenen Massen ein Hinderniß in den Weg tritt.

Anmerkung. Ueber das Gedächtniß, die Einbildungskraft, die Urtheilskraft, — desgleichen über die Formen der Erfahrung, kann nur mit Beziehung auf die Anmerkung zum vorigen §. etwas gesagt werden.

1) Die Reproduction überhaupt setzt voraus, daß die Vorstellungen aus dem Bewußtseyn verdrängt waren. Wenn sie nachmals wiederkehren, so geschieht dies entweder durch eigne Kraft, während die Hemmung unwirksam wurde, oder vermöge einer Verbindung mit einer andern hinlänglich starken Vorstellung. Beyde Fälle sind sehr verschieden; in dem ersten hat die reproducirte eine eigene Bewegung und Wirksamkeit, — sie ist lebendig nach einem gewöhnlichen populären Ausdruck; im andern Falle äußert sich ihre eigne, zwar unverlorene, Stärke, für diesmal gar nicht; sie scheint, wie man es nennt, todt und leblos, und weicht zurück, sobald die fremde Kraft, die alsdann gewöhnlich in Einem Zuge fort auf andre und andre Vorstellungen wirkt, sich um sie nicht mehr kümmert. Hier sieht man den Unterschied zwischen Einbildungskraft und Gedächtniß; der übrigens nichts weniger als bleibend ist, denn ein geringfügiger Umstand vermag das ganze Verhältniß — welches bloß auf Quantitäten beruht, gerade umzukehren; die zuvor leblose Vorstellung ins Leben zu rufen, und der andern ihre freye Bewegung zu rauben.

2) Mit der Treue des Gedächtnisses, — welche darauf beruht, daß in der Reproduction sich die Ordnung und Folge der Vorstellungen nicht verkehre, — hängt sehr genau das räumliche und zeitliche Vorstellungen zusammen. Dies gründet sich gänzlich auf einem unendlich feinen und verwickelten Gewebe

höchst gesetzmäßiger Associationen. Die kleinsten Partial-Vorstellungen verschmelzen, indem sie gegeben werden, in den bestimmtesten Abstufungen; und diesen kann man durch die Mechanik des Geistes soweit nachrechnen, als nöthig ist, um in ihnen den Ursprung des Raums und der Zeit zu erkennen.

3) Was die objective Einheit in unsern Vorstellungen von Dingen oder Gegenständen anlangt: so täuschte sich Kant, indem er eigne Handlungen der Synthesis (die in der Seele gar nicht möglich sind, weil ihr ganzes Thun in ihrem Vorstellen, und in den Strebungen der Vorstellungen besteht) verlangte, damit das Mannigfaltige der Wahrnehmung in die Einheit des Objects zusammengehe. Vielmehr, alles in der Seele ist unmittelbar und von selbst, Eins, sofern es sich nicht hemmt. Daher muß man gerade umgekehrt nach Erklärungen suchen, wie es zugehe, daß wir nicht überhaupt nur ein einziges Object vorstellen, worin alle Mannigfaltigkeit der Wahrnehmung zusammenfließe. Hierin hängt die Seele von den Wesen außer ihr ab (§. 130, die erste Anmerkung); und eben das ist der Grund, warum es überhaupt Erkenntniß giebt, dergleichen in den einfachen Vorstellungen, den unmittelbaren Selbsterhaltungen der Seele, gar nicht liegt, denn diese enthalten nicht das mindeste Fremdartige, sondern in ihnen ist die Seele lediglich sich selbst gleich. Die veränderliche Lage der Wesen außer uns bewirkt, daß für uns die Erscheinungen nicht gleichzeitig sind, und daß darin mancherley Trennungen entstehn; dadurch sondern sich für uns die Dinge: was aber ungetrennt beysammen bleibt, das ist für uns Ein Gegenstand. Und wenn jetzt noch nach dem Bande gefragt wird, welches die Merkmale dieses Gegenstandes zusammenhalte (§. 25.)? so ist die Antwort: die Einheit der Seele macht ein ungetrenntes Vorstellen aus allen gleichzeitig zusammentreffenden Vorstellungen, so fern sie sich nicht hemmen.

4) Die Urtheile erfodern im psychologischen Sinne, daß die Vorstellung des Subjects, als des Bestimmbaren, schwebe zwischen mehrern Bestimmungen, worunter das Prädicat entscheide. Der leichteste Fall dieser Art ist, wenn ein Gesammt-Eindruck ähnlicher Gegenstände, z. B. Bäume, Häuser, oder auch von Menschen, die man in verschiedenen Stellungen gesehn hat, vorhanden ist, und nun die neue Anschauung das Schwanken des Gesammt-Eindrucks zwischen entgegengesetzten Merkmalen aufhebt. — Durch die Urtheile entstehn erst bestimmte Begriffe, mit denen man jene Gesammteindrücke nicht verwechseln sollte. Die negativen Urtheile scheiden einen Begriff vom andern, — sie geben die logische Klarheit; die positiven Urtheile zählen die Merkmale eines Begriffs auf, sie machen ihn deutlich.

5) Sehr wichtig ist die Wirkung der Urtheile, wenn sie den Begriff eines Gegenstandes, der für real (für keine bloße Vorstellung) gehalten wird, ganz verdeutlicht, das heißt, in alle seine Merkmale aufgelöst haben. Denn jetzt, da er in lauter Prädicate zerflossen ist, fehlt das Subject. Es kann aber nicht fehlen, sondern wird gefodert, und zwar als ein solches

Subject, das nicht auch wiederum Prädicat werden könne. Hier ist der Ursprung des Begriffs vom ὑποκείμενον, oder von der Substanz. Diese wird weiter bestimmt als ὕλη, als das Beharrliche im Wechsel, wenn der Gegenstand veränderlich war. Und hiemit wachsen alle die metaphysischen Dornen hervor, von denen oben die Rede war (§. 122 u. s. f.), zugleich aber ist hier der Eingang zu den Vorstellungen des Uebersinnlichen. Denn eine substantia phaenomenon, wovon Kant sehr uneigentlich redete, giebt es nicht.

6) Was endlich die Untersuchung über das Ich anlangt, mit welcher die Psychologie beginnt, so ist sie beynahe die letzte, die zu Ende kommt; und die Probe, daß man dieses schwerste aller Probleme bezwungen habe, liegt darin, daß die Theilungen und Veränderungen der Ichheit im Wahnsinn zuletzt ebenfalls erklärlich werden.

§. 160. Ehe man sich der Naturphilosophie nähern kann, sind einige Vorerinnerungen nöthig.

Die Meinungen, als ob dieselbe auf idealistische Weise, bloß aus Gesetzen unseres Vorstellens abzuleiten wäre; oder als ob man das Reale der Natur mit Spinoza und Schelling in einer einzigen Substanz suchen dürfte: sind im Vorhergehenden schon zurückgewiesen. Noch viel roher wäre das Beginnen, wenn man mit einigen neuern Physikern sich die Materie als aus Molecülen bestehend dächte, deren Entfernungen weit größer wären als ihre Durchmesser, und die nur vermittelst ihrer, sie kugelförmig umgebenden, anziehenden Kräfte zusammenhingen. Die Wesen haben gar keine räumlichen Prädicate, am wenigsten räumliche Kräfte; ihre Cohäsion und Repulsion ist gerade das, was man erklären, nicht was man voraussetzen soll.

Um zu dieser Erklärung den Weg zu finden; muß man sich hüten, daß man sich nicht der Geometrie unbehutsam in die Arme werfe. Hiedurch hat sich Kant die Naturlehre verdorben.

Die Geometrie nimmt den Raum als gegeben an; nur Figuren in ihm, und deren Bestandtheile, Linien und Winkel, macht sie selbst durch ihre Construction. Aber für einfache Wesen (und auf diese muß die Naturphilosophie zurückgehn, um den vesten Boden des Realen zu finden) ist

kein Raum gegeben; er muß sammt allen seinen Bestimmungen gemacht werden. Der Standpunct der Geometrie ist für die Metaphysik zu niedrig; sie muß sich erst selbst die Möglichkeit und die Gültigkeit der Geometrie deutlich machen, ehe sie deren Hülfe gebrauchen kann. Dieses geschieht in der Construction des intelligibeln Raums.

Der geometrische Raum ist ein Continuum; das Continuum aber ist ein Widerspruch. In der fließenden Größe sind die nächsten Theile nicht zu unterscheiden, sie laufen in einander, und dürfen doch nicht ganz zusammenfließen, weil sonst Alles in Eins fiele, und die ganze Größe aufhörte. Man denke hier zurück an §. 129 und 139, an Veränderung und Bewegung. Beyde scheitern an der Continuität, wiewohl unter einigen nähern Bestimmungen, die nicht hieher gehören.

Keine geometrische Größe ist, streng genommen, eine bestimmte Größe. Sie hat zwar ein bestimmtes Verhältniß zu einem vorausgesetzten Maaße; sie hat auch veste Endpuncte. Aber wieviel des Außereinander zwischen den Extremen liege, das ist bey ihr selbst und bey dem Maaße gleich unbestimmt, und wegen der Continuität völlig unbestimmbar. Nichtsdestoweniger ist der Raum nichts anderes, als die Menge des Außereinander; und was in einander fließt, also intensiv zu werden beginnt, das ist nichts für den Raum.

Wenn man diese Betrachtungen gehörig entwickelt und fortsetzt: so kommt man auf den Unterschied zwischen dem *quantum extensionis*, und der Distanz.

Das reine quantum extensionis kennt die Geometrie gar nicht; der intelligible Raum aber beruht auf der Construction desselben, in Form einer starren (nicht fließenden) Linie, die aus aneinanderliegenden Puncten besteht, und in diese endlich theilbar ist. Dieser Begriff ist nichts weniger als neu, er findet sich in ältern Werken, und nur ein Vor-

urtheil, welches die wahre Sphäre und Bedeutung der Geometrie überschreitet, hat ihn verdrängt.

Sobald jedoch zwey solcher Linien sich schneiden, und man auf jeder von beyden einen beliebigen Punct annimmt: so muß man sich hüten, auf diese Puncte den bekannten Satz anzuwenden: „daß zwischen je zwey Puncten eine gerade Linie möglich sey.“ Man kann zwar durch dieselben die Linie ziehn, aber man kann nicht behaupten, daß ein quantum extensionis zwischen den schon gegebenen Puncten genau enthalten sey.

Wird eine Linie gezogen, so werden alle ihre Theile durch das Ziehen erzeugt. Demnach sollte der Punct, zu welchem hin man sie zieht, auch erst entstehn; aber er ist schon gegeben, und folglich doppelt bestimmt. Es fragt sich, ob beyde Bestimmungen zusammen passen? Nichts verhindert, die eben jetzt gezogene Linie als ein vollkommenes quantum extensionis zu betrachten, dessen Puncte alle streng und vollkommen außer einander und zugleich aneinander liegen. Aber auch nichts berechtigt zu glauben, daß der schon zuvor gegebene und vestgestellte Punct ganz genau mit irgend einem von denen zusammentreffe, die man durch das Ziehen erzeugte.

Kehrt man nun zurück zu jenen ersten, einander schneidenden Linien, aus denen man zwey beliebige Puncte heraushob, in der Meinung, zwischen ihnen lasse sich eine dritte Linie denken: so sieht man leicht, worin man sich übereilte. Diese beyden Puncte standen jeder vest, in einer gewissen Distanz von einander; und es war aufgegeben, zu finden, welches *quantum extensionis* in diese Distanz eingeschoben werden könne? Geometrie und Trigonometrie sind bereit hierauf zu antworten; aber sie werden in den allermeisten Fällen anzeigen: die dritte Linie sey incommensurabel mit den beyden ersten; sie stehe zu ihnen in einem irrationalen Verhältnisse. Gesetzt

demnach, die ersten Linien seyen bestimmte Quanta des Außereinander: so ist die dritte kein solches, sondern sie fällt mitten hinein zwischen zwey Bestimmungen, deren eine zu groß, die andre zu klein seyn würde. Die Uebereilung lag also darin, daß man voraussetzte: jede Distanz enthalte ein bestimmtes und bestimmbares Quantum der Extension, welches falsch ist.

Der Begriff des Irrationalen ist widersprechend, gleich dem des Continuum. Dies zeigt sich schon in der Arithmetik. Wenn die Wurzeln und Logarithmen continuirlich wachsen sollen, so ist es unmöglich, daß die Potenzen dasselbe thun; vielmehr müssen sie Lücken lassen, in welche nun Zahlen fallen, die keine Wurzeln und keine Logarithmen haben. Gleichwohl fodert man dergleichen für alle Zahlen ohne Ausnahme. Man lasse x um dx wachsen; und, um das Differential richtig zu denken (welches zwar selbst auf einen Widerspruch führt), sey dx nicht irgend eine, wie immer kleine, schon vorhandene Größe, sondern es bezeichne bloß, daß x im Begriff sey, zu wachsen. Alsdann ist x^m nicht im Begriff um dx zu wachsen, auch nicht um $x^{m-1}dx$, sondern um $mx^{m-1}dx$. Ist nun m eine ganze positive Zahl, so steht die Potenz im Begriff, einen Sprung zu machen, nämlich hinweg über jede geringere Anzahl von dx und von $x^{m-1}dx$; ist aber m ein ächter Bruch, so will die Potenz weniger als continuirlich wachsen, wenn x continuirlich fortfließt. Da nun die Mathematik ohne diese ihre Grundbegriffe nicht weiter als bis zur Regel de tri kommen würde: so sieht man, daß diese Wissenschaft ein Gewebe von Widersprüchen ist. Wenn sie davon sterben könnte, so wäre sie längst untergegangen. In der That aber gereicht es ihr zur Ehre, daß sie auf dem Wege ihres nothwendigen Denkens gerade fortgegangen ist, ohne sich durch das Ungereimte der Begriffe, an die sie stoßen mußte, abschrecken

zu lassen. Nur muß man ihre Art kennen, und sich bey den Anwendungen auf das Reale darnach einrichten.

Wir eilen zum Schlusse. Das Reale kann nicht durch widersprechende Begriffe bestimmt werden; aber in der Form der Zusammenfassung desselben im Denken, kann man sie nicht vermeiden, und muß sie nicht vermeiden wollen. Einfache Wesen sind an sich frey von aller Raumbestimmung; allein sofern ihnen einmal eine Distanz im intelligibeln Raume beygelegt wird, kann dieselbe gerade so gut eine irrationale, als eine rationale seyn.

Nun fällt aber die irrationale Distanz zwischen zwey rationale, die sich nur durch einen einzigen mathematischen Punct mehr oder weniger unterscheiden. (Hiebey liegt die ursprüngliche starre Linie des intelligibeln Raums zum Grunde.)

Also muß, durch eine nothwendige Fiction, der mathematische Punct selbst als theilbar betrachtet werden.

In der nämlichen Fiction fortgehend, werden auch die Wesen, denen gar keine Größe, das heißt, die des mathematischen Puncts, zukommt, als Größen gedacht werden.

Demnach können diese Wesen auch eine solche Lage haben, worin sie nur theilweise, oder unvollkommen in einander sind. Der Widerspruch hierin betrifft bloß die Lage; und er ist nicht größer, als bey jeder irrationalen Distanz. Auch wird er unvermeidlich, wenn man die Wesen in Bewegung denkt (wie es geschehen muß); hier können sie von dem Außereinander nicht plötzlich zum Ineinander übergehn, sondern das unvollkommene Zusammen liegt dazwischen.

Alle diese widersprechenden Begriffe müssen aber in ihrer Sphäre bleiben. Das wirkliche Geschehen (die Störungen und Selbsterhaltungen einfacher Wesen) hat mit ihnen nichts gemein, und darf daher auch nicht durch sie bestimmt werden.

Hier sind wir an der Pforte der Naturphilosophie, die nichts anderes ist, als die Entwickelung der Folgen aus den aufgestellten Gründen. Wer nun das eben Gesagte gar zu ungereimt findet, der kehre um; und gebe die Hoffnung, sich jemals eine materiale Welt, und deren Bewegung und Veränderung zu erklären, nur gradezu auf. Diese Welt ist eine Scheinwelt; sie gehorcht der Mathematik, und lebt, wie diese, von Widersprüchen; als ein wahres Reales kann Materie eben so wenig gedacht werden, wie die Bewegung als ein wirkliches Geschehen; aber die Gesetzmäßigkeit des Scheins aus dem Realen zu erklären, das läßt sich leisten.

§. 161. Um von dem synthetischen Theile der Naturphilosophie den ersten Grundgedanken zu finden: braucht man von der Theorie der Störungen und Selbsterhaltungen bloß den allgemeinen Begriff, daß ein paar Wesen, welche zusammen, das heißt, ineinander sind, dadurch jedes in einen gewissen innern Zustand gerathen. (Man gehe hiebey aus von der, unter den Chemikern längst bekannten, Voraussetzung, daß ein paar verwandte Elemente, z. B. Sauerstoff und Wasserstoff, einander durchdringen; und man nehme hinzu, was sich beynahe von selbst versteht, daß in dieser Durchdringung jedes Element sich auf eine gewisse Weise afficirt finde.)

Gesetzt nun, zwey solche Elemente seyen unvollkommen in einander: so sollten, diesem Begriffe gemäß, auch nur ihre gegenseitig durchdrungenen Theile in den entsprechenden innern Zustand versetzt werden.

Aber die Elemente haben keine Theile; und die Fiction, welche ihnen dergleichen beylegte, darf auf ihre wirklichen innern Zustände nicht übertragen werden. Vielmehr müßte man, in Beziehung auf diese Fiction, sich so ausdrücken: die ganzen Elemente gerathen in allen ihren Theilen ganz gleichmäßig in den erwähnten innern Zustand.

Nun muß die Lage der Wesen passen zu ihrem Zu-

stande. Da sie gleichmäßig, ohne Unterschied von Theilen, in den Zustand der Selbsterhaltung versetzt sind: so muß hienach die Lage sich richten, das heißt, die Wesen müssen gleichmäßig und vollkommen in einander seyn.

Also kann das vorausgesetzte unvollkommene Zusammen nicht bleiben; sondern es ist eine unendlich starke Nothwendigkeit vorhanden, daß sie völlig in einander eindringen.

Dies ist das Princip der Attraction; sogleich wird sich auch das der Repulsion zeigen, und in beyden zusammengenommen der Ursprung der Materie.

Gesetzt nämlich, ein Element von einer Art (z. B. Wasserstoff) sey umringt von vielen Elementen einer andern Art (z. B. Sauerstoff), und die Vielen dringen von allen Seiten hinein in das Eine: so sollte dieses letztere durch seinen innern Zustand allen jenen entsprechen. Aber derselbe hat ein Maaß, über welches er hinauszugehn nicht vermag. Wenn demnach wirklich jene alle völlig eindringen; und wenn der hierdurch gefoderte innere Zustand jenes Maaß übersteigt: so entspricht wiederum die Lage nicht dem Zustande.

Da nun der Zustand sich nach der Lage weiter nicht richten kann, so muß abermals sie sich nach ihm richten. Das heißt: die vielen Elemente, nachdem sie, vermöge ihrer Bewegung, schon ganz eingedrungen waren, müssen wieder zum Theil herausweichen, und können nicht eher ruhen, als bis Attraction und Repulsion im Gleichgewichte sind.

Man sieht, daß die Repulsion auf der Ueberschreitung der Möglichkeit eines hinreichend starken inneren Zustandes beruht.

Man sieht zugleich, daß die sämmtlichen Elemente jetzt einen Raum einnehmen müssen. Denn sie gleichen zusammen genommen vielen mathematischen Puncten, die nicht ganz in einander und nicht ganz außereinander sind;

gerade so wie man sich einen unendlich kleinen körperlichen Raum denkt; der nicht ganz ein Punct, auch nicht ein wahres Vieles außereinander, sondern etwas Mittleres, Schwebendes zwischen beydem seyn soll.

So entstehn aus wahren Elementen die ersten Molecülen. Damit aber das Klümpchen sich vergrößere, darf nur dasselbe wieder umringt werden mit vielen Elementen der ersten Art; diese werden abermals so tief eindringen, als das Gleichgewicht der Attraction und Repulsion es gestattet. Und wirft man in Gedanken das nunmehr vergrößerte Klümpchen wiederum in Elemente der zweyten Art: so ziehen auch diese sich hinein so weit sie können; und so ferner. Aus dem gleichen Grunde werden mehrere Molecülen einander anzuziehn scheinen.

Vergleicht man den Ursprung der Attraction und Repulsion mit dem der geistigen Regsamkeit, so zeigt sich hier wie dort, daß die vermeinten Kräfte der Materie und der Seele auf gleiche Weise auf einem zufälligen Zusammentreffen beruhen; und daß jene Verunreinigung der Qualität des Realen durch die Beziehung auf etwas Anderes und Aeußeres, wodurch der gemeine Causalbegriff untauglich wird, hier nicht zu besorgen ist. Wenn entgegengesetzte Vorstellungen zusammentreffen, so verwandeln sie sich durch ihren Druck und Gegendruck zum Theil in ein Streben; wenn Wesen zusammenkommen, so versetzen sie sich gemäß ihrem Gegensatz in Selbsterhaltung, und, wie wir jetzt sehn, zugleich in Anziehung und Abstoßung; aber von dem allen liegt in ihnen selbst nichts anderes vorbereitet, als eben ihre einfache Qualität selbst. Diese ist in verschiedenen Wesen ungleich; die Ungleichheit steht bey manchen in dem Verhältnisse eines conträren Gegensatzes; aus diesem höchst einfachen Grunde ergiebt sich die Welt der Geister und der Körper, soweit sie unserer Nachforschung zugänglich ist.

Die Naturphilosophie muß nun weiter den mancherley möglichen Modificationen nachgehen, welche die angezeigten Principien annehmen können.

Zuvörderst kann der Grad des Gegensatzes zweyer Elemente verschieden seyn; darnach richtet sich die Stärke der Attraction und der hieraus entspringenden Verdichtung der Materie.

Zweytens kann der Gegensatz ungleich seyn; das heißt, um in Elementen einer Art eine volle Selbsterhaltung zu bestimmen, können mehrere einer andern Art nöthig seyn; und umgekehrt, jenes eine kann hinreichen, um diese alle zu ihrer vollen Selbsterhaltung zu bringen.

Drittens: der Gegensatz kann übertragen werden. Gesetzt, ein Klümpchen sey umringt von Wesen einer gewissen Art, die zum Theil eindringen; deren Menge aber sey so groß, daß verhältnißmäßig nur eine kleine Zahl unmittelbar eingelassen wird: so ist an der Oberfläche des nun vergrößerten Klümpchens der Gegensatz gegen den Kern überall vorhanden, weil ungeachtet des unvollkommenen Eindringens doch der innere Zustand eines jeden der äußersten Elemente sich, ohne Unterschied von Theilen in ihm, ganz gleich ist. Hieraus folgt, daß sich die Oberfläche des Klümpchens noch anziehend verhalten wird gegen neue Elemente, eben so, nur schwächer, als ob der Kern selbst diese Attraction ausübte.

Viertens: eben so kann Repulsion übertragen werden, wenn der fortgepflanzte innere Zustand die Gränze überschreitet, die durch die Möglichkeit voller Selbsterhaltung gesetzt ist. Doch muß dies allmählig abnehmen, und die Repulsion muß sich jenseits einer gewissen Sphäre in Anziehung verwandeln.

Fünftens: wiewohl gleichartige Wesen an sich unfähig sind, einander zu stören, anzuziehen und abzustoßen: so können sie doch gemeinschaftlich einen gewissen innern

Zustand in ihrer Verbindung mit Wesen einer andern Art erlangt haben; hört alsdann diese Verbindung auf, und mit ihr die Verdichtung durch die Attraction jener andern Wesen: so bleibt bloß die Repulsion, welche daraus entsteht, daß sie ihren Zustand auf einander gegenseitig übertragen sollten, das Maximum ihrer möglichen Selbsterhaltung aber schon überschritten ist.

Endlich: die scheinbare Undurchdringlichkeit der Körper ist nach diesen Grundsätzen bloß relativ. Nämlich diejenigen Materien sind für einander undurchdringlich, welche, wenn sie eindringen sollten, die vorhandenen innern Zustände abändern müßten, und zwar so, daß dabey schwächere Anziehungen an die Stelle der stärkeren kämen, welches unmöglich ist. Hingegen im umgekehrten Falle erfolgt freyer Durchgang, oder, durch stärkere Anziehungen, Auflösung.

Jetzt denke man sich die Anzahl der Wesen äußerst groß (nicht unendlich groß, welches eine Unbestimmtheit enthalten würde, die der Begriff des Seyns ausschließt), man denke sich ferner sehr mannigfaltige, stärkere und schwächere, gleiche und ungleiche, Gegensätze unter ihren einfachen Qualitäten. Was wird, bey vielfacher, ursprünglicher Bewegung (§. 152.) daraus folgen? die am meisten entgegengesetzten Wesen werden sich sehr verdichten; diejenigen aber, welche gegen alle andern nur in sehr schwachen und ungleichen Gegensätzen stehn, bey denen also das Maximum ihrer Selbsterhaltung leicht überschritten werden kann, werden keine vesten Verbindungen eingehn; vielmehr, vertrieben durch andre, die innern Zustände, in welche sie gerathen waren, bloß als Principien ihrer gegenseitigen Repulsion in sich behalten; welche letztere jedoch in Attraction übergeht, sobald die noch übrige Dichtigkeit mit der Möglichkeit gefoderter Selbsterhaltung ins gehörige Verhältniß gekommen ist.

Demnach werden im Raume einzelne, weit von einander entfernte, dichte Massen entstehn; den Zwischenraum aber werden die eben erwähnten Elemente von sehr ungleichem oder schwachem Gegensatze einnehmen; ohne jedoch auf diesen Raum lediglich beschränkt zu seyn. Vielmehr wird ihr Kommen und Gehen den Grund enthalten, daß schon die unorganische Natur Mehr ist als ein bloßes Aggregat starrer Körper. Und so wenig eine Naturphilosophie genügt, wenn sie nicht vermag das Starre zu erklären: eben so unbrauchbar wäre sie, wenn sie hierauf allein sich beschränkte. Mit geheimnißvollen Reden aber, von „lebendigen Kräften der Molecülen oder Atomen" ist ihr vollends nicht zu helfen.

§. 162. Den analytischen Theil der Naturphilosophie eröffnet die Bemerkung: daß uns die Qualitäten der Wesen nur durch die Folgen ihrer Gegensätze, — Attraction und Repulsion, — erscheinen; daher uns vieles, an sich Ungleichartige, als gleichartig erscheinen wird, wenn es, so weit wir bemerken können, einerley Gegensätze bildet; während Anderes, an sich ganz oder beynahe gleichartige, uns für Vielerley gelten wird, wenn es ungleiche innere Zustände erlangt hatte, und diesen gemäß in verschiedenen Verhältnissen steht.

Jetzt muß die ganze empirische Naturwissenschaft durchlaufen werden (eben so wie oben die empirische Psychologie), um die bekannten Thatsachen mit den Grundsätzen des synthetischen Theiles zu vergleichen *). Es zerfallen aber diese Thatsachen in zwey Hauptclassen; jenachdem deren

*) Daß Nachstehendes nur als ein Versuch zu vorläufiger Orientirung in der Naturwissenschaft dienen soll, braucht kaum gesagt zu werden. Niemals wird ein Individuum alle die Kenntnisse beysammen haben, welche eigentlich nöthig wären, um auch nur gemäß dem Standpuncte eines bestimmten Zeitalters die bekannten Thatsachen mit sicherer Entschiedenheit zu ordnen. Aber auch ein solcher Versuch kann gegen gröbere Fehler warnen.

Erklärung entweder jene Elemente von sehr ungleichen oder schwachen Gegensätzen erfodert oder nicht. Zur letzten Classe gehört bey weitem die größte Menge der Phänomene; nämlich zuvörderst alle scheinbaren Wirkungen in die Ferne, dann alle Erscheinungen der flüssigen Körper, sowohl der tropfbaren als der Dämpfe (worin die tropfbaren sich ohne den Druck, den sie leiden, sogleich verwandeln würden), ferner Wärme, Licht, und Elektricität. Die erste Classe aber enthält vorzüglich die Erscheinungen der Cohäsion, der Elasticität (bey vesten Körpern), und der Krystallisation. Will man bey der Erklärung dieser Thatsachen auf die Meinungen der Physiker Rücksicht nehmen, so ist nicht zu vergessen, daß man kritisch verfahren, und keinesweges die Meinungen mit den Thatsachen (welche letztern immer nur unvollständig bekannt sind) verwechseln darf. Zwar Fictionen, wie die des Schwerpuncts, sind höchst nützlich, und täuschen Niemanden; aber Hypothesen, wie die von der actio in distans, oder wie die Symmersche von zwey elektrischen Flüssigkeiten, deren jede nur das Correlat der andern seyn soll, und deren vorgebliches neutrales Product ein Hirngespinnst ohne irgend eine factische Nachweisung ist, — werden höchst schädlich, sobald man sich an sie gewöhnt, und ihnen mit Vorgunst nachgeht.

Die Cohäsion ist unmittelbare Folge der Attraction, nach dem vorhergehenden §.

Die Elasticität (welche alle Körper durch die Fähigkeit beweisen, sich in ihrem Volumen nach der Temperatur zu richten) ist eine nothwendige Eigenschaft aller dichten Materie. Denn diese letztere besteht vermöge des in ihr vorhandenen Gleichgewichts der Attraction und Repulsion; sobald nun eine fremde Nothwendigkeit eintritt, ihre Theile mehr zu nähern oder zu entfernen, kann sie nicht umhin, so weit nachzugeben, bis die entstandene Abweichung von der gehörigen Lage groß genug geworden ist, um die ent-

gegengesetzte Nothwendigkeit zu erzeugen. Dies liegt unmittelbar im vorhergehenden §. Giebt die Trennung der Theile soweit, daß ihre Durchdringung ganz aufgehoben ist, so bricht der Körper, und stellt sich nicht wieder her: denn im bloßen Aneinander giebt es keine Störung und Selbsterhaltung, folglich keine Attraction. Zeigt sich die letztere dennoch zwischen glatten Flächen, so ist entweder schon Durchdringung einiger Theile, oder vermittelte Attraction eingetreten.

Bevor von der Krystallisation gesprochen wird: bemerke man die von der Chemie erwiesenen bestimmten Proportionen, worin verwandte Stoffe sich verbinden. Diese bestätigen, daß die Materie nicht ins Unendliche theilbar ist. Wäre sie es: so könnte beliebig jeder Stoff mit jedem andern in allen Quantitätsverhältnissen in Wechselwirkung, d. h. in wechselseitige Bestimmung der innern Zustände, gebracht werden, wovon eine entsprechende Configuration zu körperlichen Massen die Folge wäre. Hiergegen spricht die Erfahrung. Um nun beym Leichtesten anzufangen, dient die Frage: wenn zwey gleichartige Wesen ein ungleichartiges durchdrungen haben, welche Lage werden diese drey annehmen? Antwort: sie müssen eine gerade Linie bilden, und das ungleichartige muß in die Mitte kommen. Denn zwischen den gleichartigen entsteht (nach dem vorigen §.) Repulsion, daher vermeiden sie die gegenseitige Durchdringung so viel als möglich nach entgegenstehenden Richtungen. Hierbey denke man an Eisnadeln, die aus Wasserstoff und Sauerstoff bestehn. — Es ist nicht schwer, diese Principien zu verfolgen. Drey ungleichartige Elemente geben Dreyecke, also flächenförmige Verbindungen; vier ungleichartige brauchen den körperlichen Raum, um sich zu verbinden. Es wird also Körper geben, die man als linienförmig zusammengereiht, andre, als flächenförmig geschichtet, noch andre, als Aggregate von Klümpchen ange-

häuft, betrachten muß; und hiermit stimmt sehr gut der Unterschied des faserigen, blätterigen, muscheligen Bruches u. s. w. Welche Körper aber aus vielen heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt sind, diese werden am wenigsten Bestimmtheit ihrer innern Construction besitzen, und unter dieser Classe wird man daher die dehnbaren (z. B. die Metalle) suchen müssen, welche sich eine veränderte Anordnung ihrer Theile leicht gefallen lassen.

Diese höchst einfachen Grundgedanken sind nun ohne Zweifel der mannigfaltigsten Anwendungen fähig; jedoch natürlich nur unter der Voraussetzung, es gebe ein Mannigfaltiges, worauf sie können angewendet werden. Gäbe es keinen Vorrath ungleichartiger Elemente, so könnte man sie nicht gebrauchen. Sucht man die wissenschaftliche Einheit am unrechten Orte, nämlich in den realen Elementen, anstatt in den wissenschaftlichen Begriffen: so mag man zusehn, wie man mit der Chemie und ihren mannigfaltigen Stoffen fertig werden könne.

Nicht so deutlich warnt die Physik in Ansehung der Imponderabilien. Hier sieht man sich eher veranlaßt, bey der Frage zu verweilen: ob etwan Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus, sammt der Gravitation, aus Einem Real-Princip zu erklären seyn möchten? Und hier ist die Erinnerung um desto nöthiger, daß es den wissenschaftlichen Zusammenhang nicht im mindesten fördert, wenn man zuerst die Einfachheit erkünstelt, und hintennach sich genöthigt sieht, grundlose Unterschiede einzuschieben, um mit der Mannigfaltigkeit dessen zu wetteifern, was erfahrungsmäßig vorliegt.

Wenige Worte über Wärme und Elektricität müssen an dieser Stelle genügen. Repulsion ist in beyden vorherrschend; beyde zerstören den Zusammenhang der Körper, welcher sie mächtig werden. Aber die Körper zeigen sich nachgiebig im hohen Grade gegen die Wärme, indem sie

sich von ihr ausdehnen lassen; dagegen sträuben sie sich gegen die Elektricität, die sie entweder nicht annehmen, oder, wo möglich, aufs schnellste forttreiben. Sowohl für diese Verschiedenheit als für jenes Gemeinsame b etet das Vorhergehende die Erklärung.

Da nach dem Vorigen von keiner innern Bewegung der Theile einmal construirter, und zum Gleichgewichte der Attraction und Repulsion gelangter, Materie, mehr die Rede seyn kann (worin Einige die Wärme suchen wollten), so muß ein Wärmestoff angenommen werden. Dann ist nöthig, den Grund der Repulsion zu suchen, welche die Wärme gegen sich selbst beweiset. Ursprünglich giebt es gar keine räumlichen Kräfte, und keine Classe von Wesen, deren einfache Qualität eine Repulsion mit sich brächte. Aber der vorige §. führt schon auf die Voraussetzung: es gebe Wesen von äußerst ungleichem Gegensatze gegen die andern; dergestalt, daß vielleicht Hunderte oder Tausende derselben nöthig seyen, um in einem einzigen von den andern, eine vollständige Störung und Selbsterhaltung möglich zu machen; diese Hunderte oder Tausende aber, indem sie den Gegensatz gegen jenes Eine, auf einander gegenseitig übertragen, seyen dadurch in den Fall gesetzt, daß in jedem von ihnen eine weit stärkere Selbsterhaltung entstehn sollte, als deren sie fähig sind; folglich ergebe sich für sie die Nothwendigkeit, einander zu fliehen, damit ihre äußere Lage wiederum ihrem inneren Zustande entsprechen könne. Wenn nun dieses der wahre Grund der Repulsion in dem Wärmestoffe ist (und ein anderer läßt sich nicht finden), so erklärt sich die verschiedene specifische Wärme der Körper. Denn alles hängt nun von dem Gegensatze ab, der sich zwischen dem Wärmestoffe und den Elementen des Körpers befindet. Ist dieser Gegensatz sehr stark und zugleich sehr ungleich,

so wird in den Wärmestoff viel Repulsion gebracht; sonst weniger. Zugleich kommt nun die Dichtigkeit des Körpers in Anschlag; denn je dichter, desto mehr Repulsion erzeugende Theile enthält derselbe. Schon aus diesem Grunde haben die Metalle am wenigsten Capacität, das heißt, sie ertheilen dem Wärmestoffe am meisten Repulsion. Man denke sich also den Wärmestoff nicht als etwas, das an sich warm, oder mit Repulsivkraft begabt wäre; sondern dergestalt, daß die Umstände bestimmen, wie hoch der Grad der Repulsion, selbst für einerley Quantum Wärmestoffes, werden soll. Zugleich, und ohne Widerspruch mit dieser Repulsion der Elemente des Caloricums unter einander, nehme man einen hohen Grad der Attraction von Seiten der Materie (des Sauerstoffs, Wasserstoffs, Chlors, der sämmtlichen Metalle, u. s. w.) hinzu; von welcher Attraction man aber wiederum schon weiß, daß sie nicht ein=für=allemal durch eine vestistehende Attractivkraft, sondern durch die Verhältnisse, und ihnen gemäß bestimmt wird. Ohne diese Attraction würde sich die Materie nicht gefallen lassen, vom Caloricum ausgedehnt zu werden.

Hiemit verbinde man die Bemerkung, daß hinter dem Brennglase die Strahlen convergiren, ohne Spur von Repulsion, bis in den Focus ein vester Körper gebracht wird, der nun Wärme nach allen Seiten ausstrahlt. Auch gehört hierher Davy's Behauptung, daß die leuchtende Eigenschaft der Flamme zunehme, wenn sich in ihr eine veste Materie erzeuge und darin glühe.

Jedes Element eines vesten Körpers, oder auch jedes kleinste, aus den mehrern ungleichartigen Bestandtheilen desselben gebildete Klümpchen, ist für den Wärmestoff ein Kern, den er von allen Seiten nicht bloß einfach, sondern vielfach, ja ins Unendliche fort, in immer größeren Sphären zu umhüllen sucht. Könnte er damit völlig zu Stande

kommen, so würde er (so lange die Sphären nicht zu groß würden,) zur Ruhe gelangen; und hiemit würde alle Erscheinung der Wärme (die bloß auf der Repulsion beruht) verschwinden; es würde absolute Kälte eintreten. Aber schon wenn er dieser natürlichen, also ruhigen Lage sich plötzlich um ein Merkliches nähert, scheint etwas Wärme auf einmal zu verschwinden. Hiemit hängen Schmelzung und Verdampfung zusammen. Da nämlich die innere Configuration der vesten Körper den Wärmestoff hindert, die einzelnen Klümpchen zu umhüllen, so sucht er diese zu trennen; und hiervon ist erst Ausdehnung, dann Zerreißung die Folge. Sobald die Zerreißung geschehn ist, sollten nun die einzelnen Klümpchen, jedes mit einer vielfachen Hülle von Wärmestoff, auseinander fliegen; unter dem Drucke der Atmosphäre und ihres eignen Dampfes aber, und so lange sie diesen nicht übersteigen, bilden sie einen tropfbaren Körper. In solchem Zustande haben die Elemente nur noch einen mittelbaren Zusammenhang, wegen mittelbarer Attraction durch den zwischen ihnen befindlichen Wärmestoff; und weil dieser keine bestimmte Configuration mit ihnen eingeht, vielmehr immer im Kommen und Gehen begriffen ist, muß ihnen nun jede Lage gleichgültig seyn, daher sie einem Drucke nach allen Seiten auszuweichen suchen, oder, was dasselbe ist, den Druck in alle Richtungen hinaus gleichmäßig fortpflanzen. Im Entstehen dieses Zustandes aber, das heißt, während der Schmelzung, scheint sich Wärme zu verlieren; weil dem Wärmestoffe eine freyere Lage gestattet, und er folglich weniger in Repulsion versetzt wird. Dasselbe ereignet sich nochmals und auffallender dann, wann der Druck der Atmosphäre überwunden ist; nun hüllt wirklich der Wärmestoff die einzelnen Klümpchen ein, und die so gebildeten Sphären suchen sich fortwährend zu vergrößern; daher die Elasticität der Dämpfe.

Von ihnen unterscheiden sich die Gasarten durch geringere, oder ganz fehlende Fähigkeit ihrer Elemente, sich mit einander zu verdichten. Das dünnste, leichteste Gas wird dasjenige seyn, welches den stärksten und ungleichsten Gegensatz gegen den Wärmestoff macht. Denn durch die Menge des letztern, den es mit vorzüglicher Gewalt anzieht, bekommt es die Spannkraft, mit der es unter dem Drucke der Atmosphäre besteht. Dieses Gas ist bekanntlich das Wasserstoffgas; und wenn man bemerkt, wie wenig Hydrogen verhältnißmäßig genügt, um auch in allen andern Verbindungen bedeutend größere Mengen anderer Stoffe in bestimmte Zustände zu versetzen, so geräth man in Versuchung, es das Mächtigste aller bekannten Elemente zu nennen; doch heißt dies nichts anderes als: seine Qualität ist sehr abweichend von der aller übrigen Stoffe. Daß übrigens die Spannkraft des Wasserstoffgases von vorzüglich großem Wärmestoff-Gehalte herrührt, verräth das Knallgas-Gebläse sehr deutlich.

Das Mariottesche Gesetz kann als eine der Bestätigungen betrachtet werden für den Satz, daß die Repulsion in der Wärme von den Körpern herrühre, mit denen der Wärmestoff verbunden ist. Da nämlich die Compression Wärme frey macht, welche durch die Wände der Gefäße entweicht, so sollte die Spannkraft eines Gas im zusammengedrückten Zustande kleiner seyn, wenn sie von der Menge des Wärmestoffs abhinge. Sie bleibt aber in dem engeren Raume gerade so groß wie im weiteren, indem die Intension ersetzt, was der Extension abgeht. Also ist die Summe aller Spannkräfte unvermindert; folglich muß dieselbe von den eingeschlossenen Gastheilen selbst herrühren, die einem geringern Quantum Wärmestoffs jetzt noch eben so viel Spannung ertheilen, als zuvor dem größern, mit dem sie vor der Compression verbunden waren.

Gesetzt nun, man habe nach Art des hier Gesagten

die Phänomene der Wärme begreiflich gefunden, und man wolle jetzt auf eine, der Naturphilosophie anständige Weise zur Betrachtung der Elektricität übergehn: so darf man nicht mit einem Sprunge sich in ein ganz anderes Gebiet von Begriffen versetzen; sondern der, im synthetischen Theile schon bereit liegende Vorrath von Gedanken muß durchsucht werden, um zu finden, ob er nicht eine Abänderung der für die Wärme gemachten Annahme darbietet, vermöge deren man sowohl die Aehnlichkeit zwischen Elektricität und Wärme vesthalten, als auch ihre Verschiedenheit erklären könne. Schon der einzige Umstand nun, daß Wärme die Körper allmählig ausdehnt, Elektricität aber sie nur durch einen heftigen Schlag zerreißen und zerstäuben (oder durch einen reißend schnellen Strom zerlegen) kann, leitet dahin, daß man statt des starken Gegensatzes (der beym Caloricum die Attraction der Materie möglich macht,) jetzt einen schwachen Gegensatz, der aber minder ungleich sey (sonst würden nicht so auffallende Phänomene erfolgen,) anzunehmen habe. Man soll also nicht Wärme und Elektricität aus einerley Stoff ableiten, noch weniger aber den Elementen der Körper eine grundlose Thätigkeit zumuthen: sondern man soll einerley Gedankenfaden dergestalt verfolgen, daß er Aehnlichkeit und Verschiedenheit auf einmal, und mit gleicher Leichtigkeit darstelle. Auf diesem Wege nun kommt man sicher nicht zu der ungereimten Symmerschen Hypothese; wohl aber auf die Bahn Franklin's; jedoch mit Vertauschung der Zeichen + und —. Denn die sogenannte negative oder Harz-Elektricität ist, aus anderwärts angeführten Gründen *), als das wahre Electricum anzusehen.

---

*) Metaphysik, §. 403 u. s. w. Den dort angeführten Versuchen möchte beyzufügen seyn, daß oxydirbare Metallplatten, deren eine früher, die andre später in eine Säure getaucht werden, einen elektrischen Strom ergeben, wobey die am meisten chemisch

Verfolgt man die Betrachtung des elektrischen Druckes (gewöhnlich Vertheilung genannt) rückwärts zu der Wärme: so läßt es sich einigermaaßen wahrscheinlich machen, daß auch dem Caloricum unter gewissen Umständen, besonders wo es von einem elektrischen Strome gedrängt wird (wie in den Verbindungsdrähten der voltaischen Säule) ein ähnlicher Druck zukommt, welcher hier die Polarität des Magnetismus, wie dort jene der voltaischen Säule u. s. w. hervorbringt.

Weit von diesen Betrachtungen verschieden, und durchaus nicht damit zu vermengen, sind die Untersuchungen, wozu die Gravitation und Licht auffodern. Diese kommen nicht bloß darin überein, daß die weiten Himmelsräume der Schauplatz ihres Wirkens sind, sondern auch darin, daß sie zu den schwächsten Kräften (nach populärer Sprache)

---

angegriffene Platte negativ nach gewöhnlicher Sprache, d. h. in der That positiv wird. Denn das Electricum geht allemal dahin, wo es die freyeste Bewegung hat, vollends also wo es sich der ihm angemessenen Configuration um die Elemente des Körpers am meisten nähern kann; das aber gewährt in diesem Falle derjenige Körper, dessen Bestandtheile schon der Trennung durch die Säure nachgegeben haben. Eben so mag der Satz zu verstehen seyn, daß diejenigen Körper beym Reiben am meisten Neigung für — E hatten, deren Theile am meisten aus ihrer natürlichen Lage gebracht werden. Im Falle der Auflockerung ist dies begreiflich, wie vorhin; wo aber die Elemente nur erschüttert werden, wie bey der Glasscheibe der Elektrisirmaschine, da erfolgt das Gegentheil; das Electricum verläßt das Glas, weil es in diesem seine frühere Configuration bey der Reibung nicht behaupten kann; es sucht das Amalgam, wie überhaupt die Metalle, und flieht aus dem Reibekissen in den Erdboden. Der Conductor muß alsdann das Verlorene ersetzen, nicht aber nach gewohnter Meinung Elektricität annehmen. Was den neuern wheatstoneschen Versuch anlangt, so möchte man ihn wohl falsch auslegen, wenn man meinte, einerley Elemente des Electricums müßten den langen Weg des Drahts zurücklegen, um die beyden Funken an der leidner Flasche zu erzeugen. Beyde erfolgen gleichzeitig, weil die Flasche in dem Augenblick, wo sie an einer Seite verliert, an der andern aufnimmt; der Funken in der Mitte des Drahts aber ist nothwendig der letzte. (Vergl. Baumgärtners Naturlehre, fünfte Ausgabe von 1836, den zweyten Theil, §. 335, 389, 393.)

gehören. Denn die Gravitation bedarf, um merklich zu werden, ungeheurer Massen; in ihrer gewöhnlichen Erscheinung haftet sie an den Massen der Weltkörper. Das Licht, bey allem Reichthum seiner Erscheinungen, spielt durchgehends die passive Rolle; und würde uns ohne die große Reizbarkeit des Sehenerven kaum irgend vernehmbar werden. Für Erscheinungen solcher Art liegt im synthetischen Theile der Naturphilosophie noch die Voraussetzung eines zugleich sehr schwachen und sehr ungleichen Gegensatzes bereit; und man hat zu versuchen, in wiefern man derselben die letzterwähnten Thatsachen ohne Zwang wird anpassen können.

§. 163. Die Physiologie hat die Bestimmung, zwischen der Psychologie und der Naturphilosophie im engern Sinne (welche die sogenannte Physik aus metaphysischen Principien erklärt) das Mittelglied zu bilden. Sie hat neuerlich den passenden Namen Biologie erhalten.

In Ansehung derselben muß die doppelte und entgegengesetzte Einseitigkeit verhütet werden, entweder vermittelst ihrer die Psychologie der Naturlehre, oder diese jener unterordnen zu wollen. Auf den einen Irrweg führt gar leicht die äußere Erfahrung, indem sie den Menschen als eine Art der Thiere, die Thiere als besondere Formen einer allgemeinen Lebendigkeit der Natur, folglich den menschlichen Geist als eine einzelne und sehr beschränkte Art von Aeußerung des allgemeinen Naturlebens erscheinen macht; auf den andern Irrthum kommt der Idealismus, indem er den menschlichen Leib als das erste und unmittelbare Object des Vorstellens, und alles Uebrige als entferntere Modification eben dieses Objects, aufzufassen verleitet. Daß beyde Ansichten vollkommen unzulässig sind, ist in den frühern Capiteln dieses Abschnitts gezeigt.

Wäre die Biologie genug ausgearbeitet: so würde sie eben sowohl wie die Psychologie und Naturphilosophie in

einen synthetischen und analytischen Theil zerfallen.

Die Möglichkeit ihres synthetischen Theiles beruht auf dem Grundgedanken: daß die äußere Lage der einfachen Wesen, und folglich deren Erscheinung als Materie, nicht nothwendig bloß von ihrer einfachen Qualität, und den hiedurch vorhandenen Gegensätzen, abzuhängen brauche; sondern daß auch die Hemmungen zwischen mehrern innern Zuständen eines Wesens, sammt allem, was nach Analogie der psychologischen Grundsätze hieraus folgen kann, einen Beytrag liefern zur Bestimmung der äußern Lage, die dem Ganzen des innern Zustandes angemessen sey.

Nennt man die Seele innerlich gebildet: so kann dieser Begriff der innern Bildung auch auf andre Wesen im allgemeinen übertragen werden: alsdann wird bey einem System von Wesen die innere Bildung als eine nähere Bestimmung hinzukommen, wenn man die Construction dieses Systems angeben soll.

Hier bietet sich zuerst die Bemerkung dar: die Configuration der Materie aus innerlich gebildeten Elementen müsse weit wandelbarer seyn, als die zufolge der einfachen Qualitäten. Denn der Grad und die Art der innern Bildung sind höchst veränderlich und mannigfaltig.

Ferner: wegen der Schwebung der in gegenseitiger Hemmung begriffenen innern Zustände, die niemals ganz zur Ruhe kommt (§. 158 Anmerkung), müsse auch jene Configuration etwas unaufhörlich Schwebendes, und in keinen zwey nächsten Zeittheilchen vollkommen Gleiches seyn: sie müsse vielmehr fortwährend im Entstehen und Vergehen schwanken.

Hievon aber werden die innern Zustände nicht bloß der Grund seyn, sondern auch die Folge: sie müssen mit verändert werden, je nachdem die Lage der Wesen, und daher deren Störung und Selbsterhaltung sich ändert.

Allein durch neu entstehende innere Zustände werden doch die vorhergehenden nicht aufgehoben, sondern nur in ein Streben verwandelt; und auch dies sehr oft nur vorübergehend. Denkt man sich nun zu dem wieder hervortretenden ältern Zustande eine entsprechende Attraction und Repulsion unter günstigen Umgebungen hinzu, so wird das vorhandene System von Wesen nur solche neue zu sich heranziehn, und ihnen eine solche Lage geben, daß dadurch die ersten Zustände erhöhet und verstärkt werden. Diese neu angezogenen müssen aber hiedurch selbst in alle, ihrer jetzigen Lage entsprechenden inneren Zustände gerathen; und weil in dem ganzen schwebenden Systeme die Lage beständig wechselt, in eine continuirliche Folge von Zuständen hinein geführt werden; mit einem Worte, sie müssen selbst innere Bildung erlangen, oder wie man es nennt, assimilirt werden. Erinnert man sich nun, daß überall innere Ungleichheit das Princip der Anziehung, Gleichartigkeit aber das der Abstoßung ist: so scheint zu folgen, daß auch in dem System innerlich gebildeter Wesen die Anziehung nur so lange dauern könne, als die Assimilation noch nicht ganz vollendet ist, dann aber Expansion entstehen müsse. Und hieraus würde sich denn sowohl die Intus-Susception (innere Aufnahme neuer Nahrungsmittel) als der turgor vitalis (die Lebens-Spannung) erklären. Denn die schon vollkommen gleichartig gebildeten Elemente werden eine Neigung haben, sich von einander zu entfernen; und zugleich werden sie die minder ausgebildeten zwischen sich nehmen.

Gesetzt nun, diese Anfangspuncte würden gehörig benutzt, um eine Untersuchung daran zu knüpfen, in welcher die Grundsätze der Psychologie und Naturphilosophie stets in Gemeinschaft zur Anwendung kämen (und eine andre, wahre und gründliche Physiologie kann es niemals geben); so würde eine Lehre von der Möglichkeit des Lebens entstehn, die noch nichts von dem zweckmäßigen Bau

der Pflanzen und Thiere enthielte, vielmehr auf Pilze und Schwämme, auf Molen und Warzen, auf alle krankhaften organischen Gebilde gerade so gut als auf jene im Zustande ihres vollkommenen Gedeihens paßte. Und so muß es seyn. Die Wissenschaft darf keine Vorliebe kennen; das Verkehrte und Gebrechliche ist eben so gut ein Gegenstand des Forschens, als das Beste und Schönste; für die allgemeine Lehre vom Leben aber ist dieser Unterschied noch gar nicht vorhanden.

Ferner ist zu merken, daß auf diesem Standpuncte die Möglichkeit des Lebens als beruhend auf dem allgemeinen Mechanismus der Natur, im weitern Sinne, betrachtet wird; daß aber dieser Ausdruck, eben durch die Ausdehnung, welche man ihm neuerlich giebt, angefangen hat seinen wahren Sinn zu verlieren. Mechanismus bezeichnet ursprünglich eine Regel der Bewegung für ein System starrer Körper; und alles aus dem Mechanismus erklären, heißt soviel, als die Materie für das einzige Reale, Bewegung für das einzige wirkliche Geschehen ausgeben. Diese Vorstellungsart ist der Wahrheit so sehr als möglich entgegen, wie im Vorhergehenden längst gezeigt worden: sie darf also nicht mit dem hier Vorgetragenen verwechselt werden.

Der analytische Theil der Physiologie hat nun die lebende Natur, in allen den Formen, in welchen die Erfahrung sie uns zeigt, zum Gegenstande. Hier findet sich nicht bloß Leben überhaupt, sondern zweckmäßiges Leben, sammt dem, schon in seiner höchsten Allgemeinheit rein teleologischen, Unterschiede der Gesundheit und Krankheit; es findet sich nicht bloß ein fortwucherndes Pflanzenleben, das sich unbestimmt ausbreitet, in mehr oder weniger Aeste und Zweige; sondern auch ein Thierleben in geschlossener Einheit, das in seiner Vollständigkeit nicht mehr, wie die Pflanze, an der todten Natur haftet; es findet sich endlich eine Dienstbarkeit, in welchem dieses Thierleben zum bloßen

Träger wird für den Geist, den es bilden hilft ohne ihn zu fesseln

Stufenweise vermindert sich hier die Begreiflichkeit. Vegetation an sich ist kein Wunder; aber die Rose und die Eiche ist ein solches. Infusionsthiere und Polypen erinnern nur etwas nachdrücklicher als der Schimmel und die Flechte, an die innere Bildung, die man in allen ihren Bestandtheilen voraussetzen muß; unter dieser Voraussetzung scheinen sie nicht viel mehr zu bedeuten, als der Krystall für die rohe Materie: hingegen mit den Insecten fängt die Welt an, sich als Schöpfung zu offenbaren. Und doch ist das Insect noch weit eher der Vermuthung gemäß, mit der man von dem synthetischen Theile der Psychologie ausgehend, dazu kommt, als der Fisch und das vierfüßige Thier. Denn in jenem sieht man eine stete Geschäfftigkeit, die durch eine Reihe von Evolutionsperioden bestimmt wird; das ganze Thier gehorcht immer seinem ganzen Zustande. Und so mußte man es erwarten. Es war natürlich anzunehmen, daß ein geordnetes Leben in steten Entwickelungen fortgehn, und dabey eine vollkommene Wechselwirkung aller seiner Elemente verrathen würde. In diesem Falle müssen alle Lebensäußerungen genau den Lebensbedürfnissen entsprechen; und das scheint bey den Insecten zuzutreffen. Hingegen das vierfüßige Thier ist keinesweges bloß ein Kunstwerk des Lebens. Im Gegentheil, während dessen Fortdauer durch die stete Geschäfftigkeit der Eingeweide gesichert ist (vorausgesetzt, daß das Thier gesättigt sey), schaut es nun müßig mit allen seinen Sinnen die Außenwelt an; es spielt, und lebt zum Vergnügen.

Dieser Ueberfluß fängt an, für die Physiologie gleichgültig zu werden; und vollends die vielen Gedanken, Sorgen, Leidenschaften, Aufopferungen, welche der Geist des Menschen sich macht, sind vom physiologischen Standpuncte betrachtet, sogar zweckwidrig; denn sie verbrauchen das Le=

ben, sie zerstören es, anstatt es zu unterstützen. Wer bloß diesen Standpunct kennte, der würde gar nicht begreifen können, daß in den spätern Mannesjahren, in welchen das Gedeihen des Leibes sichtbar im Abnehmen begriffen ist, sich der Geist noch veredele und vervollkommne. Er würde die Thatsache für unmöglich, und deren Behauptung für widersinnig halten.

Hier sind wir also schon außer den Gränzen dieses Paragraphen: und indem wir bemerken, daß alle Fortschritte des Wissens nur den alten Satz bestätigen können, der Mensch sey für sich selbst das größte Wunder: kehren die religiösen Ansichten zurück, welche schon am Ende des vorigen Capitels ihre Stelle gefunden haben.

§. 164. Unter allen Gegenständen der Philosophie ist kein anderer so verwickelt, und zu so mancherley höchst verschiedenen Ansichten geeignet, als derjenige, dessen jetzt noch am Schlusse soll gedacht werden, obgleich man ihn gewöhnlich, und nicht ohne Grund, in der praktischen Philosophie abhandelt, — nämlich der Staat. Dieser Inbegriff aller gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen, ist seinem natürlichen Ursprunge nach eine Art von Fortsetzung der Erscheinungen, welche wir in den Organismen bemerken. Denn daß sich die letzteren als Körper darstellen, ist an ihnen nicht das Wesentliche; welches vielmehr darin liegt, daß sie, gleich dem Staate, auf einer Wechselwirkung und dauernden Verbindung unter vielen, innerlich gebildeten, einfachen Wesen beruhen. Eben deswegen hat ein physiologischer Irrthum, nämlich die falsche Meinung von einem allgemeinen Naturleben, sich auch der Staatslehre bemächtigen können: und man hat hie und da angefangen, die Einheit im Staate als ursprünglich in dem Grundwesen der Menschheit liegend zu betrachten, statt daß dieselbe nur aus einer Zusammenschmelzung des ursprünglich Getrennten und Vielen entstehen konnte.

Ganz abgesehen nun von der praktischen Philosophie, sollte man der Staatslehre, eben so wie der Psychologie, Naturphilosophie und Physiologie, einen synthetischen und analytischen Theil zugestehen. In jenen gehören die Betrachtungen über das natürliche Entstehen der Gesellschaft aus Lust, Bedürfniß und Gewalt; die Fortdauer derselben durch Gewohnheit, und durch Assimilation der Jungen an die Alten; die Bevestigung und Ausbildung durch Grundbesitz, Handel, Kunst und Wissenschaft; die Umwandlung durch veränderte Verfassung und Verwaltung. Hiebey muß der Begriff der Gesellschaft unterschieden werden von dem des Verkehrs sowohl als des bloßen Gehorsams; indem Gesellschaft nur in so fern vorhanden ist, als irgend Ein Zweck Vielen vorschwebt, die sich in Ansehung seiner als vereinigt betrachten, so daß ein wahrhaft gemeinsames Wollen entstehe; nicht aber, wie im Verkehr, ein bloßes Gefüge verschiedener Willen, deren jeder den andern als Mittel betrachtet. Vom Rechte ist dabey noch gar nicht die Rede; auch ist die rechtliche Auseinandersetzung ursprünglich das gerade Gegentheil der gesellschaftlichen Verbindung; wiewohl hintennach die Bevestigung des Rechts Einer unter vielen Zwecken der Gesellschaft werden kann und muß.

Der analytische Theil der Staatslehre hat nun die wirklichen, in der Erfahrung und Geschichte gegebenen Staaten vor Augen. Er soll aus den synthetischen Grundsätzen die Thatsachen erklären; und die pragmatische Geschichtsforschung soll sich in ihm zur Wissenschaft erheben.

Allen diesen Untersuchungen, welche aus dem theoretischen Boden der Psychologie und Erfahrung hervorgehn, steht die Lehre der praktischen Philosophie von den abgeleiteten Ideen (§. 106.) gegenüber; dergestalt, daß man hier weder das Theoretische dem Praktischen, noch umgekehrt, unterordnen kann, sondern beydes suchen muß zu vereinigen.

Nach der Idee des Rechts zuvörderst soll der Staat beruhen — nicht etwan auf einem vor Jahrhunderten nicht geschlossenen Vertrage, der, wenn er auch eingegangen wäre, doch die lebende Generation nicht unmittelbar verpflichten würde, — sondern auf der Einstimmung und gegenseitigen Ueberlassung aller Lebenden. Vergleicht man aber diese Foderung mit der Wirklichkeit: so zeigt sie sich nicht bloß unerfüllt, sondern auch unerreichbar; denn es kann unmöglich sich Jeder um Alles bekümmern; und die Einstimmung nur in Frage stellen, würde schon heißen einen allgemeinen Streit aufregen, den endlich die Gewalt, zwar nicht schlichten könnte, aber stillen müßte.

Nach den Ideen des Wohlwollens und der Vollkommenheit soll die Gesellschaft für das Gemeinwohl und für die höchste Geistesbildung vereinigt seyn; nach diesen Zwecken soll sich die Güterverwaltung richten. Gesetzt, man habe hier schon die Gränzen hinzugedacht, welche aus der Vorliebe der Einzelnen für ihre Privatrechte entspringen: so ergiebt sich noch immer ein von dem vorigen ganz verschiedener Begriff. Der Staat erscheint nun als ein System von Geschäfften und Verwaltungszweigen; die Geschicktesten müssen zusammentreten unter einer obersten Leitung; die Weisheit muß regieren, die Menge muß gehorchen und dienen.

Die richtige Vereinigung aller dieser verschiedenen Rücksichten, ist die eigentliche Aufgabe der Staatslehre.

Das Wesentliche der Vereinigung beruht auf dem einfachen Gedanken: Jeder Einzelne müsse der vorhandenen Einrichtung, in die er von Jugend auf hineingewachsen ist, sich aufrichtig unterwerfen; in Allen zusammen aber müsse die Bereitwilligkeit lebendig seyn, zu solchen Verbesserungen die Hand zu bieten, wodurch die Zufriedenheit eines Jeden und die Einstimmung Aller könne erleichtert und befördert werden.

Statt der Erläuterung, wozu hier der Ort nicht ist, nur folgende kurze Bemerkungen:

Der rechtliche Zustand in jedem wirklichen Staate ist allemal und unvermeidlich unvollkommen; aber es giebt darin große Unterschiede des Mehr oder Weniger. Alle Reizung zum Streite ist in dieser Hinsicht eine Gefahr. Ungleichheit der Güter und des Ansehens ist zwar natürlich und erträglich, aber drückende Armuth und Herabwürdigung, welcher Niemand zu Hülfe kommt, Niemand auch nur den guten Willen beweiset, zu helfen: diese nagt fortwährend an dem gesellschaftlichen Bande, und entkräftet allmählig jene Einstimmung der Gesinnungen, auf welcher das Recht, abgesehen von aller äußern Form, in seinem innersten Wesen beruht.

Auf der andern Seite ist ein wirklicher Ausbruch des Streits das allergrößte Unglück, welches, nicht etwan bloß den Glücksgütern und der Verwaltung, sondern gerade dem rechtlichen Zustande selbst, begegnen kann. Denn es kann nicht der kleinste Theil der vorhandenen Ordnung gewaltsam verletzt werden, außer so, daß der leidende Theil sich über Unrecht beklage, und auf Ersatz und Strafe dringe. Dadurch verwickeln sich die Ansprüche; und es vermindern sich die Vereinigungspuncte; dem vermeintlich verbesserten Recht drohen neue Verbesserungen; es fehlt ihm der Glaube und das Vertrauen. Solchen Schaden kann nur die Zeit heilen, und sie heilt ihn äußerst langsam.

Als System von Geschäfften und Verwaltungen beruht der Staat auf einer Menge der mannigfaltigsten Geschicklichkeiten; von der Industrie des Landmanns bis zu der Kunst der Feldherrn und Minister. In dieser Hinsicht ist er nicht ein Werk des Willens, sondern ein Natur=

gewächs; denn die Geschicklichkeiten lassen sich nicht willkürlich hervorbringen, sondern sie entstehn im Laufe der Zeiten, und schreiten allmählig fort auf zuvor unbekannten Wegen. Jeden Einzelnen treibt das Gefühl seines Könnens, sich den gelegensten Platz zur Ausübung seiner Kunst zu suchen; dadurch gerathen ihrer Viele in eine Zusammenstellung und Zusammenwirkung, die Keiner voraussah, und deren Erfolg sich nicht berechnen ließ. Der Staat in seiner Eigenschaft als Mittelpunct des Wollens und der Macht, verhält sich zu den Geschicklichkeiten wie der Gärtner zu den Pflanzen; er kann sie beschützen, pflegen, aber nicht erzeugen noch verändern. Um auch nur so viel zu vermögen, muß er in seinem Innern, als System der Rechtsverhältnisse Vestigkeit besitzen; hört die Sicherheit auf, so werden die Künste erst kleinlich, indem sie sich nach der Flüchtigkeit gelegener Augenblicke zu bequemen suchen; dann verdorren sie und verschwinden allmählig.

Mit den Geschicklichkeiten wachsen die Ansprüche; die Unvollkommenheit des rechtlichen Zustandes wird fühlbarer; und bessere Vestfstellung desselben wird in einem größeren Kreise gewünscht; man begehrt eine V e r f a s s u n g. Dieses Herausgehn aus der frühern Indolenz ist unstreitig für den Staat ein kritischer Zeitpunct. Einige schöpfen Verdacht wegen dessen, was sie mit Recht, als etwas ihnen längst Zugestandenes und Eingeräumtes, zu besitzen glauben; Andre besinnen sich jetzt, daß sie in ihrem früheren Stumpfsinn manches haben geschehen lassen, ohne es eigentlich zu wollen; daher halten Jene am Alten, und diese suchen das Neue. Hier ist große Nachgiebigkeit von beyden Seiten nöthig. Das Wichtigste aber ist, daß Jedermann den schändlichen Jesuitischen Grundsatz verabscheue: der Zweck heilige die Mittel. Die erste empörende Handlung, welche auf irgend einer Seite vollführt wird,

spannt die Gemüther, und erschwert die Unterwerfung, zu der doch am Ende Alle zurückkehren müssen.

Denn die Täuschung, als ob man planmäßig ein neues Gebäude aller Rechtsverhältnisse aufführen könne, muß verschwinden. Das Ziel setzt der Zufall; die Ermüdung nach dem Streite nöthigt eben sowohl zur Unterwerfung, als die vorhandene Ordnung vor dem Streite dazu einladet; die abgenöthigte Unterwerfung aber ist für alle Partheyen ein Uebel, weil ein geheimer Krieg darunter verborgen ist; das wahre und eigentliche Gegentheil des rechtlichen Zustandes. Hat man aber noch zur rechten Zeit eingesehen, daß in der Willkür keine Würde und kein Glück, hingegen in allgemeiner Zufriedenheit das Recht, und im gemeinsamen Wollen die Stärke der Gesellschaft zu suchen ist: so wird man von allen Seiten das Bestehende unterstützen, wo es erträglich ist; man wird eine langsame Abänderung einleiten, wo sie sich nothwendig zeigt; man wird in dieser Abänderung den augenblicklichen, ungestümen Foderungen, wenn immer möglich, gar nichts nachgeben; desto mehr aber die bleibenden, natürlichen Wünsche und Bedürfnisse der Menschen berücksichtigen, und der fortwährenden Aeußerung derselben eine regelmäßige Form darbieten.

Ist nun eine Verfassung entweder gebildet oder verbessert: so hat sie ihre Kraft und Stärke nicht in ihrer logischen Consequenz, nicht in der klugen Berechnung der Interessen, nicht einmal in der Energie, womit sie von Einzelnen in Gang gesetzt und gehandhabt wird: sondern sie hat sie in den wirklichen Willen der Menschen; und diese müssen dafür gewonnen seyn, oder sie werden ihr trotz aller jener Vorzüge, durch Inconsequenz, Thorheit und Bosheit fortwährend Gefahr drohen. Ruhen kann sie nur auf zweyen Stützen; diese sind: Bildung des

Volks, zu einer öffentlichen Meinung, worin ein richtiges Urtheil vorherrsche; und: guter Wille der Oberhäupter, bevestigt durch ein ächtes Ehrgefühl gegen Schmeicheley und Ueppigkeit. Wer diese zwey Stützen für unnöthig hält, der mag über Verfassungen mit gleichem Glücke brüten, wie über ein perpetuum mobile. Die Geistes-kraft und die sittliche Würde in einer Nation ist der letzte Grund aller Möglichkeit ihres gesellschaftlichen Bestandes. —

Was, nach dem göttlichen Rathschlusse, noch werden solle aus dem Menschengeschlechte auf der Erde: das läßt sich nicht leicht voraussehn. Die Thierwelt und die Pflanzenwelt scheint geschlossen; aber die Organisation der menschlichen Gesellschaft hat ihren Beharrungsstand noch nicht erreicht. Noch sind nicht alle Meereskűsten in gleich-mäßiger Berührung; aber sie werden dahin kommen; und alle Völker werden in mittelbare oder unmittelbare Wechselwirkung treten. Wann dereinst das Erdenrund mit gebildeten Staaten bedeckt seyn wird: dann kann der Plan einer Universal-Monarchie auch dem verwegensten und glücklichsten Feldherrn nicht mehr einfallen; nicht bloß für Eine Herrschaft, sondern auch für Ein Principat wird das Ganze zu groß seyn; aber das Bedürfniß einer geordneten Bundes-Verfassung wird sich auf der ganzen Erde fühlbar machen. Dann wird nicht bloß der einzelne Mensch, sondern auch jeder einzelne Staat weit kleiner erscheinen als jetzt, und eben deshalb wird die Größe eines Staats mehr und mehr aufhören ein Gegenstand des Ehrgeizes zu seyn. Was die Geschichte bisher zu verschiedenen Zeiten lehrte, das wird alsdann die Gegen-wart in ihrer Mannigfaltigkeit auf einmal darstellen; und wie die Astronomie den Erdenbürger demüthigt, der ehe-dem Weltbürger zu seyn glaubte, so wird die politische Geographie den Staatsbürger demüthigen, der nun erst fühlen wird, wieviel dazu gehöre, um Erdenbürger zu

seyn. Deutlicher als jetzt wird dann das Natürliche und Nothwendige in allen gesellschaftlichen Verhältnissen hervortreten; und wenn Niemand mehr hofft, die Staaten entweder nach Willkür regieren oder nach Willkür umformen zu können: dann werden auch die Gebote des Rechts und der Sitte vielleicht eher als bisher, offene und willige Ohren antreffen.



Göttingen, gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.







